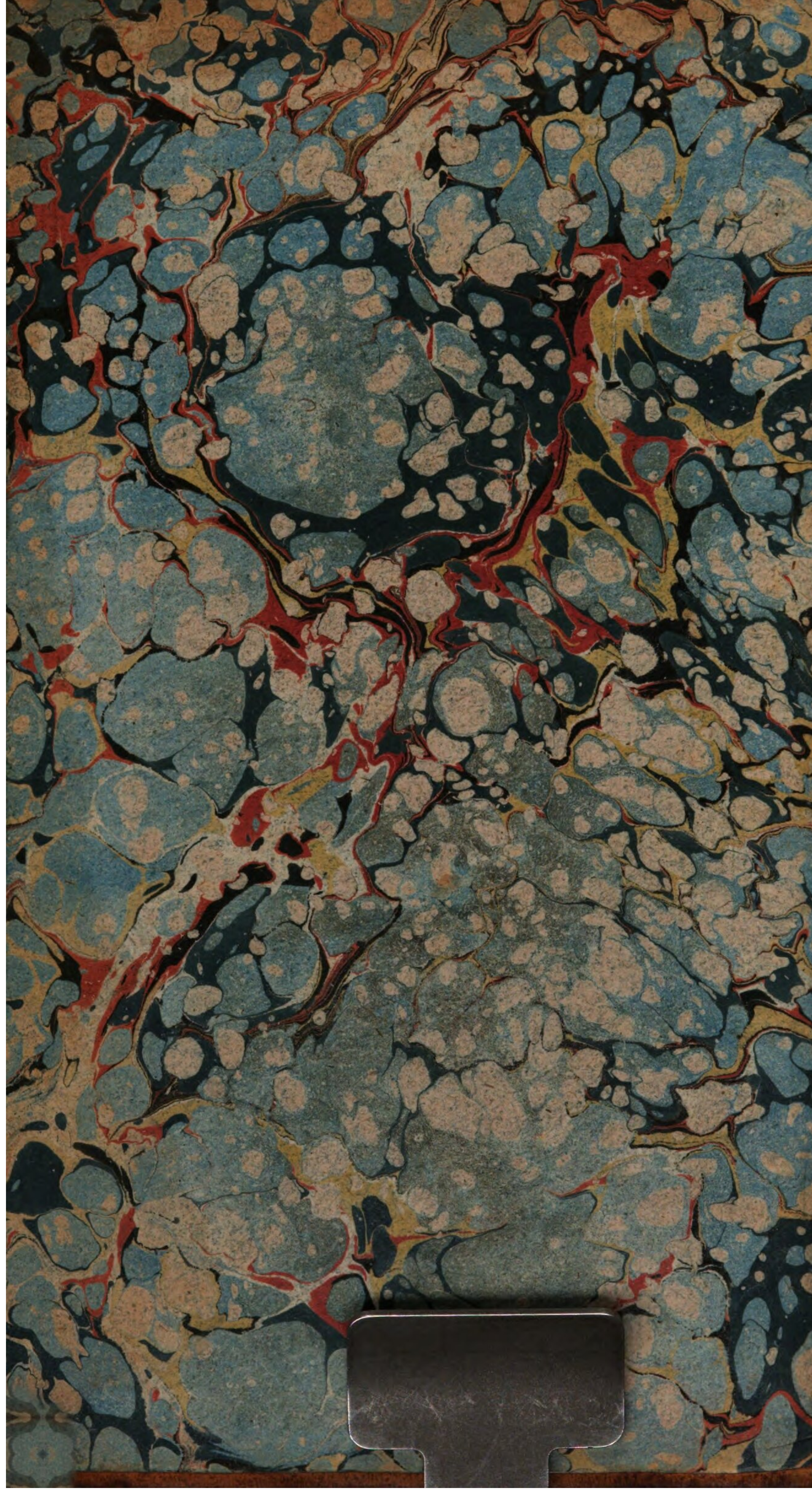

B. L. franç. pag. 637.

L. oleg 9. 399 +

Herrn Thomas,
Mitglieds der französischen Akademie,

Versuch
über die
Lobschriften,
Lobreden und Lobgedichte.

Erster Theil.
Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen herausgegeben
von
Rudolph Wilhelm Zobel,
Professor zu Frankfurt.

Frankfurt an der Oder,
Verlegts Carl Gottlieb Strauß. 1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede

zur deutschen Uebersetzung.

Unter den verschiedenen Methoden, den Geschmack zu bilden, hat diejenige gewiß einen vorzüglichen Werth, die uns mit den Werken des Geschmacks selbst bekannt macht, dieselben einzeln durchgeht, ihre Schönheiten sowohl als ihre Fehler entwickelt, durch Muster lehrt, und in Beyspielen warnt. Diese Methode hat Herr **Thomas** in seinem Essai sur les Eloges ou Histoire de la Litterature et de l'Eloquence appliquées à ce genre d'ouvrage angewandt, der den ersten und zweyten Theil seiner im J. 1773 zu Paris herausgegebenen Werke ausmacht; und man hatte Grund, über diese Materie etwas Vollständiges und Durchgedachtes von einem Manne zu erwarten, der selbst einer der größten Lobredner unsrer Zeiten ist.

Aber nicht allein, um den Geschmack des Lobredners zu bilden, schrieb Herr Thomas sein Werk, sondern, wie er sich selbst darüber gegen das Ende des ersten Capitels erklärt, er wollte zugleich eine Geschichte des öffentlichen Lobes liefern, um den Ursprung desselben, die verschiedenen Gestalten, worinn es erschienen ist, die Männer, die sich dadurch bekannt gemacht haben, seine Ausbildung und selbst seine Sittlichkeit in den verschiedenen Perioden der Nationen und der Menschheit vorzutragen. Er handelt also nicht eigentlich vom Panegyrikus, oder von Lebensbeschreibungen, wie der französische Titel, Eloges, vielleicht anzudeuten scheinen möchte, sondern von allen Arten des öffentlichen Lobes; und das hat mich bewogen, in der Uebersetzung den Titel etwas abzuändern, weil ich glaubte, dadurch den Inhalt und Umfang des Werks mit mehrerer Genauigkeit anzeigen zu können.

Für die Nation, für welche Herr Thomas zunächst schrieb, hat er gewiß alle seine Zwecke völlig erreicht. Er besitzt das Talent, die Reden, welche er als Muster empfiehlt, mit Genauigkeit und Geschmack zu zergliedern, und er wählt die einzelnen Stücke, die er daraus als Beyspiele anführt, sehr glücklich. Besonders werden vielen Lesern die langen Stellen, aus den Reden des Julian Cap. 19, und des Themistius Cap. 21. um so angenehmer seyn,

da sie nicht allein an sich vortreflich, sondern auch nicht so bekannt sind. Die Charaktere der vornehmsten Lobredner des Alterthums sowohl als der Helden, Weisen und Gesetzgeber, die das Lob erhielten, hat der Verf. sehr schön geschildert. Man darf darüber z. B. nur das lesen, was des Verfasser vom **Isokrates**, Cap. 7. vom **Plato** und **Sokrates** Cap. 8. vom **Xenophon** Cap. 9. vom **Cicero** Cap. 10, vom **Tacitus** Cap. 15, vom **Constantin** Cap. 18. und vom **Julian** Cap. 20. sagt. Auch die eingestreuten Betrachtungen über die Sprachen und ihr Verhältniß zu dem Genie und den Sitten der Völker Cap. 10. über den Werth der körperlichen Stärke in den verschiedenen Perioden der Menschheit Cap. 6. über die Sophisten Cap. 16, über die Nachahmung Cap. 19. über die griechischen und römischen Redner und ihre Unterschiede, und so viele andere Züge zum Besten der Menschlichkeit, der Wohlthätigkeit und der Kenntnisse, wird man mit Vergnügen lesen. Sie enthalten durchgängig vortrefliche Reflexionen, richtige Urtheile und einzelne wahre und edle Gedanken, die zum Theil neu sind, oder wenn sie auch schon bekannt waren, doch durch die Stärke und Freymüthigkeit des Ausdrucks gefallen.

Dies sind die Vorzüge, die dem **Versuche** des Hrn. **Thomas** in Frankreich so allgemeines Lob erworben haben, und es ihm auch bey

den meisten Lesern in Deutschland verdienen werden. Dennoch hat es ihm nicht ganz an Tadlern, selbst unter seinen Landsleuten, gefehlt. Besonders hat sich unter ihnen der bekannte **Freron** ausgezeichnet, der nun schon seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren ein erklärter Gegner der Academie françoise und aller Mitglieder derselben ist, und in seinem Année litteraire eben so den Antipoden der allgemeinen Stimme des Publicums spielt, wie ihn gewisse Kunstrichter in Deutschland gern spielen möchten. Ansehen weis er sich zu geben; selbst nimmt er eine Mine von Unpartheylichkeit an, so wie es die Herren gemeiniglich machen. Daher lobt er so gar den Verfasser, aber er lobt ihn über eine Sache, die der deutsche Gelehrte ihm eben für kein Verdienst anrechnen würde *). Il a fallu, sagt er, que Mr. Thomas ait eu le courage de supporter le travail et les degouts d'une lecture immense pour faire mention et donner les notices d'une infinité d'eloges, de panegyriques et d'oraisons funebres, qu'il tire de l'oubli. Das sagt Hr. Freron im ganzen Ernst. Wenn nun der Deutsche erst das Buch gelesen hat, und dann ein solches Urtheil hinter her liest, sieht er da nicht gleich den superficiellen Mann in seiner ganzen Blöße? Und das war Lob. Nun auch einmal Tadel. Nur ein Beyspiel davon. Hr. Thomas

*) Année litteraire 1774. N. 1.

mas führt in den ersten Capiteln seines Buchs den Satz aus, daß die Hymnen so alt wären, als das menschliche Geschlecht. Darüber witzelt nun Hr. Freron nach seiner Art. Es wäre leicht gewesen, sagt er, sie noch älter zu machen; car lorsque les Anges sortoient du néant, il est vraisemblable, que ces esprits célestes prirent leurs harpes d'or, et que, dans le premier élan de leur reconnoissance, ils celebrerent par un cantique sublime l'auteur bienfaisant de la creation. Eine seichtere und ungesalznere Spötterey habe ich noch nie in einem deutschen Journal gefunden. Trost für uns! aber freylich trauriger Trost!

Wenn der Tadler in irgend einem Stücke Grund vor sich hat, so ist es in folgender Stelle: Mr. Thomas n'a qu'*un* style; c'est pour ainsi dire un peintre de camayeux, qui n'a qu'une seule couleur sur sa palette. Tous ses ouvrages, quelques disparates qu'en soient les genres, portent la même enluminure de fausse grandeur. Son Essai sur les Eloges est un sujet purement historique, qui ne demandoit à être ecrit que d'un style simple. Mr. Thomas, pour le traiter rassemble toutes ses machines, et deploye tout l'attirail de son eloquence academique. Vous y retrouverés le même ton d'emphase et d'hyperbole que dans ses discours, la même pompe d'images, la même exaltation dans les idees, le

même uſage frequent d'exclamations, d'apoſtrophes, — c'eſt un Eloge des Eloges.

Wäre dies Urtheil mit mehrerer Mäßigung und Beſtimmung ausgedrückt, und hätte der Critiker, indem er die Hyperbeln tadelte, nicht ſelbſt hyperboliſch geſchrieben, ſo würde ich ihm beypflichten. In der That hat dieſer Verſuch nicht den einfachen, gleichmüthigen Stil des erzählenden und des dogmatiſchen Vertrags, den doch eigentlich die Materien, die darin abgehandelt werden, erfoderten. Der Verfaſſer läßt ſich zuerſt von ſeiner Imagination und von ſeinem Herzen verführen, Pfade zu betreten, die zwar blumigt genug ſind, die ihn aber doch von ſeinem Wege ableiten. Hätte er das nicht gethan, ſo würde er nicht in den Hang des Charakteriſirens verfallen ſeyn, welchen er ſelbſt Cap. 9. am **Salluſtius**, der zuerſt das Muſter dazu gab, und an dem Cardinal von **Retz**, der es wieder in die Mode brachte, tadelt; er würde da, wo er blos erzählen oder beſchreiben ſoll, nicht den Rednerton angenommen haben, wie z. B. bey dem Urtheil über das Genie des **Tacitus**, im Anfange des 15. Capitels; er würde den größten Theil der Betrachtungen über die Leichenreden der Egypter Cap. 4. über die Griechen Cap. 5. über die Schmeicheley gegen lebende Prinzen Cap. 12. und über den ausſchweifenden Stolz der Kaiſer Cap. 17. weggelaſſen haben. Es iſt

wahr,

wahr, in allen diesen, und andern Stücken des Werks, die man für überflüßig halten könnte, ist viel schönes, und ich fodere die größten Stilisten unsrer Zeiten auf, in solchen Wendungen, als z. B. die vom Sokrates im Anfange des 8. Capitels, oder in solchen Schilderungen, als z. B. die vom Charakter Julians Cap. 20, oder in solchen Abhandlungen, als z. B. die von den Griechen Cap. 5., den Verfasser von der Seite der Gedanken, des Stils und der Einkleidung zu übertreffen. Nur Schade, daß man am Ende immer sagen muß: sed hic non erat his locus.

Von einzelnen Stellen rede ich nicht. Ich habe ein paar mal meine Meynung in den Noten gesagt, wenn mir der Witz nicht von der rechten Art zu seyn schien. Hätten dergleichen Stellen ganz umgearbeitet werden sollen, so wäre das Werk keine Uebersetzung mehr gewesen. Schon, wie sie da ist, wird sie zuweilen zu frey scheinen, weil sie öfters dem deklamatorischen Stil des Originals einige Milderung zu geben sucht; und doch wünschte ich, daß sie noch an mehrern Stellen so frey wäre. Die Regeln, nach welchen unsre Kritiker den Werth einer Uebersetzung beurtheilen, sind sehr verschieden. Der eine verlangt, daß in Uebersetzungen noch die Ursprache mit allen ihren Eigenheiten durchschimmern soll; der andere will blos den Sinn des Originals in gu-

tes reines Deutsch eingekleidet haben. Noch haben wir keinen festen Gesichtspunkt, und wir werden ihn auch nicht leicht erlangen, da die Verschiedenheit der übersetzten Materien und Schriften auch ganz verschiedne Regeln vorausetzt, und der Uebersetzer einer Rede, eines Gedichts, eines Lustspiels ganz andere Absichten haben muß, als der Uebersetzer eines historischen oder philosophischen Aufsatzes. Bis dahin wird es also einem jeden erlaubt seyn, die verschiedenen Regeln so gut zu vereinigen, als er kann, und bey der Ausübung derselben vornehmlich seine Absichten und seinen Geschmack zu Rathe zu ziehen.

Doch muß ich noch eins erinnern. Bey den Anführungen und Uebersetzungen aus alten Schriftstellern war es zuweilen nöthig, den Herrn **Thomas** zu verlassen, und dem Original zu folgen; denn das ist wohl nicht zu leugnen, daß er den Schriftstellern, die er anführt, nur zu oft Anstriche von seinem Stil mittheilt; aber freylich in Werken des Geschmacks wird auch die beste Uebersetzung den Mann, der das Werk in der Ursprache kennt, nicht befriedigen.

Da, wo Herr **Thomas** die Originalstellen in seinem Versuch unter den Text hatte drucken lassen, z. B. in der Lobrede des Plinius, sind sie auch in der Uebersetzung beybehalten worden. Mehrere hinzuzufügen hielt

ich

ich für überflüßig; aber doch wollte ich auch die angeführten nicht weglassen, damit die Leser eine Vergleichung zwischen denselben und der Uebersetzung anstellen könnten.

Anfangs war ich willens, von der **Hymne des Kleanth**, Cap. 2, die nicht so bekannt ist, als sie es wegen ihrer vorzüglichen Schönheit verdiente, eine deutsche Uebersetzung hinzuzufügen; da aber einer meiner hiesigen Freunde, der Herr Prediger **Hesse**, der mir wegen seines Herzens und seiner litterarischen Kenntnisse gleich schätzbar ist, und dem ich wegen verschiedener bey der gegenwärtigen Uebersetzung übernommenen Bemühungen und Beyträgen öffentlich Dank sage, eine besondere Ausgabe von den noch vorhandenen Werken des stoischen Philosophen veranstalten wird, so habe ich mein Vorhaben geändert.

Dies führt mich auf eine andere Betrachtung. Wenn Herr **Thomas** gleich von seinen französischen Lesern den Vorwurf nicht leicht zu befürchten hat, daß er in dem kritischen Theil des Versuchs zu flüchtig sey, so könnten doch hin und wieder deutsche Gelehrte auf den Gedanken fallen. Ich frage dabey zuförderst, ob es nicht oft nur der Ton seyn möchte, der diesen Tadel veranlassen würde? Freylich sind wir von unsern Kritikern die Sprache nicht immer gewohnt, in der Herr

Tho-

Thomas seine Urtheile fällt; aber desto angenehmer sollte uns diese Erscheinung seyn. Warlich wüßte ich nicht, wie man den Critiken des Verfassers z. B. über den Plinius und über den Tacitus Gründlichkeit absprechen könnte. Der Unterschied steckt nicht in der Materie, sondern nur in der Form; und welche Form ist nun die beste?

Aber Herr Thomas hat bey der häufigen Anführung fremder Stellen selten seine Gewährsmänner genannt, oder sie doch nur flüchtig angeführt? Das hat er; ich gebe es zu; und er that es darum, weil er nicht für Deutschland, sondern für Frankreich schrieb. Seine Landsleute sind das gewohnt, und foderten nicht mehr von ihm. Der deutsche Geschmack ist in dem Stücke pünktlicher. Er will die Leute, die als Zeugen angeführt werden, selbst sehen, und selbst sprechen. Also war es in einer Uebersetzung für Deutsche nöthig, die Citationen des Originals theils zu berichtigen, theils genauer zu bestimmen, dabey aber doch zugleich das Gepränge mit einer gewissen Art von Gelehrsamkeit zu vermeiden. Ob dieser Zweck erreicht, und ob diese Mittelstraße in den der gegenwärtigen Uebersetzung beygefügten Noten gehalten ist, überlasse ich dem Urtheil des Publicums. So viel ist gewiß, es würde nicht schwer gewesen seyn, noch mehrere Zusätze zu liefern. Nur ein Beyspiel.

Da Herr Thomas vom Kallimachus redete, hätte er auch zugleich des Theokrit Erwähnung thun können, der mit ihm am Hofe des Ptolomäus Philadelphus lebte, und Theil an den Gunstbezeugungen nahm, wodurch dieser große König die Wissenschaften an seinem Hofe ermunterte. Wir haben vom Theokrit noch eine Hymne auf den Kastor und Pollux, welche in Absicht des feingewandten Lobes den Gedichten des Kallimachus nichts nachgiebt, und in Absicht der Hoheit und Stärke der Gedanken ihnen weit vorzuziehen ist; und sein Lobgedicht auf den Ptolomäus haben Faber und andere Kenner als ein Muster in dieser Art von Schriften empfohlen. Aber besser war es, sich auf das einzuschränken, was Herr Thomas anzuführen für gut befunden hatte. Vielleicht ist jetzt schon für den Geschmack mancher Leser der Anmerkungen zu viel. Wenigstens würde Herr Freron, wenn er diese Zusätze und genauere Bestimmungen sähe, leicht ausrufen können: Voilà les Allemands! il leur faut un cul de plomb pour de telles recherches! Immerhin, die Natur hat uns dies Talent verliehen, und wir befinden uns nicht übel dabey.

Die größte Anzahl der Anmerkungen fand füglich unter dem Texte Platz; nur bey dem dritten Capitel sind sie etwas zu lang ausgefallen. Weil ich nun glaubte, daß es den

Lesern

Vorrede zur deutschen Uebersetzung.

Lesern unangenehm seyn würde, sich durch so lange Noten in dem Lauf der Aufmerksamkeit unterbrochen zu sehen, so hielt ich es für besser, sie am Ende des Capitels anzuschließen.

Noch ist ein Theil von diesem Essai des Herrn **Thomas** übrig, der hauptsächlich die französischen Eloges und einige theoretische Betrachtungen über dies Fach des Geschmacks enthält. Um denselben für Deutschland gemeinnütziger zu machen, werde ich in einem Anhange die Geschichte der deutschen Litteratur, angewandt auf die Lobschriften, Lobreden und Lobgedichte unsrer Nation, hinzufügen. Frankfurt an der Oder, den 20. März 1775.

R. W. Zobel.

Inhalt

Inhalt.

Erstes Capitel. Vom Lobe und von der Ruhmbegierde. = = S. 1

Zweytes Capitel. Von dem gottesdienstlichen Lobe, oder den Hymnen. = S. 12

Drittes Capitel. Von den Lobgedichten der ersten Völker. = = S. 26

Viertes Capitel. Von den Lobreden auf Verstorbene bey den Egyptern. = S. 66

Fünftes Capitel. Von den Griechen, und ihren Lobreden auf die in den Schlachten gebliebenen Krieger. = = S. 73

Sechstes Capitel. Von den Lobreden auf die Athleten, und einigen andern Lobreden bey den Griechen. = = S. 88

Siebentes Capitel. Vom Isokrates und seinen Lobreden. = = = S. 97

Achtes Capitel. Vom Plato, als Lobredner des Sokrates. = = S. 111

Neuntes Capitel. Fortsetzung von den Lobschriften der Griechen. Vom Xenophon, Plutarch und Lucian. = = S. 124

Zehntes Capitel. Von den Römern. Von ihren Lobreden zu den Zeiten der Republik. Vom Cicero. = = S. 142

Eilftes Capitel. Von den Leichenreden unter den Kaisern, und einigen Lobreden auf Privatpersonen = = S. 163

Zwölftes Capitel. Von den panegyrischen, oder Lobreden auf lebende Prinzen. S. 175

Drey-

Dreyzehntes Capitel. Lobreden auf die Kaiser vom August bis zum Trajan. . S. 182
Vierzehntes Capitel. Des jungen Plinius Panegyrikus auf den Trajan. . S. 196
Funfzehntes Capitel. Vom Tacitus. Von einer Lobrede, die er als Consul hielt; von seiner histor. Lobschrift auf den Agricola. S. 208
Sechzehntes Capitel. Von den griechischen Sophisten. Manier ihrer Beredsamkeit und ihrer Lobschriften. Panegyrische Reden vom Trajan bis zum Diocletian. . S. 218
Siebzehntes Capitel. Von der Beredsamkeit zu den Zeiten des Diocletian. Von den gallischen Rednern. Lobreden auf den Maximian und Constantius Chlorus. S. 241
Achzehntes Capitel. Jahrhundert des Constantin; Lobreden auf ihn. . = S. 259
Neunzehntes Capitel. Lobreden des Kaisers Julian. = = S. 273
Zwanzigstes Capitel. Vom Libanius und allen andern Lobrednern Julians. Urtheil über diesen Fürsten. = . S. 290
Ein und zwanzigstes Capitel. Vom Themistius, Redner zu Constantinopel, und seinen panegyrischen Reden auf sechs Kaiser. S. 312
Zwey und zwanzigstes Capitel. Von den lateinischen Panegyristen des Theodosius. Vom Auson, dem Panegyristen Gratians. S. 335
Drey und zwanzigstes Capitel. Von den panegyrischen Gedichten des Claudian und des Sidonius Apollinaris. Vom Panegyrikus auf den Theodorich, König der Gothen. S. 351

Erstes Capitel.

Vom Lobe und von der Ruhmbegierde.

Das Lob, welches von den Menschen so gewünscht und so verschwendet wird, ist keine gleichgültige Sache, und kann es auch nicht seyn; es ist entweder nützlich oder schädlich. Es kann sehr edel, aber auch sehr niederträchtig werden. Im gesellschaftlichen Leben ist das Lob meistentheils ein Wechsel mit Lügen, den die Vereinbarung und das Bedürfniß, einander zu gefallen, eingeführet hat. Und da kann es den Menschen nicht anders als schädlich seyn, weil es sie der Mühe überhebt, Tugenden zu besitzen, die sie sonst vielleicht haben würden, oder wenigstens haben sollten. Ist das Lob ein Werkzeug, welches der Eigennutz gebraucht, um sein Glück zu machen, so muß man es verachten; ist es die Schmeicheley eines Sklaven, welcher einen Mächtigen betrügt, so muß man es fürchten. Aber zuweilen ist es auch ein Opfer, welches den Tu-

genden von der Bewunderung, oder dem Genie von der Erkenntlichkeit gebracht wird; und unter diesem Gesichtspunkte ist es für die Menschen von vorzüglicher Wichtigkeit. Zuerst durch sein Ansehn; denn es flößt eine natürliche Achtung für denjenigen ein, welcher es verdient und erhält: hernach durch seine Gerechtigkeit; denn es ist die Stimme der Völker, welche man nicht verführen, und der Jahrhunderte, welche man nicht bestechen kann. Ferner durch seine Unabhängigkeit, weil die unumschränkteste Macht es eben so wenig zu erzwingen als zu rauben vermag; alsdenn durch seine Verbreitung, indem es alle Gegenden erfüllt; und endlich durch seine Dauer, weil es sich über alle Zeiten erstreckt. Das Lob ist die Triebfeder, wodurch das Genie sich ausdehnt, die Seele sich erhebt, und der ganze Mensch seine Kräfte vervielfältigt. Daher entstehen die angestrengten Arbeiten, die erhabnen Gedanken, die Ideen des Gesetzgebers, die Nachtwachen des großen Schriftstellers; daher das fürs Vaterland vergossene Blut, und die Hitze des Redners, welcher die Freyheit seiner Nation vertheidigt.

Man darf sich also nicht wundern, daß der Ruhm die herrschende Leidenschaft feuriger und thätiger Seelen gewesen ist. Der Einfall Philipps, dem ein grausamer Hofmann den Rath gab, Athen zu zerstören, ist bekannt: wer wird uns dann loben? Eben diese Athenienser waren die Herrn und Tyrannen des Alexanders, welcher Herr der Welt war; denn nur für sie kämpfte er, setzte er

Köni-

Könige ab, und erhob andere auf den Thron. Nur darum stürzte er sich in Gefahren, damit die Dichter und Künstler von Athen auf ihren Spaziergängen sagen sollten, daß Alexander groß sey *).

Diese Gesinnung ist für einige ein Sporn, für andere ein Zügel. Erinnere dich, sagte ein Philosoph zu einem Prinzen, daß jeder Tag deines Lebens ein Blatt in deiner Geschichte ist; und dieß sollte das erste Wort seyn, welches man alle Morgen den Fürsten bey ihrem Erwachen zuriefe. Die Liebe des Ruhms würde dann um ihren Thron schweben, um Schwachheiten und Laster von demselben zu verscheuchen. Denn eben dadurch zeichnet sich diese Gesinnung aus; sie ist stolz, empfindlich, strenge gegen sich selbst. Bey jedem Gedanken, bey jedem Entschlusse, sieht sie auf die Zeugen, die um ihr sind. Die Welt betrachtet sie als ihren Aufseher, und die Nachwelt als ihren Richter.

Woher entsteht diese Gesinnung? aus dem Innersten der menschlichen Natur. Bey unserm Hochmuth und bey unserer Schwäche, bey dieser Mischung von Unvollkommenheit und Grösse können wir uns nur durch die Achtung anderer Menschen darüber rechtfertigen, daß wir uns selbst hochachten. Sie setzt einen Preis auf unsere Arbeiten, überredet uns von unsern Tugenden, und erhält bey unsern Schwachheiten unsern Muth. Ueberdem beschäftigt sie unsere unruhige Thätigkeit, welche Bewegung nöthig hat, und sich gern ausser sich

*) O Athenienser, sagt er, wie viel kostet es, eure Achtung zu erlangen!

selbst verbreiten mag. Die Liebe des Ruhms treibt uns an, und stürzt uns in die Welt. Wir entfliehen der Langenweile und uns selbst; wir eilen der Zeit entgegen; wir leben da, wo wir nicht sind. Die Verläumdung flistert in einem Winkel; aber der Ruhm durchwandert die Erde, und bezahlt die Schulden des menschlichen Geschlechts an die Tugend und an das Genie.

Man hat viel auf den Ruhm geschmählet; das war natürlich; es ist leichter, böses von ihm zu sagen, als ihn zu verdienen. Tacitus war aufrichtiger; er gestand, daß der Ruhm die herrschende Leidenschaft des Weisen sey (1), und vermuthlich war es auch die seinige. Es giebt Leute, welche damit pralen, daß sie den Ruhm verachten; und damit man um so viel weniger daran zweifeln soll, so wiederholen sie ihre Pralereyen; dieß ist noch ein Grund mehr, ihnen nicht zu glauben. Jedermann macht insgeheim Ansprüche darauf; aber der Eine stellt sich öffent-

(1) S. Tacitus im 4ten seiner Geschichtbücher C. VI. Etiam sapientibus cupido gloriae nouissima exuitur; welchem schönen Gedanken, der in der Uebersetzung nicht stark genug ausgedruckt zu seyn scheint, die Worte des Simplicius in seinem Kommentar über den Epictet Cap. 20. zur Erläuterung dienen: διὸ καὶ ἔσχατος λέγεται τῶν παθῶν χιτὼν ἡ φιλοδοξία, διότι τῶν ἄλλων πολλάκις δι' αὐτὴν ἀποδυομένων αὕτη προέχεται τῇ ψυχῇ. d. i. die Ruhmbegierde ist unter allen Leidenschaften das Kleid, wovon die Weisheit sich zuletzt enthüllet. Oft entkleidet sie uns von andern Leidenschaften, da sie sich unter dessen desto fester an die Seele anschließt. Einen völlig ähnlichen Gedanken findet man beym Plato, den Lipsius in seinen Anmerkungen über diese Stelle anführt.

öffentlich aus, und der Andere versteckt sich. Der eine ist eitel in Kleinigkeiten, der andere wird durch seinen Hochmuth zu großen Dingen getrieben. Corneille suchte seinen Ruhm im Cinna, und ein Hofmann seiner Zeit in dem Anstande, womit er ein Ballet tanzte.

Will man die Macht kennen, welche die Empfindung des Ruhms hat? Man nehme ihn von der Erde. Alles verändert sich. Der Blick des einen Menschen belebt den andern nicht mehr; er steht allein in dem Haufen. Das Vergangene ist nichts; das Gegenwärtige verengert sich; die Zukunft verschwindet. Der gegenwärtige Augenblick ist auf ewig verloren, ohne für den folgenden den geringsten Ruhm zu haben.

Wenn ich die Geschichte der Reiche und der Künste durchsehe, so finde ich allenthalben einige Menschen, welche auf der Höhe stehen, und unten die ganze Heerde des menschlichen Geschlechts, welche von weitem und mit langsamen Schritten nachfolgt. Der Ruhm leitete die Erstern, und sie leiten die Welt.

In der Mechanik schätzt man die Maschinen am höchsten, welche die größten Wirkungen durch die kleinsten Mittel hervorbringen; in der Politik muß man das gleichfalls thun. Von der Art ist diese Leidenschaft. Sparta hat dreyhundert Männer nöthig, welche sterben sollen; sie opfern sich auf; es läßt einige Buchstaben in die Felsen ätzen, welche mit ihrem Blute gefärbt sind; das ist ihre ganze Belohnung. Vielleicht hat Rom mit zwey

oder dreyhundert Eichenkränzen die Welt erobert. Aber diese erhabene Blendwerke schicken sich weder für alle Seelen, noch für alle Zeitalter.

Die Empfindung des Ruhms setzet den gemeinen Leidenschaften Schranken. Er muß entweder die ganze Seele einnehmen, oder er ist gar nicht vorhanden. Bey einem Volke, welches der Eigennutz beherrscht, darf man ihn nicht suchen. Der Ruhm ist eine Staatsmünze; aber er gilt da nichts, wo das Gold alles gilt. Eben so wenig darf man ihn bey einem wollüstigen Volke vermuthen; dieß Volk hat weiter nichts als Sinne; es kann sich nicht verläugnen, es kann nicht einen Tag verlieren, um Jahrhunderte zu gewinnen. Auch bey einem sklavischen Volke ist er nicht zu finden; der Ruhm ist stolz und frey, und der Sklave, der in der Knechtschaft schmachtet, hat nicht Tugend genug, um so hoch empor zu sehen. Selbst bey einem armen Volke wird er nicht angetroffen. Ich rede nicht von einem solchen, welches der Natur getreu bleibt, seine Begierden einschränkt, mit wenigem zufrieden ist, und die Tugend an die Stelle des Reichthums setzt; sondern von dem, welches von großen Reichthümern umgeben ist, daran es keinen Theil nimmt, zwischen der Pracht und dem Elende in der Mitte steht, und die äußerste Armuth aus dem größten Reichthume entspringen sieht. Dies Volk wird von seinen Bedürfnissen beherrscht und erniedrigt, und kann den Gedanken eines edlern Bedürfnisses nicht fassen. So gar wird man den Ruhm nicht sonderlich bey einer Nation

tion bemerken, die sich den Reizen der Gesellschaft überlassen hat. Bey einem solchen Volke werden die Leidenschaften durch die Menge der Gegenstände des Geschmacks geschwächt. Weil man bey diesen in einem Augenblick einen guten Erfolg haben kann, so bekümmert man sich nicht um Erfolge, welche mühsamer sind, und da man überdem die Menschen so in der Nähe sieht, so setzt man auf ihre Urtheile weniger Werth. Ueberhaupt ist die Empfindung des Ruhms mit einer Art von Ueberlegung und Nachdenken verknüpft, welche besonders in der Einsamkeit Nahrung erhält. Hier wird man während der Beschäftigung mit grossen Arbeiten durch die kurze Dauer des Lebens geschreckt, und daher will man sein Daseyn über die Zukunft ausdehnen. In diesem Abstande der Menschen hat der Ruf ein erhabnes Ansehn; die Nachwelt stellt sich dar, und der Ruhm setzt die Einbildungskraft in Bewegung. Man muß ihn von weitem sehen, wenn er einnehmen soll; er gleicht den Gottheiten unserer Vorfahren, welche sie in Wäldern oder an dunkeln Oertern aufstellten; je weniger man sie sah, desto mehr Opfer erhielten sie.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Pflicht allein nicht eben das ausrichten könnte, was der Ruhm thut. Diese Frage gereicht denen zur Ehre, welche sie thaten; aber die Antwort darauf ist kurz: wenn alle Regierungen gerecht und alle Menschen groß sind, dann wird der Ruhm vielleicht unnütz seyn. Es ist meine Meynung nicht, die Menschheit zu verläumden. Unstreitig hat es Seelen ge-

geben, welche nur aus Gehorsam ihrer Pflicht das Gute thaten, und deren grosse Handlungen in der Stille verschwunden sind. Athen errichtete dem unbekannten Gott einen Altar; so könnte man auch eine Bildsäule errichten, mit der Ueberschrift: den tugendhaften Männern, die man nicht kennt. In ihrem Leben unentdeckt, und nach ihrem Tode vergessen, waren sie um so viel größer, je weniger sie den Glanz suchten. Aber man schmeichle sich nicht; nur wenige Menschen sind sich selbst genug, und gehen mit festem Schritte unter dem Auge der Vernunft, welche sie leitet, und des Gottes, der sie bemerkt. Die meisten Menschen sind eben so schwach durch ihre Natur, als durch die geringe Verbindung, worinn Verstand und Herz bey ihnen stehen. Noch schwächer werden sie durch die Beyspiele, die sie vor Augen haben, und durch das Gewicht, welches die Umstände nur gar zu oft der Niederträchtigkeit und dem Laster ertheilen. Es fehlt ihnen an Muth, sowohl immer tugendhaft als auch immer lasterhaft zu seyn. Daher wählen sie wechselsweise bald das Gute, bald das Böse, ohne sich für das eine oder für das andere bestimmt zu erklären; sie empfinden die Tugend nur an den Gewissensbissen, und lernen ihre Kräfte nur aus den geheimen Vorwürfen kennen, die sie sich über ihre Schwäche machen. In diesem Zustande haben sie eine Stütze nöthig. Das Verlangen nach Ruhm vereiniget sich mit der Pflicht, und fesselt sie an die Tugend. Vielleicht möchten sie für sich selbst wohl zuweilen erröthen; aber sie fürchten sich, vor den

Augen

Augen ihrer Nation und ihres Zeitalters roth zu werden. Selbst für die Menschen, deren Seele von einem festern und stärkern Stoffe ist, wird der Ruhm eine Schadloshaltung, wenn er nicht eine Stütze für sie war. Wir tadeln Athen, welches seine großen Männer verbannte. Der Ostracismus ist allenthalben. Ein Ungeheuer durchstreift die Erde, um die Redlichkeit zu beflecken und die Größe zu erniedrigen. Es hat in der Hand die Ruthe des Tarquin, und hauet im Vorbeygehen alles nieder, was sich erhebt. Als das Verdienst erschien, wurde der Neid gebohren, und die Verfolgung brach aus; aber in eben dem Augenblick erschuf die Natur den Ruhm, und bestimmte ihn zum Gegengewicht gegen das Unglück.

In der That scheint es, daß Tugend und Genie, wenn sie unterdrückt werden, fern von der würklichen Welt in die Welt der Einbildung, als in einen Schutzort flüchten, wo die Gerechtigkeit Platz genommen hat. Dort wird Sokrates gerächet, Galilai loßgesprochen, und Baco für einen großen Mann erklärt. Dort fürchtet Cicero nicht mehr das Schwerdt der Mörder, und Demosthenes nicht das Gift. Dort sitzt Virgil über den August, und Corneille neben Conde. Gold und Eitelkeit können daselbst nicht den Rang ertheilen, und die Stellen anweisen. Jeder hebt sich durch das Uebergewicht seines Genies oder seiner Tugenden, und nimmt seinen Platz ein. Die unterdrückten Seelen fassen Muth, und erlangen ihre Würde wieder. Diejenigen, die in ihrem Leben beleidiget

wurden, finden den Ruhm wenigstens am Eingange des Grabmaals, welches ihre Asche bedecken soll. Der Neid verschwindet, und die Unsterblichkeit fängt an.

Es mag Eigennutz oder Gerechtigkeit seyn, so hat man doch großen Männern allenthalben Ehre erzeigt. Daher die Statüen, die Inschriften, die Triumphbogen; daher besonders die Gewohnheit der Lobreden, welche sich über die ganze Erde verbreitet hat. Sie sind die Materie unsers Werks; und wir wollen darin untersuchen, was sie unter verschiedenen Völkern und Zeitaltern für eine Beschaffenheit hatten, welchen Männern man sie bewilligte oder abschlug, wie die Gewalt sich ihrer auf Kosten der Tugend bemächtigte, und wie ein Gebrauch, der zum Nutzen der Völker eingeführt war, sich in eine Plage für sie verwandelte, indem er den Fürsten verderblich wurde. Wir werden den Charakter und das Verdienst, oder die Niederträchtigkeit der Schriftsteller anzeigen, die in diesem Fache gearbeitet haben. Auf die Art werden wir den Veränderungen der Beredsamkeit und der Künste durch alle Jahrhunderte folgen, und ihre Abnahme oder ihren Fortgang bemerken. Oft werden wir nach den Zeugnissen der Geschichte die Menschen beurtheilen, welche gelobet worden sind, um die Denkungsart ihrer Lobredner und Zeiten desto besser kennen zu lernen. Endlich werden wir diesen Versuch mit einigen allgemeinen Ideen über den Ton und die Art der Beredsamkeit beschließen, die uns zum Lobe großer Männer am geschicktesten zu seyn scheinen.

nen. Eine Theorie darüber zu geben, ist unsere Absicht nicht; wir wollen uns unterrichten, aber nicht Regeln vorschreiben. Die erste Regel ist das Genie; und wer das hat, findet leicht die andern. Ueberdem würde es ungerecht seyn, (obgleich diese Ungerechtigkeit sehr gemein ist), die ganze Kunst auf den Grenzen seines Talents einschränken zu wollen.

Sollten unter den Urtheilen, die wir in der Folge dieses Versuchs über gewisse Leute fällen werden, einige seyn, welche Mißfallen erregten, so werden wir nur ein Wort darauf erwiedern: wir glauben, gerecht gewesen zu seyn. Die Gerechtigkeit ist unser erster Grundsatz, sie soll auch der letzte seyn. Wenn man das Verzeichniß der gerühmten Menschen durchsieht, so kann man sich oft nicht enthalten, unwillig zu werden. Sehr viele Lobreden gleichen den Bildsäulen, welche man in Rom zur Ehre der Kaiser errichtete, und die größtentheils wieder zerbrochen wurden, so bald der Kaiser todt war. Mögen doch Eigennutz und Furcht Lobsprüche verschwenden; das ist dem ewigen Vergleich der Schwachheit mit der Stärke gemäß. Aber die Nachwelt ist von Hofnung eben so frey, als von Furcht; sie kann lieben oder hassen, Beyfall oder Tadel ertheilen, so wie es die Gerechtigkeit erfodert. Oder sollte man noch nach Jahrhunderten für Gräber und Asche Achtung haben?

Zwey-

Zweytes Capitel.

Von dem gottesdienstlichen Lobe, oder den Hymnen.

Die feyerlichen Lobsprüche sind sehr alt. Wenn man den Ursprung derselben aufsucht, so wird man ihn in den ersten Hymnen finden, welche der Gottheit geweihet waren. Diese Hymnen flossen aus Bewunderung und Dankbarkeit. So bald der erste Mensch die Augen eröfnete, mußte er von dem großen Schauspiel gerühret werden, welches die Natur ihm darbot. Der weite Himmel, die tiefen Wälder, die unabsehlichen Meere, die reichen und abwechselnden Fluren, die unzählbare Menge belebter Geschöpfe, zur Zierde des Erdballs den er bewohnte; alle diese Gegenstände mußten seinem Geist die Idee der Größe einprägen. Aber bald folgte auf diese Empfindung eine andere. Er sah, daß diese so reiche Natur auf ihn Beziehungen hatte. Die Gestirne liehen ihm ihr Licht, Früchte, die unter seinen Schritten hervorsproßten, oder von den Zweigen herabfielen, dienten ihm zur Nahrung. Die Bäume bedeckten ihn mit ihrem Schatten, und boten seiner Ruhe eine Zuflucht an. Der Himmel schien während seines Schlafs sich mit einem Schleyer zu bedecken, und sein Aufenthalt wurde nur durch ein ruhiges Licht erhellet. Da er von so vielen Wundern gerühret wurde, so empfand er

bald,

bald, daß er nicht die Ursache davon seyn könnte, und daß alles das Werk eines Wesens seyn müsse, welches sich zwar seinen Sinnen entzöge; aber durch seine Wohlthaten sich offenbarte. Nun durchforscht er die einsame Welt, auf die er gesetzt war, er sucht in den Himmeln, auf der Erde, in allem, was ihn umgiebt, und wünscht dies wohlthätige Wesen zu entdecken. Voll von der heiligen Empfindung, die sein Herz anschwellt, vereinigt er mit der Stimme der Natur die seinige; und vom Gipfel eines Berges, oder in einem abgelegenen Thal, beym Geräusche der Ströme, welche zu seinen Füßen fortrollen, singt er eine Hymne zur Ehre der Gottheit, deren Gegenwart er fühlt, und die ihm Daseyn und Empfindung gab.

Die erste Hymne, welche in dieser Einsamkeit gesungen wurde, war eine große Epoche für das menschliche Geschlecht. Bald sah man Väter, die ihre Kinder mitten auf den Feldern versammelten, um eben die Opfer zu bringen. Man sah Greise, die von ihren Erndten umgeben, in der einen Hand eine Korgarbe hielten, mit der andern aber gen Himmel wiesen, und ihre Familie lehrten, den Gott, der sie ernährte, zu loben.

In diesen ersten Zeiten lobte man die Gottheit beym Aufgange der Sonne, welcher eine Art von neuer Schöpfung für den Menschen zu seyn schien; man lobte sie beym Einbruche der Nacht, weil ihre Dunkelheit und Stille Schrecken einflößte; man lobte sie beym Wechsel des Jahrs, beym Anfange der

Jahrs-

Jahrszeiten, bey jedem Neumonde. Es scheint, als wenn der Mensch im Anfange der Welt sich in dem Besitz der Wohlthaten der Natur nicht sicher gehalten, und sich jeden Augenblick gleichsam darüber gewundert habe, daß er nicht von ihr verlassen würde; und die Unordnung, welche er in so vielen Gegenden der noch wüsten Erde gewahr wurde, bewog ihn, die beständige Ordnung, die er am Himmel bemerkte, um so viel höher zu schätzen.

In der Folge, und selbst bey den gesittetesten Völkern, eilte man, die Götter, die man anbetete, zu loben, so oft ein unvermuthetes Glück oder eine fürchterliche Plage einfiel. Daher sehen wir aus der Geschichte, daß man seine Zuflucht zu den Göttern nahm, wenn Seuchen, oder Kriege die Länder drückten, wenn große Schlachten verlohren waren, wenn die Pest die Bürger bey tausenden hinrafte, wenn das Volk von seinem Wahn bethört, blasse und schreckliche Gestalten in der Nacht zu sehen glaubte, welche ihm den Untergang drohten. Alsdenn eilten die Priester, von zahlreichen Schaaren umgeben, in die Tempel, und zu den Füßen der Altäre, hoben ihre Hände gen Himmel, und sangen neue Hymnen.

In diesen Zeiten des Schreckens mußten die Hymnen von der Einbildungskraft belebet und voller Begeisterung seyn. Denn wenn der Mensch mit der Natur kämpft, so erhalten seine Ideen selbst durch den Anblick seiner Schwachheit eine neue Größe. Alsdenn wächst alles in seinen Augen; seine

seine Ausdrücke verstärken sich mit seinen Gedanken; seine Beschreibungen erhalten Nachdruck, und er entlehnt von der ganzen Natur Bilder, um denjenigen zu loben, dem die Natur unterworfen ist. Sein Stil ist zuweilen geheimnißvoll, wie das Wesen, zu dem er spricht. Selbst sein Ohr suchet in den Tönen unbekannte Harmonien auf. Gleichsam um der Gottheit eine Wohnung zu geben, errichtet er Säulen, Gewölbe und dunkle Gänge; um sie vorzustellen, vergrößert er die Verhältnisse, und bildet übermenschliche Figuren; um sich ihr bey den Festen zu nähern, führet er statt des gewöhnlichen Ganges abgemessene Bewegungen ein; um sie zu loben, sucht er gleichsam die Rede vollkommner zu machen, verbindet die Poesie mit der Musik, und erschafft eine neue Sprache, die ganz von der gemeinen verschieden ist.

Aber wie konnte der menschliche Geist auf den Gedanken kommen, Gott zu loben? der Freund kann seinen Freund loben, der Sklave seinen Herrn, der Unterthan seinen König. Ohngeachtet der Verschiedenheit des Ranges haben hier doch immer Menschen mit Menschen zu thun. Der Hochmuth trennte sie; die Natur vereiniget sie wieder. Aber, Mensch und Gott! wo ist da das gemeinschaftliche Maaß?

Indessen haben doch alle Nationen Hymnen gehabt. Die Neigungen, die Bedürfnisse, die Laster oder die Tugenden haben die Eigenschaften bestimmt, welche man an der Gottheit lobte. Ich

lobe Dich, ruft der wilde Bewohner von Grönland aus, Du, dessen unsichtbare Hand jährlich den Wallfisch in meine Eisen führt, und sein Blut in das Meer laufen läßt, damit ich seine Spur verfolgen kann, wenn er sich vom Ufer entfernt! An der andern Seite des Erdballs singt der Indier, unter seinem wilden Himmel: Ich lobe Dich, der Du die Reißerndten in meinen Gefilden wachsen, und Orangenwälder an dem Ufer meiner Bäche blühen lässest! Und an den Küsten des Oestlichen Rußlandes singt ein anderes wildes Volk bey seinen Vulkanen: Ich verehre und lobe Dich, mächtiges und schreckliches Wesen, der Du diese brennende Schlünde bewohnest, und aus ihnen deine Flammen auf unsere Schneeberge herabrollst! So nehmen bey allen Völkern die Hymnen gleichsam einen Anstrich von Clima an; die Wildheit oder das Lächeln der Natur bildet, vermittelst der Empfindungen, die Ideen, und bestimmt die verschiedenen Lobsprüche, welche der Gottheit ertheilt werden.

Wir haben noch verschiedene Hymnen aus dem Alterthum. Das Land, wo Homer sang, wo Orpheus die Mysterien einführte, wo die Baukunst Tempel errichtete, die wir noch in ihren Ruinen bewundern, wo Phidias den Marmor zur Gottheit zu beleben schien; dies Land, wo die Luft, die Erde, und das Wasser in den Augen der Einwohner etwas Göttliches an sich hatten, und wo jedes Gesetz der Natur durch eine Gottheit vorgestellet wurde, mußte eine fruchtbare Quelle von Hymnen zur Ehre der Götter, die man anbethete, enthalten.

halten. Aber die meisten von diesen Hymnen wurden durch Fabeln und Märchen verunstaltet. Den Dichtern und Malern konnten sie Dienste leisten, den Pöbel konnten sie belustigen; aber der Weise mußte sie verachten.

Wir haben noch einige, welche dem Homer zugeschrieben werden. Man weiß, daß er in seinen Gedichten die Helden mehr gelobt hat, als die Götter. Seine Hymnen haben eben den Ton. Sie sind mehr Denkmaale der heydnischen Mythologie, als gottesdienstliche Lobgesänge. Aber man findet doch zuweilen in ihnen seinen Pinsel und die blühendesten Reize der Dichtkunst wieder.

Die Hymnen des Kallimachus enthalten die nämlichen Schönheiten und die nämlichen Fehler (2).

Auch

(2) Die Hymnen des Kallimachus enthalten die nämlichen Schönheiten und die nämlichen Fehler. Ein sehr unbestimmtes Urtheil! Soll es etwan so viel heißen: die dem Homer zugeschriebenen Hymnen und die, welche den Kallimachus zum Verfasser haben, kommen darin mit einander überein, daß sie den Stoff, den sie bearbeiteten, aus den Händen der Mythologie empfiengen, und dadurch Denkmäler der Mythologie und des Aberglaubens sind; so läßt sich der Gedanke im Ganzen genommen rechtfertigen; ob man gleich alsdenn im Ausdruck die nöthige Präcision mit Recht vermißt. Soll aber der Gedanke so viel sagen: die dem Homer zugeschriebene Hymnen, kommen mit denen, die man vom Kallimachus hat, in Absicht der poetischen Bearbeitung ihrer aus der Mythologie entlehnten Gegenstände völlig mit einander überein, so ist dieses ein Urtheil, das sich nicht recht-

Auch in ihnen bemerkt man das Genie unter der Sklaverey des Aberglaubens, und gemeine Irrthümer, die mit eben so viel Wohlklang als Anmuth gesungen werden.

Von Pindars Hymnen haben wir nichts mehr; aber wir wissen, daß sie insgesammt dem Apoll zu Delphos gewidmet waren, dessen Orakel sowohl die Leichtgläubigkeit des Volks, als den Ehrgeiz der Könige sich zinsbar machten (3).

Wenn

fertigen läßt. Man braucht nur eine und die andere von beyden zu lesen, um den Abstand, der sich zwischen beyden befindet, deutlich zu bemerken. Findet man in jenen das deutlichste Gepräge des Alterthums und der ungekünstelten Nachahmung der schönen Natur, erblicket man fast durchgängig darin Schönheiten, die sich gleichsam von selbst dem Genie des Dichters dargeboten haben: so findet man in diesen bey allen ihren vorzüglichen Schönheiten, viel gesuchten Schmuck, studierte Begeisterung, kurz einen Dichter, der mehr durch Gelehrsamkeit als durch Genie seinen Gedichten einen glänzenden Anstrich gegeben hat.

(3) Daß Pindar keine andere Lobgesänge als auf den Apollo verfertiget habe, ist nicht erweislich. Suidas und der Scholiast des Pindars erwähnen seiner Hymnen, ohne den Beysatz, daß sie nur das Lob des Apollo zu ihrem Gegenstande hätten. Suidas, Athenäus, Tzezes in seinen Scholien über den Lycophron und andere, die Fabricius in seiner Griechischen Biblioth. B. I. S. 538. anführet, erwähnen der Päanen des Pindars. Aber so gewiß es ist, daß dieses Wort ursprünglich einen Lobgesang auf den Apollo bezeichnet hat, so unläugbar ist es auch, daß ihm der Sprachgebrauch eine so ausgedehnte Bedeutung giebt, daß es einen jeden Lobgesang auf irgend eine Gottheit anzeiget. Ja Servius bey dem 10ten B. der Aeneide des Virgils lehret, daß die Päanen des Pindars ein Werk gewesen sind, das Lobgesänge auf Götter und Menschen enthalten hätte.

Wenn die Dichter und das Volk die Gottheit durch ihre Lobsprüche erniedrigten, so brachten diejenigen, die in ihre Geheimnisse eingeweihet waren, derselben reinere und würdigere Opfer. Der Ton ihrer Hymnen ist erhaben. Aber wenn der Eingeweihete mit Gott sprach, so schien er an weiter nichts als an seine eigne Bedürfnisse zu denken. Er vergaß es, daß schwache Geschöpfe, wenn sie ihren gemeinschaftlichen Vater loben, sich nicht von den übrigen Gliedern der Familie absondern, und für sich allein Wohlthaten erflehen dürfen.

Das Größte und Erhabenste, was die Griechen in dieser Art von Gesängen hinterlassen haben, ist gewiß diejenige Hymne, welche von dem Stoischen Philosophen Kleanth herrührt. Diese zu wenig bekannte Hymne entdeckt zu gleicher Zeit eine starke Einbildungskraft, und eine von Aberglauben freye Seele. Sie ist der Sekte würdig, die dereinst den Epiktet in den Fesseln, und die Antoninen auf dem Throne bilden sollten. Kleanth, welcher der zweyte Stifter der Stoa war, und der sich mit seinen Händen seinen Unterhalt erwerben mußte, aber doch einen König unter seinen Schülern zählte, hatte, wie ichs mir vorstelle, eben seine Begriffe über das Weltsystem und dessen Urheber vorgetragen, wurde dann plötzlich von Begeisterung ergriffen, foderte eine Leyer, und sang in Gegenwart seiner Zuhörer diese Hymne, die uns Stobäus aufbehalten hat (4).

(4) Fulv. Ursinus hat diesen Gesang des Kleanthes zuerst aus einer Handschrift der Eclogarum des Stobäus

„O du, der du viele Namen hast, aber dessen „Macht einzig und unendlich ist, Jupiter! erster „der Unsterblichen! Beherrscher der Natur! der Du „alles regierest und alles einem Gesetze unterwirfst! „ich singe Dir, denn es ist dem Menschen erlaubt, „Dich anzurufen. Alles was lebet, alles was auf „der Erde sein Daseyn hat, alles entstand von Dir. „Von Dir sind wir ein schwaches Bild. Dir also „werde ich meine Hymnen weihen, und nie aufhö„ren, Dich zu besingen. Dies Weltgebäude, wel„ches über unsern Häuptern schwebt, und sich um „die Erde zu wälzen scheint, leistet Dir Gehorsam. „Es rückt fort, und folget schweigend deinem Be„fehl. Der Donner, der Bothe deiner Gesetze, „ruhet in deinen unüberwindlichen Händen; bren„nend, mit einem unsterblichen Leben begabt, trift „er, und die Natur erschrickt. Du lenkst den Welt„geist, der alles beseelt, und in allen Wesen lebet. „So unumschränkt, erhabner König! ist deine „Macht. Beschützer der Natur! in den Himmeln, „auf der Erde, in den Meeren, geschieht nichts, „entsteht nichts, ohne dich; ausgenommen das Böse, „welches aus dem Herzen des Lasterhaften hervor „bricht. Durch dich wird die Verwirrung zur „Ord=

Stobäus herausgegeben, nebst den Gedichten von Neun berühmten Griechischen Dichterinnen zu Antwerpen 1568. 8., wo er S. 272. u. f. vorkömmt. Nach diesem gab ihn Henr. Stephan heraus in seiner Poësi philosophica (Paris 1573. 8.) S. 49. u. f. Auch hat Cudworth dasselbe nebst einer lateinischen Uebersetzung des Düport seinem Systema intellectuale, einverleibet, wo er nach der Mosheimschen Ausgabe von 1733. in Fol. S. 515. zu finden ist.

„Ordnung; durch dich vereinigen sich die kämpfen„den Elemente. In einer glücklichen Verbindung „fügest du dasjenige, was gut ist, mit dem, das „es nicht ist, dergestalt zusammen, daß im Gan„zen eine allgemeine und ewige Harmonie entsteht. „Nur allein die Lasterhaften unterbrechen diese große „Harmonie der Welt. Die Elenden! sie suchen „das Glück, und werden das allgemeine Gesetz nicht „gewahr, welches sie erleuchten und zugleich gut „und glücklich machen würde. Aber sie entfernen „sich alle von der Schönheit und Gerechtigkeit, und „jeder stürzt dem Gegenstande zu, der ihn an „sich zieht. So eilen sie fort zum Ruhme, zu nie„drigen Schätzen, und zu Vergnügungen, welche „sie verführen und hintergehn. O Gott! der du „deine Geschenke ausschüttest, Gott! dem die Don„ner und Blitze gehorchen, vertreibe diesen unsinni„gen Irrthum! erleuchte die Seele der Menschen! „erhebe sie zu der ewigen Vernunft, welche dir in „der Regierung der Welt zur Führerinn dient, da„mit wir, selbst geehrt, dich wieder ehren, und „deine Werke durch ununterbrochne Hymnen so be„singen können, wie es die Pflicht schwacher und „sterblicher Geschöpfe ist. Denn weder die Be„wohner der Erde, noch die Bürger des Himmels „können ein größeres Geschäfte haben, als daß sie „die erhabne Vernunft bewundern, welche der Na„tur Gesetze giebt.“

Es ist schwer, von Gott mit mehrerer Würde zu sprechen. Wir haben Hymnen von den Römern oder wenigsten einige Stücke in ihren Dichtern,

welche uns einen Begrif davon geben *); aber sie gehören nicht zu dieser Art, und mit solcher Beredsamkeit und Stärke schildern sie die Gottheit nicht. Die Hymne, welche Horaz bey den Spielen der Römischen Jubelfeyer (carmen seculare) verfertigte, hat das Verdienst der Feinheit und des Geschmacks; aber wie weit ist sie unter ihrer Materie! Ein Fest, welches einen Wechsel der Jahrhunderte feyern sollte; der Gedanke an die Gottheit, für welche alle Jahrhunderte zusammen nur ein Augenblick sind; die Schwachheit des Menschen, welchem die Zeit mit fortreißt; seine Arbeiten, welche ihn einen Augenblick überleben und dann einstürzen; die Geschlechter, welche einander folgen, und sich verlieren; die Unglücksfälle, und die Laster, welche in Rom das vergangne Jahrhundert bezeichneten; die Gelübde für das Glück des angefangenen Jahrhunderts — alle diese Dinge hätten einen solchen Dichter, als Horaz war, zu einer Hymne voll Feuer und Beredsamkeit begeistern sollen (5). Aber je gesitteter

*) Dahin gehört die Hymne an den Bachus im Ovid; die an den Herkules im Virgil, und verschiedene im Horaz. Man kann dazu auch das pervigilium Veneris rechnen, welches vermuthlich eine Hymne war, die man an den Festen der Venus sang.

(5) Von einer Seite ist das Urtheil des Hrn. Thomas ganz gegründet. Ein philosophischer Dichter aus unsern Zeiten, der eine Jubelfeyer zu besingen hätte, würde ohngefehr den Gang nehmen, der ihm hier vorgezeichnet wird. Aber konnte Horaz, zu den Zeiten Augusts, unter den Aedilen, die das Fest veranstalteten, vor den Römern, denen die Ode gewid-

sitteter ein Volk ist, desto weniger kann in seinen Hymnen Begeisterung seyn. Junge Völker werden am stärksten von der Natur und folglich auch von der Idee eines schaffenden Wesens gerührt. Der Eindruck davon muß selbst alsdenn, wenn die Einbildungskraft gleich ist, lebhafter bey denen Völkern seyn, die auf dem Lande wohnen, als bey solchen, welche in die Mauern der Städte eingeschlossen sind. In den Städten wird man so zu sagen nichts weiter gewahr, als Menschen. Allenthalben trift der Mensch daselbst Dinge an, die ihn auf seine Größe zurückführen. Die Gegenstände, die ihn umgeben und rühren, sind Gebäude, die er errichtete, Metalle, die er aus dem Schooß der Erde zog, Reichthümer, die er jenseits des Oceans suchte, verschiedene Weltstriche, die durch die Schifarth vereiniget sind, kurz, alles, was die Gesellschaft, die Gesetze und die Künste Glänzendes hervorgebracht haben. Aber auf dem Lande verschwindet der Mensch, und die Gottheit allein ist sichtbar.

 Dort gewidmet war, bey der Denkungsart seines Zeitalters, kurz, in seiner ganzen individuellen Lage betrachtet, wohl so dichten, wie Hr. Thomas es verlangt? Konnte ein Lied, welches Chöre von Jünglingen und Mädgen zur Ehre der Diana und des Apollo singen sollten, wohl auf einen so philosophischen Ton gestimmt werden? Ich zweifle. — Daß Hr. Th. im Original les Hymnes seculaires sagt, und also von mehrern Hymnen dieser Art redet, ist entweder ein Gedächtnißfehler, oder der B. hat auch die Meynung des Sanadon, Anchersen und einiger andern, wiewohl sie unwahrscheinlich ist, angenommen, daß verschiedene von den Horazischen Oden zusammen ein Drama seculare ausgemacht hätten.

Dort erblickt man auf allen Seiten den Himmel. Das Schauspiel des Tages ist einnehmender, und der Anblick der Nächte schrecklicher. Die beständige Rückkehr der Jahrszeiten drückt sich durch die stärksten Wirkungen aus. Das Auge, welches um sich herum einen unumschränkten Raum entdeckt, erstaunt über die Größe der Welt, und über die unsichtbare Hand, welche den Grundriß davon zeichnete. Man darf sich also nicht wundern, daß die ersten Völker der Welt, welche fast alle Hirten waren, und besonders die Morgenländer, welche in einem schönern Clima wohnten, und also die Natur stärker empfinden und lieben mußten, ihren gottesdienstlichen Lobgedichten einen Charakter gegeben haben, den man bey uns nicht antrift. Die Einwohner des Occidents, und besonders eines großen Theils vom heutigen Europa, waren Anfangs Wilde ohne Einbildungskraft (6), die in Wäldern und unter einem

(6) Bey diesem Urtheil folgt Hr. Th. der Meynung, die zwar die gewöhnlichste ist, aber dadurch nicht richtiger wird. Wer die Alterthümer des westlichen und nordlichen Europa nur einigermaßen kennt, wird die Celten und Skandinavier nicht so schlechterdings für Wilde erklären, und wird ihnen noch weniger die Einbildungskraft absprechen. Wir kennen die Dichtkunst der Barden und Skalden nur aus einigen Ueberbleibseln, aber auch diese sind hinlänglich, zu beweisen, daß sie an Imagination den südlichen Dichtern nicht weichen, daß dieselbe vielmehr einen höhern Grad von Energie hatte, und nur in der stärkern und dunklern Farbe, womit sie ihre Bilder ausmalten, und die ihren Grund im Clima und in der äußern Lage hatte, von der griechischen und römischen Imagination unterschieden

einem traurigen Himmelsstrich lebten. Nachher wurden sie durch besondere Umstände und Mischungen von Nationen zugleich verderbt und barbarisch, und zuletzt sind sie zugleich verderbt und gesittet geworden. Man sieht leicht, daß in diesen dreyen Zeitpunkten die gottesdienstlichen Lobgedichte schwach und kalt seyn mußten; und das einzige Verdienst unserer Zeiten besteht darinn, daß wir einen reinern Ausdruck in eine Art von Werken gebracht haben, welche vor allen andern starker Schönheiten fähig ist, und eigentlich eben so groß und erhaben seyn sollte, als das Gemählde der Natur.

den war. Aber freylich, um dieß genau zu bestimmen, muß man die einen eben so gut studirt haben, als die andern. Im folgenden werde ich von dieser Materie weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben.

Drittes Capitel.

Von den Lobgedichten der ersten Völker.

Das Lob, welches bis zur Gottheit hinauf gestiegen war, ließ sich bald bis zum Menschen herab. Die Zeit, da es gemißbraucht werden sollte, war noch nicht gekommen; denn im Anfange war es gerecht. Es erhob Wohlthaten, ehe es der Macht schmeichelte, oder Laster verehrte. Der Grund davon ist leicht zu finden. In den ersten Zeiten lebten die Menschen unabhängiger, und in mehrerer Gleichheit. Schwachheit und Bedürfnisse hatten sie noch nicht genöthiget, sich dem Hochmuth zu verkaufen, und noch hatte kein Tyrann, indem er seinen Sklaven fesselte, zu ihm gesagt: lobe mich, denn ich bin groß, und ich werde dich meines Schutzes würdigen, wenn du mir schmeichelst!

Man sieht leicht, daß man in diesen Zeiten gegründete Rechte haben mußte, wenn man gelobt seyn wollte, und diese Rechte konnten in nichts andrem bestehen, als in Diensten, die den Menschen geleistet waren. Die Entdeckung des Feuers; der Gebrauch dieses Elements zu der Nothwendigkeit des Lebens; die Kunst, Metalle zu schmieden; der Einfall, die Erde durch Bearbeitung fruchtbar zu machen; der erste grobe Versuch eines Pfluges —

das waren unstreitig im Anfange wichtige Ansprüche auf das Lob der Völker. Alles, was jetzt verächtlich ist, war zuerst groß. Darauf kamen die Gesetzgeber, und auch sie wurden gelobet; denn die Gesetze waren ein Bedürfniß der menschlichen Schwachheit. Endlich, da die entstehenden Gesellschaften verschiedene Feinde bekamen, und sowohl die wilden Thiere in ihre Wüsteneyen zurückscheuchen, als auch die Räuber oder die bewaffneten Völker abhalten mußten, so verehrte man diejenigen, welche zum Besten der allgemeinen Ruhe die ihrige aufopferten, und sich darboten, die Löwen, die Tieger, und die Menschen zu bekämpfen.

In diesen Zeiten der ungesitteten Einfalt lobte man die Wohlthäter der Menschheit noch bey ihrem Leben. Der Hochmuth hatte noch nicht den Neid rege gemacht. Der wilde Mensch bewundert und rechnet noch nicht künstlich aus, wie er sich von der Erkenntlichkeit losmachen kann. Indessen erhielten doch die Helden nach ihrem Tode noch größere Ehrenbezeugungen; denn man achtet dasjenige immer noch höher, was man nicht sieht. Wie hernach von ihnen nichts mehr übrig war, als ihr Name und ihre Wohlthaten, und der glänzende Ruf, der alles vergrößert; so machte man sie gar zu Göttern, ihr Grab wurde ein Altar, und ihre Lobgedichte Hymnen.

Alle Völker haben von ihrem Ursprunge an Lobgedichte gehabt. Die Chineser, die Phönicier, die Araber feyerten große Handlungen und große

Män-

Männer durch Gesänge. Griechenland hatte noch lange nicht seinen Homer und Plato, als es schon diesen Gebrauch annahm oder erfand (7). Eben die Gewohnheit trift man auch bey den ersten Römern an; und bey allen Celtischen Völkern herrschte sie viele Jahrhunderte durch. Die Druiden waren die Philosophen und die Priester der Nation; die Barden waren die Sänger und Lobredner der Helden. Man stellte sie in den Mittelpunkt der Heere. „Sieh uns kämpfen und sterben; dann kannst du uns besingen!“ Und der Krieger, welcher von Wunden entkräftet niedersank, wandte seinen sterbenden Blick gegen den Dichter, welcher den Auftrag hatte, ihn unsterblich zu machen. Diese Gesänge oder Lobgedichte machten den vornehmsten Stolz dieser Völker aus. Man war unglücklich, wenn man starb, ohne sie erhalten zu haben; und nach der gemeinen Meynung erschienen alsdenn die kriegerischen Schatten dem Barden, um von ihm Gesänge zu bitten, oder er wurde daran durch das Geräusch seiner Harfe erinnert, welche allein mitten in der Nacht ertönte.

Diese Gesänge wurden im Gedächtniß aufbehalten, und auf die Nachkommen fortgepflanzt. Man wiederholte sie in den Familien, und sang sie an den Festen. Am Abend vor der Schlacht dienten sie zum Vorspiel des Treffens, belebten den Krieger, und gereichten dem Greise zum Trost. Der Held, welcher nicht mehr kämpfen konnte, saß,

(7) S. J. J. Rambachs Geschichte der Dichtkunst unter den Griechen, in seinem Versuch einer pragmatischen Litterargeschichte.

saß unter der Eiche, und hörte den Gesang von den Thaten seiner Jugend. Seine Söhne und Enkel standen um ihn her, stützten sich auf ihre Lanzen, und horchten mit Thränen auf die Handlungen ihrer Väter (8).

Es ist unbegreiflich, was für gewaltige Wirkungen diese kriegerischen Lobgedichte auf die Völker hatten. Sie flösten ihnen eine enthusiastische Tapferkeit ein, die ihnen viele Jahrhunderte nach einander zur Vormauer gegen die Tyrannen diente, und durch welche sich Germanien, Gallien und Brittanien so lange wider die Römer vertheidigten. Diese Gesänge erhielten in Nordschottland eine Empfindung von Freyheit und Unabhängigkeit, welche noch bis jetzt fortdauert. Als im neunten Jahrhundert Eduard der erste, Wallis erobern wollte, so glaubte er, es nicht unterjochen zu können, wenn er nicht alle Barden niederhauen liesse; aber ob er sie gleich tödtete, so konnte er doch ihre Lieder nicht vertilgen, welche in diesen Gebürgen dasjenige, was den Eroberern schrecklich ist, den Muth und den Abscheu der Knechtschaft, verewigten.

Man hat seit kurzem in England verschiedene von diesen Denkmaalen gesammelt, welche sich noch in dem nordlichen Schottlande erhalten hatten. Man findet in denenselben eine Einbildungskraft, welche mehr Stärke als Ausdehnung hat; wenig Man-

(8) Litterarische Nachrichten über diese Materie hat Klotz in seiner Dissert. de Carminibus bellicis quorundam populorum gesammelt, und der zweyten Ausgabe des Tyrtäus einverleibet.

Mannigfaltigkeit, nicht viele Kunst oder Verbindung, keine allgemeine Idee, nichts von den Empfindungen, welche aus dem Fortgange der Bildung entstehen, und Folgen einer geübten Seele und einer feinen Ueberlegung sind. Aber es herrschen darinn andere Schönheiten; die Schwärmerey der Tapferkeit, eine Seele, die mit den großen Bildern der Natur genährt ist, eine Art von wilder Größe, die den Wäldern und Gebürgen gleicht, welche diese Völker bewohnten, und besonders ein Anstrich von Schwermuth, welche bald tief bald sanfter scheint, so wie sie bey Menschen seyn mußte, die oft ein einsames und herumirrendes Leben führten, und die mit einer Seele, die mehr zu Empfindungen als zu Zergliederungen aufgelegt war, die Natur am Ufer der Seen, auf den Meeren, und in den Gehölzen kennen lernten, mit den Stürmen und dem Getöse der Winde abergläubische Ideen verknüpften, alles wüste fanden und nichts anbauten, das Leben gering hielten, dem Tode trotzten, mit den verflossenen Jahrhunderten beschäftigt waren, und bey allen Gelegenheiten Erscheinungen von ihren Vorfahren zu haben glaubten, sowohl in den Wolken, die sie betrachteten, als auf den Sandsteinen, die mitten in den Haiden Merkmaale der Begräbnisse waren, und auf denen der ermüdete Jäger sich oft ausruhete.

Hieraus kann man leicht auf den Charakter schliessen, den die Werke eines solchen Volks haben mußten. Aber zu bewundern ist es doch, daß man in denselben schon die Kunst antrift, sanfte

und

und schreckliche Ideen einander entgegen zu setzen, und fast allenthalben die Bilder der Liebe und des Krieges zu verbinden. Vielleicht war das, was uns eine Kunst zu seyn scheint, weiter nichts als der natürliche Ausdruck von den Sitten dieser Völker. Man weiß, daß die Hunnen, die Gothen, die Germanier, und die Britten sich ganz von ihren Weibern beherrschen liessen. Bey Hirten und halb wilden Völkern mußte die Liebe sich unter alle Ideen und selbst unter die Gedanken des Krieges mischen, weil das weibliche Geschlecht damals ein Gegenstand der Eroberung war. Daher läßt es sich erklären, warum man bey allen diesen kriegerischen Lobgesängen Frauenzimmer an der Seite der Helden antrift, und fast allenthalben den Contrast oder die Vereinigung der Liebe und der Schlachten gewahr wird.

Die Deutschen hatten sowohl wie die Schotten und Britten ihre Lobgesänge, die von ihren Barden versertiget, und ebenfalls durch mündliche Fortpflanzung erhalten wurden. Viele davon waren noch zu den Zeiten Carls des Großen vorhanden. Dieser Prinz, der mitten unter einem beschäftigten und zwischen Gesetzgebung und Eroberung getheilten Leben noch Zeit fand, die Künste zu lieben, ließ alle diese Werke sammlen, und sie in die Sprache der alten Römer in Verse übersetzen. So lange er lebte, erhielten sich diese Denkmaale; aber nach seinem Tode verkaufte man sie, und eine Sammlung, welche so viel Mühe gekostet hatte, wurde mit einemmal zerstreuet. Ein sol-

cher Zug giebt uns einen hinlänglichen Begrif von diesem Jahrhunderte, und von den Barbaren, in deren Mitte die Natur einen großen Mann geworfen hatte*).

Wenn wir aus Deutschland weiter hinauf gegen Norden, und zu den Scandinaviern gehen, so finden wir eben diesen Gebrauch. Die Völker, welche Rom verbrannten, hatten Anfoderungen an den Ruhm. Bey ihnen waren die Skalden die Sänger der Helden. Sie gruben so gar öfters diese Gesänge und Loblieder in den Wäldern oder in freyem Felde ein, und noch jetzt findet man Spuren davon in den nordischen Felsen. Die Dänen, welche unter dem Namen der Normänner halb Europa verheerten, und zweymal Paris belagerten, giengen niemals zu Schiffe, um sich als Eroberer oder Seeräuber zu zeigen, ohne zugleich mit ihren Lebensmitteln, ihren Waffen, und ihren Biertonnen einige Skalden oder Dichter mitzunehmen, welche ihre Thaten besingen sollten.

Wir haben noch jetzt einige von diesen Gesängen übrig. Man kann leicht denken, daß sie eben

so

*) Indessen ist doch zu vermuthen, daß diese seltene Denkmaale nicht ganz vernichtet sind. Albert Cranz und Joh. Aventin, zwey Geschichtschreiber aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, führen alte Bardengesänge an, die, ihrem Vorgeben nach, in deutschen Klöstern gefunden seyn sollen. Vielleicht sind die Lobgesänge auf den Hermann und die tapfern Deutschen jetzt auch noch in irgend einer Abtey versteckt, die in eben den Wäldern erbauet wurde, wo die Deutschen ehedem für ihre Freyheit kämpften. Es ist wahrscheinlich, daß man diese Entdeckung auch noch einmal machen wird.

so barbarisch sind, als die Helden, welche sie rühmen. Aber mitten unter den unordentlichen Ideen herrscht eine kühne und wilde Beredsamkeit, und vielleicht ist die Verachtung des Todes nie von irgend einem Volke besser geschildert worden. Von der Art ist besonders das Werk des Scandinaviers, der im neunten Jahrhundert zugleich König, Krieger, Dichter und Seeräuber war, und der in England, wo er mit den Waffen in der Hand gefangen, und verurtheilt wurde, in einem mit Schlangen besetzten Gefängnisse zu sterben, selbst sein Sterbelied sang.

Nachdem er alle seine Thaten erzählt hatte, so ruft er aus: „Kann ein tapferer Mann ein andes „res Schicksal haben, als daß er in der Schlacht „sterben muß? wer nie verwundet ist, verdient „der wohl zu leben? seine Tage schleichen langwei„lig fort, und der Niederträchtige hat nie Ge„brauch von seinem Herzen gemacht. Wenn die „Schwerdter klirren, so muß der Krieger gegen „den Krieger auftreten. Ich ehre den Menschen, „der nie vor einem Menschen zurückweicht. Da„rinn besteht der Ruhm desjenigen, welcher Muth „hat; und wer einem Weibe Liebe einflößen will, „muß in den Schlachten hurtig und kühn seyn. — „Nein, in dem Pallast des mächtigen Odin seufzt „der tapfere Mann nicht über seinen Tod. Ich „gehe nicht mit der Stimme der Verzweife„lung zum Odin. O, wie würden alle meine „Kinder in den Krieg eilen, wenn sie das Unglück „ihres Vaters kenneten, den ein Heer von Schlan-

„gen zerreißt! ich habe meinen Kindern eine Mut-
„ter gegeben, welche Muth in ihren Busen geflößt
„hat. — — Mein letzter Augenblick nähert sich.
„Der langsame Biß der Schlangen tödtet mich
„grausam. Hier ist eine, die sich um mein Herz
„schlingt. Ich hoffe, daß das Schwerdt meiner
„Kinder mit dem Blute meines Feindes gefärbt
„seyn wird. Meine Kinder! ihre Stirn wird von
„Zorn roth werden, und sie werden nicht ruhig
„sitzen. Ein und funfzig mal habe ich Schlach-
„ten angeführt; in meiner Jugend habe ich gelernt,
„ein Schwerdt mit Blut zu färben. Damals
„hoffte ich, daß kein König unter den Menschen
„tapferer seyn sollte, als ich. Höre ich nicht die
„Göttinnen des Todes, die mich rufen? ich folge
„euch. Ich würde feige seyn, wenn ich mich über
„meinen Tod härmte. Es ist Zeit, meinen Ge-
„sang zu endigen. Die Göttinnen fodern mich
„auf. Sie kommen näher. Odin schickt sie aus
„seinem Pallast an mich. Ich werde auf einem
„hohen Stuhl sitzen, und die Göttinnen des To-
„des werden mir den unsterblichen Trank reichen!
„Es ist vorbey. Die Stunden meines Lebens sind
„verflossen. Sterbend will ich noch lächeln.“

Aus diesem Beyspiel kann man von der Mythologie, dem Charakter, und dem Gange der Einbildungskraft dieser Völker urtheilen, welche bisher mehr durch ihre Wildheit, als durch ihr Genie bekannt sind. Aber merkwürdig ist es doch, daß die meisten Skalden oder Nordischen Sänger aus Island waren. Diese Eyländer standen in

dem

dem größten Ruhm. Sie hatten Zutritt zu den Königen, und erhielten das Andenken aller großen Thaten, die im Norden verrichtet wurden. So erzeugte eine Insel, welche jetzt weiter nichts ist, als ein Haufen zerbrochener oder halbverbrannter Felsenstücke, zwischen welchen man einzelne Hütten und Heerden antrift, damals, als das ganze übrige Europa barbarisch war, eine Menge von Dichtern. Noch jetzt sind die Isländer wegen ihres Witzes bekannt, aber sie singen nicht mehr. Anstatt Helden zu rühmen, jagen sie Bären und Füchse (9).

Amerika hatte mit unserm alten Europa einerley Gebräuche. In Mexico, in Peru, in Brasilien, in Canada, und selbst unter denen Völkern, welche den Gebrauch des Feuers nicht kannten *), hat man Arten von Gedichten gefunden, welche bestimmt waren, Arten von großen Männern zu rühmen. Also hat der allgemeine Vortheil allenthalben Lobsprüche veranlaßt. Jede Nation hat das gelobet, was ihren Bedürfnissen oder ihren Vergnügungen zuträglich gewesen ist. So lobte man die Seeräuberey bey den Scandinaviern, die

(9) Dieß Urtheil haben die Isländer wohl mehr einem witzigen Einfall als einer reellen Untersuchung zu danken. Es macht auch überdem in Vergleichung mit dem Ton des Ganzen nicht den besten Effekt, so wenig wie kurz vorher die komische Gruppe von der Scandinavier Waffen, Biertonnen und Skalden sich in ein ernsthaftes historisches Gemälde schickt.

*) Auf den Marianischen Inseln.

Plünderungen bey den Hunnen, die Schwärmerey bey den Arabern, die sanften Tugenden und die Talente bey den gesitteten Völkern, die Jagd oder den Fischfang bey den Wilden, die Schiffahrt bey den Bewohnern der Inseln. Aber die Eigenschaft, welche allenthalben und immer gleich stark gelobt worden ist, diejenige, welche alle Revolutionen hervorgebracht hat, welche alles umstürzt, alles bezwingt, welche die Gesetze vertheidigt und bestreitet, welche die Reiche gründet und zerstört, der alles in der Natur unterworfen ist, und vor der die Welt und die Lobredner sich ewig beugen werden, ist die Stärke.

Anmerkungen zum dritten Capitel.

I.

Die alten Lieder aller Völker, sie mögen am Fuß des Olymps gesungen oder in die rauhen nordischen Klippen geätzt seyn, haben im Ganzen einerley Gang und Gehalt; denn sie sind der Ausdruck der rohen Natur, die bey allen Menschen ursprünglich gleich ist, und nachher erst in einer Folge von Jahrhunderten durch die verschiedenen Richtungen, in welchen sie geführt wird, veränderte Gestalten annimmt, zur Reflexion erhöht, verfeinert, oder verzärtelt, betäubt, verwildert, in Barbarey versenkt wird. Unsre Kinder, wenn man sie sich selbst überläßt, sind noch das, was jedes Volk in dem Zeitpunkt seines Entstehens war. Sie scheinen keine andere

dere Fähigkeit zu haben, als Empfindung; jeder körperliche Gegenstand wirkt auf sie ein, und sie fühlen ihn ganz und innig; schnell führt ihre unruhige Thätigkeit sie auf einen andern fort, der mit dem vorhergehenden keinen andern Zusammenhang hatte, als den ihm Zeit und Ort gaben, und den sie mit eben der Begierde auffassen; so ist ihr Geist jedem Eindruck offen; und so stark der Eindruck war, so lebhaft sind die Bilder ihrer Imagination, und so heftig ihre Leidenschaften. Diese mächtigen Empfindungen in ihre Seele einzuschliessen, ist ihnen nicht möglich; der ganze Körper, durch Bewegungen, Geberden, Ton, und Hieroglyphe des Geistes; und ihr natürlicher Ausdruck ist Gesang. Man denke sich die Seele eines Kindes in dem Körper eines erwachsenen, starken und gesunden Menschen, so hat man ein Bild von den ersten Völkern in der Kindheit des menschlichen Geschlechts. Daraus läßt sich nicht allein das Alterthum der Lieder erklären, sondern auch ihre Beschaffenheit. Sie waren ein Gewebe von einzelnen Empfindungen; höchst sinnlich, folglich voll kühner Tropen; ohne systematischen Zusammenhang oder kalten Plan, voller Sprünge, die das helle Bild ihrer Phantasie bezeichneten; feyerlich, auch bey Kleinigkeiten, denn für sie waren dieselben wichtig; also der ganze Ausdruck der lebendigen Welt, wie sie dieselbe um sich sahen und hörten und fühlten.

Mit gleicher Heftigkeit, und wie wir es nennen, wilder Unordnung sangen sie Freude, Lob und Dank in ihren Hymnen, und Wuth und Rache in ihren Kriegsliedern. Der Krieg entstand mit der menschlichen Gesellschaft, und wurde häufiger, so wie die Völker sich ausbreiteten. Da er bald ihre wichtigste Angelegenheit wurde, so war es natürlich, daß auch hier ihre Empfindungen in Liedern ausströmten. Der Gesang wurde nicht allein gebraucht, die Gottheit vor den Schlachten anzurufen, und ihr nach erhaltenem Siege zu danken, sondern auch die Völker zur Tapferkeit anzufeuren. Von den Scandinaviern wissen wir, daß ihre Skalden vor der Schlacht einen Kreis um sich herum auf der Erde machten, und sich Lieder entgegen sangen. Besonders war das Gedicht berühmt, welches Biarke bey einer solchen Gelegenheit verfertigt hatte, und welches Biarkemal (d. i. Sprache oder Gesang des Biarke) auch nachher üblich blieb. So mußte z. B. der Skalde Tormund dasselbe auf Befehl des Königs Olaus im Angesicht der ganzen Armee absingen, welche ihm durch den lautesten Dank ihren Beyfall dafür bezeugte, und mit verdoppeltem Feuer in das Treffen gieng a). Eben die Gewohnheit herrschte bey den asiatischen Völkern. Vom Cyrus erzählt Xenophon, daß

a) *Loccenii* Antiqu. Sueo-Goth. L. II. c. 21. *Bartholinus* de causis contemtae a Danis adhuc gentilibus mortis.

daß er vor der entscheidenden Schlacht mit den Assyrern, die den Grund zu seiner nachmaligen Größe legte, „dem Kastor und Pollux den „gewöhnlichen Lobgesang angestimmet habe, den „auch das ganze Heer mitgesungen hätte b).“ So sangen die Griechen vor der Schlacht dem Mars, und nach derselben dem Apoll ihre Päane; und eben diese Bewandniß hatte es auch mit dem Bardiet der alten Deutschen.

So wie die Nationen nachher in verschiedenen Richtungen fortgiengen, erhielten auch ihre Kriegeslieder eine verschiedene Gestalt. In unsern Gegenden verwandelten sie sich bey der Einführung des Christenthums in geistliche Hymnen und Gebete an Gott und die Heiligen, davon der vortrefliche polnische Dichter, Sarbievius, eins übersetzt hat c). Von ganz anderem Inhalt waren diejenigen, welche die Griechen beym Zuwachs ihrer Cultur bekamen. Wir kennen noch die Gesänge des Alkäus und Tyrtäus, die beyde im Anfange der blühendesten Zeit Griechenlands, im 34sten Jahrhundert der Welt lebten. Alkäus, der Liebling, und in mancher Absicht auch das Muster des Horaz, vertheidigte die Freyheit von Mytilene, seinem Vaterlande, gegen die Usurpationen des Pittakus, ermunterte seine Anhänger durch Gedichte

b) *Xenoph.* Cyrop. L. III.

c) L. IV. Od. 24. cf. *Klotzii* Tyrtaeus p. 199. edit. poster.

voller Feuer und Stärke, und pflegte vor den Schlachten durch poetische Anreden voller Begeisterung dem Heer Muth einzuflößen. Die Fragmente, die wir noch von ihm haben d), verdienten noch eher die Aufmerksamkeit, die Tyrtäus in unsern Zeiten erhalten hat. Von diesem Dichter ist bekannt, daß er von sehr ungestaltem Körper war, und daß ihn die Athenienser zum Spott den Lacedämoniern zuschickten, da diese durch das Orakel den Befehl erhalten hatten, zu ihrem Kriege wider die Messenier einen Feldherrn aus Athen zu hohlen; daß er aber durch seine Anordnungen sowohl als durch seine Gesänge die Spartaner von neuem belebte, und die Messenier unter ihre Herrschaft brachte. Wir haben vom Tyrtäus nicht allein die Ausgabe des Hr. Klotz, und die Uebersetzung von einigen seiner Lieder durch Hr. Weisse, die ebenfalls der Klotzischen Ausgabe beygefügt sind, sondern wir können auch die Amazonenlieder des letztern, und die Lieder eines preussischen Grenadiers von Hr. Gleim als Gegenbilder anführen, die des Tyrtäus Liedern völlig gleich kommen, und sie vielleicht noch übertreffen.

II. Was

d) Man findet sie in verschiedenen Sammlungen von Fragmentis Poetarum lyricorum z. B. vom Heinr. Stephan 1560. vom Paul Stephan 1600. imgleichen zu Antwerpen 1567. zu Geneve 1614. zu London 1740. Auch dient zur weitern Kenntniß dieser Materie die Abhandlung des *Louis de la Nauze* sur les Chansons de l'ancienne Grece, in den Memoires de l'Acad. des Inscript. T. XIII. p. 496.

II.

Was die Poesien der brittischen Barden betrift, die sich bey den heutigen Nordschotten oder Hochländern erhalten haben sollen, und die in Frankreich hersische, in England aber galische Gedichte genannt werden, so haben wir keine andere Nachricht davon, als die uns Macpherson mitgetheilt hat. Er gab im J. 1762. die Gedichte des Ossian, eines alten schottischen Barden, der im dritten Jahrhundert gelebt haben soll, aus der alten galischen Sprache wörtlich in englische Prose übersetzt heraus, von welchem Werke auch zwey deutsche Uebersetzungen erschienen sind; die erste in Prosa, im J. 1764. von Hr. Wittenberg in Hamburg, die das Original mit Treue ausdrückt; die andere in Hexametern von Hr. Denis in Wien, die zwar den Vorzug des poetischen Schmucks, aber nicht so sehr das Verdienst der Genauigkeit hat. Die Echtheit dieser Gedichte wurde bald angegriffen. Macpherson und besonders D. Blair, Prof. der Redekunst und sch. W. zu Edimburg in a critical Dissertation on the Poems of Ossian, welche der Londner Ausgabe dieses Dichters von 1765. beygefügt ist, vertheidigten dieselbe aufs eifrigste e); aber auch ihren Gegnern fehlte es nicht an Gründen. Besonders suchten die Irländer den Ruhm dieser Ge-

e) S. Neue Bibl. der sch. Wissenschaften II. B. S. 245.

dichte den Schotten streitig zu machen. Eine ausführliche Abhandlung, welche beweisen soll, daß Ossian und Fingal Namen sind, die man aus irländischen Romanzen des achten und neunten Jahrhunderts entlehnt und verdreht hat, findet sich im Iournal des Savans vom J. 1764, und eine deutsche Uebersetzung davon ist in dem ersten Band der Unterhaltungen eingerückt. Noch neulich hat der Verf. des Essay on the antiquity of the Irish Language zu beweisen gesucht, daß die Normänner, welche im achten und neunten Jahrhundert auf ihren Streifereyen auch Irland angriffen, die Finghal wären, daraus nachher Fingal als ein poetisches Wesen abstrahirt sey f). Der Streit ist also für Ausländer wohl noch nicht bis zur völligen Evidenz entschieden. Das bleibt aber immer ausgemacht, daß die Gedichte selbst, die man unter Ossians Namen kennt, Meisterstücke des Genies sind. Hr. Thomas charakterisirt sie von der einen Seite sehr richtig, aber von der andern scheint er doch ihnen nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. In der That herrscht in Ossians Gedichten eine gewisse Zärtlichkeit des Gefühls, und ein Grad von Regelmäßigkeit und Kunst, die allerdings Resultate einer geübtern Seele sind, und die vielleicht den stärksten Grund wider die Aechtheit dieser Gedichte abgeben würden, wenn Macpherson

und

f) S. Walchs philologische Bibl. II. B. 7. St.

und Blair nicht gezeigt hätten, daß unter den celtischen Nationen überhaupt mehrere Cultur gewesen sey, als man gemeiniglich glaube. Dies bestätigt auch Ossian, da er nicht nur von sich selbst sagt, daß er in einer Art von sehr klassischen Zeitalter lebe, wo er durch die Merkwürdigkeiten der vorhergehenden Zeiten erleuchtet sey, die die Gesänge der alten Barden enthielten, sondern auch einer Periode der Unwissenheit gedenket, die über die Grenzen der Ueberlieferung hinaus war.

Wer mit den Produkten der ältern brittischen Dichtkunst bekannter zu werden sucht, dem empfehlen wir besonders die Sammlung der Reliques of ancient englisch Poetry, die unter der Aufsicht des berühmten Johnson veranstaltet, von Thomas Percy aber zu London 1765. 3. B. 8. herausgegeben, und mit verschiedenen kritischen und historischen Abhandlungen und Bemerkungen begleitet worden ist g). Nicht blos der Dichter kann diese Sammlung nutzen, sondern auch der philosophirende Leser kann daraus Gelegenheit zur Berichtigung mancher Urtheile über die ältern und mittlern Jahrhunderte nehmen, die wir gemeiniglich nur wie eine in Nebel gehüllte Winterlandschaft in einer tiefen Ferne betrach-

g) In der N. Bibl. der sch. W. II. B. S. 70. ff. sind ein Paar von diesen Stücken übersetzt, aber vieleicht zu sehr modernisirt. Mehr im Geist der Alten ist die Uebersetzung von Sweet Williams Ghost, in der kleinen Schrift: Von deutscher Art und Kunst. S. 49.

trachten, weil wir über die entgegengesetzte römische und griechische Grenze in das Gebiet der Alterthümer des menschlichen Geistes kamen. Um den Charakter einer Nation in jedem Zeitalter kennen zu lernen, sind die weitläufigern und systematischen Werke eben nicht die wichtigsten Wegweiser. Man erlangt weit vollständigere und festere Begriffe aus den Romanzen, Balladen, kleinen Liedern, Erzählungen, Satiren, und selbst aus den Pasquillen, die etwa auf die Nachwelt gekommen sind. Wenn wir diesen Weg betreten, so werden wir billiger über jene entferntern Zeiten denken lernen, auf die wir so gern mit Verachtung herabsehen, und die wir vieleicht nur darum für barbarisch, das heißt, für völlig unwissend und dumm halten, weil sie mit uns nicht auf einerley Ton gestimmt sind. Hatten sie dann auch nicht so ausgedehnte Kenntnisse, wie wir, so waren sie dagegen um so viel thätiger und freywirkender.

Den Ausdruck des Hrn. Thomas, daß die nordischen Völker Sklaven ihrer Weiber waren (entierement asservis à leurs femmes), muß man wohl nach den Gesetzen der Hyperbel erklären. In mehrerm Ansehen stand das andere Geschlecht im Norden, als in den südlichen Gegenden, das ist gewiß, und selbst in den Perioden des Jägerlebens und der Wanderschaften war die Liebe nicht blos, wie bey den Asiaten, thierischer Trieb, sondern mit zärtlicher Freundschaft und Achtung verbunden. So gar legten unsre Vor-

fahren

fahren dem Frauenzimmer eine gewisse Art von Heiligkeit und Vorhersehungskraft bey, und hohlten in wichtigern Vorfällen ihren Rath ein h). Die Ursachen dieses vorzüglichen Ansehens sind theils in dem Clima zu suchen, vermöge dessen die Leidenschaften im Norden nicht so aufbrausend und heftig, sondern mehr mit Ueberlegung verbunden, und anhaltender waren; theils in der Erziehung, die das weibliche Geschlecht nicht allein zur strengsten Keuschheit anführte, daher man selbst in den Liebesliedern der Barden und Skalden nie Schlüpfrigkeit antrift, sondern es auch abhärtete, und in den Stand setzte, an den Arbeiten und Gefahren, folglich auch an den Berathschlagungen des Männlichen theilzunehmen; theils in der Religion, die, anstatt Veranlassungen zur Weichlichkeit zu geben, vielmehr durchgängig auf die Erregung des kriegerischen Muths abzweckte; theils in der Monogamie, die im Norden gewöhnlich war, und also den Sitten und der Denkungsart eine von der südlichen ganz verschiedene Gestalt geben mußte. Zu Beyspielen von dem Antheil, den das weibliche Geschlecht an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, dienen unter andern Gamca, eine Prophetinn, die von ihrer Nation nach Rom geschickt wurde, um mit dem Domitian Friede zu schließen; Velleda, deren schon Tacitus erwähnt, und die mit den römischen Feldherren häufig

h) S. *Aventini* Annales Boj. L. III. p. 146.

häufig in Unterhandlungen war; Valisca und Wisna, deren Geschichte Krantz erzählt i) u. s. w. Eben die Ursachen wirkten auch in der Folge fort; sie wurden nur, theils durch die Feudalverfassung, theils durch die Religion, anders modificirt, und legten den Grund zu der Chevalerie.

III.

Bey den Bardenliedern der Deutschen faßt Hr. Thomas, wenigstens für Deutsche, sich zu kurz; auch scheint er bey den Geschichtschreibern, darauf er sich beruft, einigermaßen dem Geschmack seiner Landsleute gefolgt zu seyn; denn weder aus dem Aventin, noch aus dem Krantz würde man über die Bardenlieder viel Licht erhalten, so gute Gewährsmänner sie übrigens auch für die deutsche Geschichte der mittlern Zeiten seyn mögen. Krantz hat weder in seiner Vandalia, noch in seiner Saxonia im geringsten der alten deutschen Dichter Meldung gethan. Bey seiner ganzen Denkungsart, und besonders bey seiner Anhänglichkeit an die römische Kirche schienen ihm diese Alterthümer unstreitig Kleinigkeiten zu seyn. Ein einziges mal erwähnt er beyläufig des Namens der Barden (Wandal. L. III. c. 6.), aber ohne sich in Untersuchungen einzulassen. Joh. Aventin äußert in seinen historischen Schriften mehr Beurtheilung sowohl, als Unpartheylichkeit in Religionsmaterien, legt auch den alten Barden-

i) S. *Krantzii* Wandalia. L. I, c. 11. 12.

denliedern mehr Werth bey. Nach seinem Anfangs entworfenen Plan sollte das erste Buch gleich beym Eingange handeln: de carminibus antiquis (quod vnum apud maiores nostros memoriae et annalium genus est) quibus Corn. Tacitus vsus, et quae Carolus M. auxit, quaedam recentiores corrupere. Der Titel verspricht viel; und man muß bedauren, daß der Verf. von diesem Plan, welcher einen philosophischen Kopf verräth, bey der Ausführung ganz abgewichen, und der gewöhnlichen, blos chronologischen Methode gefolgt ist. Nun müssen wir uns mit dem begnügen, was er zufälliger Weise in ein paar Stellen von den Dichtern der Deutschen sagt. Z. B. Annal. Boj. L. I. p. 18. 19. Hujusmodi pleraque bella, poetico more velata mysteriis fabularum, apud nos patrio sermone et numeris scripta leguntur. Populares nostri heroum codicem, quod Heroum Germaniae gesta contineat, cognominant — Mea quoque memoria Imperator Maximilianus Caesar Augustus more majorum fabulis res gestas suas velauit, et omnem vitae seriem carminibus et patriis et latinis nominibus confictis celebrandam curavit; *Tewrdancum* vocant. Von den ältern Dichtern sagt er an einem andern Orte: dasjenige, was von ihnen noch auf unsre Zeiten gekommen sey, sey so schwer zu lesen und zu verstehen, daß man den Verstand davon nicht errathen könne, und Trittheim, der mit ihm im funfzehnten Jahrhundert lebte,

meldet

meldet eben das. Uebrigens müssen wir dem Zeugniß des Aventin, welches auch Hr. Thomas vor Augen gehabt hat, glauben, wenn er uns versichert, daß noch zu seinen Zeiten von der durch Carl den Großen veranstalteten Sammlung alter Lieder hin und wieder in den deutschen Bibliotheken Abschriften vorhanden waren. Nur wäre zu wünschen, daß diese Bibliotheken Lessinge zu Aufsehern hätten, damit das Publikum zum Genuß ihrer verborgenen Schätze gelangte. Denn bisher haben die nordischen Völker noch viel fruchtbarere Quellen, woraus sie Nachrichten von ihren Alterthümern schöpfen können, als die Deutschen. Ich werde indessen künftig noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen, und alsdenn Gelegenheit nehmen, von einer für die Litteratur unsers Vaterlandes so interessanten Materie ausführlicher zu reden.

IV.

Die Scandinavier stimmen in ihren bürgerlichen sowohl als gottesdienstlichen Verfassungen mit den westlichen Celten aufs genaueste überein. Auch sie hatten drey Classen von öffentlichen Personen. Die von der ersten, welche unmittelbar nach dem Könige ihren Rang hatten, waren Priester und Richter (Drottar, Drottener); die von der zweyten beschäftigten sich mit der Wahrsagerkunst (Spáman, Tyrspakur), nahmen auch Frauenzimmrr in ihre Gesellschaft, standen aber, sonderlich bey den Großen, nicht

sehr

sehr in Ansehen; die von der dritten widmeten sich der Dichtkunst, und hießen Skalden oder Skaldrer, auch Bragur und Harpare. Den Namen Skald muß man nicht sowohl von einem alten vorgegebenen Worte Skiälda (poliren, oder poetisch beschreiben) wie Wormius k) und nach ihm andere, behauptet haben, als vielmehr von dem noch in der heutigen schwedischen Sprache üblichen Skalla (schallen, scharf und zugleich lieblich tönen) herleiten l), welche Herleitung auch durch eine Menge von abstammenden Wörtern, welche die Schweden noch jetzt gebrauchen, und die insgesamt Beziehungen auf Attribute der Poesie haben, bestätigt wird. Der Inhalt ihrer Gesänge war, außer den Materien, welche von Gott (Alfadur), dem Ursprunge der Welt, und des Menschen, der Unsterblichkeit der Seele, und den Belohnungen in der Ewigkeit handelten, das Lob ihrer Helden, Könige, und Schönen; und dadurch wußten sie sich so allgemeinen Beyfall zu erwerben, daß sie von den Königen zu beständigen Gesellschaftern nicht nur bey ihren Lustbarkeiten, sondern auch auf ihren Feldzügen angenommen wurden, daß oft Prinzen mit in ihre Gesellschaft traten, und daß sie selbst Töchter der Könige zuweilen zur Ehe erhielten. Indessen verlohr dies Ansehen sich almählich, so wie die römische

k) Chron. Norweg. c. 216.

l) *Loccenii* Antiq. Sueo-Goth. L. II. c. 15.

mische Kirche in diesen Gegenden das Uebergewicht erhielt; und kaum hatte sich dieselbe festgesetzt, als ihre Anhänger einen Beweis von der Macht der Unwissenheit und des Aberglaubens gaben, und unter der Beschuldigung, daß die Gedichte der Skalden Zauberbücher wären, dieselben unter dem Pabst Sylvester II. am Ende des zehnten Jahrhunderts allenthalben aufsuchen und verbrennen ließen. Der Verlust, den die Nachwelt dadurch litt, war groß, indem mit diesen Gedichten die einzige Quelle der alten Geschichte dieser Völker verlohren gieng; und wir würden von den nordischen Alterthümern nichts wissen, wenn nicht ein gutes Glück noch eine beträchtliche Anzahl von Liedern ihren Verfolgern entzogen, und Gelehrte erweckt hätte, durch deren Nachforschungen und Bemühungen diese Ueberbleibsel auf unsre Zeiten gekommen sind. Die Verdienste sind unstreitig, welche Wormius, Bartholin, Biörner m), und andere, um die Erhaltung und Erklärung der nordischen Originalgedichte haben, die man unter dem Namen der Runischen Sagar, d. i. mit Runen geschriebener historischer Lieder, kennt. Noch vor diesen Commentatoren der Sagen schöpfte aus

m) *Olai Wormii* Danica litteratura antiquissima, welches schätzbare Buch zu Kopenh. zuerst 1631. 4. und nachher vermehrter 1651. Fol. herausgekommen ist. Mit demselben kann man *Bartholini* Antiq. Danicas, wie auch dessen Dissert. de Holgero Dano, Hafn. 1677. imgleichen Bioerneri Collect. verbinden.

aus denselben schon im zwölften Jahrhundert Saxo Grammaticus die Materialien zur Geschichte seines Vaterlandes n), die er in einem so meisterhaften und für seine Zeiten außerordentlichen Stil beschrieben hat. Er sagt es selbst in der Vorrede, daß die Runischen Inschriften und in die Felsen gegrabene Lieder sein Hauptarchiv gewesen wären, und an andern Stellen z. B. beym Leben des Uffo, im vierten Buch, beklagt er, daß er von diesem Fürsten nichts melden könne, weil es ihm ganz an Liedern über ihn fehle. Zwar sind die ältesten Geschichte, die er uns erzählt, z. B. vom Gram und Hading, die noch vor dem Odin lebten, und vom Hother, der Odins Zeitgenosse war, voll von Zaubereyen, Ebentheuern, Wahrsagungen, und zum Theil so romantisch beschrieben, daß sie die Imagination des wärmsten Dichters verrathen; aber das beweiset eben, daß die alten Skalden die Thaten ihrer Helden in Lieder brachten, und daß aus diesen Liedern Saxo seine Geschichte zusammengesetzt hat. Wir finden in derselben nicht allein Meisterstücke der Beredsamkeit, z. B. Amleths Rede nach Ermordung des Fengo, im Anfange des vierten Buchs, sondern auch eine Menge von

n) *Saxonis Grammatici* Histor. Danicae L. XVI. Um aber diesen Schriftsteller völlig zu nutzen und zu verstehen, kann man den Commentar des Stephanius oder dessen Ausgabe vom Saxo, zu Soroe 1644. fast nicht entbehren, daher zu bewundern ist, daß Klotz bey seiner neulichen Ausgabe dieses Schriftstellers davon so wenig Gebrauch gemacht hat.

Liedern, poetischen Gesprächen und Beschreibungen, die auch noch in der Uebersetzung genug Züge von Genie und Skalvyngl (Begeisterung) der Skälden entdecken, ob man es gleich diesen Uebersetzungen wohl ansieht, daß sie nicht ganz getreu sind, und daß Saxo schon den Geist voll römischer Litteratur hatte, wie er die Geschichte seiner Vorfahren zu studiren anfieng.

Noch genauer also werden wir den Geist der Skalden kennen lernen, wenn wir ihn in den Originalen aufsuchen, die uns vom Wormius, und andern, überliefert sind. Freylich enthalten sie nichts von den gekünstelten Empfindungen oder von der mühsamen Gelehrsamkeit neuerer Dichter, aber deswegen möchte ich doch mit Hrn. Thomas ihre Verfasser nicht für Barbaren erklären. Ihr Gesang ist, so wie ich oben die Lieder aller alten Völker charakterisirt habe, Ausdruck der wahren Natur, vieleicht roh, wenn wir ihn durch ein Mikroskop des achtzehnten Jahrhunderts betrachten, aber an sich wie voll von großen Ideen, wie thätig, wie ganz sinnlich, wie lebendig, anschauend und innig gefühlt, wie sicher, fest und stark gesagt ist er! In der That gaben sie ihren Liedern, ohne Mühe, blos von der Hand der Natur geleitet, das Leben, die sinnliche Wahrheit, den Eindrang und das Interesse, worein jetzt noch unsre Theoristen die wesentlichsten Merkmale der Dichtkunst setzen, und zu welchen unsre Dichter, die schon zu sehr an die

höhere,

höhere, intellektuelle Luft gewöhnt sind, nicht anders als mit Arbeit und Gefahr hinabklimmen. Bey aller dieser Simplicität in den Ideen und Empfindungen muß man über die Kunst der Rhytmik erstaunen, die man in den Liedern der Skalden findet. Kein einziges neueres Volk, und so viel wir wissen, auch unter den südlichern kein älteres, ist in den Regeln des Wohlklangs so weit gegangen o); und doch waren diese Regeln bey den Skalden nicht Systeme, sondern entstanden blos aus Empfindungen, wurden unmittelbar durch Empfindungen wieder gelehrt, waren, wenn ich so sagen darf, Gemälde der lebendigen Welt fürs Ohr, würden aber, wenn wir sie bey unsern ganz andern Arten und Modificationen von Empfindungen nachahmen wollten, Künsteley und Spielwerk seyn. Ihr Wohlklang beruhte nicht auf der Quantität der Sylben, auch nicht auf Endreimen, sondern auf der Harmonie der Buchstaben und Sylben in den Versen selbst und auf der abwechselnden Stellung ähnlicher Laute in den Distichen. Was die Harmonie der Buchstaben betrift, so mußten in jedem Distichon drey Wörter seyn, die einerley Anfangsbuchstaben hatten, und von diesen Wörtern standen zwey im ersten und das dritte im zweyten Verse. Die Harmonie der Sylben erfoderte in jedem einzelnen Verse zwey Sylben,

o) Daß auch die Angelsächsischen Dichter diese Rhytmik gehabt haben, davon findet man Beyspiele in den Reliques of ancient english Poetry.

die, wo nicht in den Vokalen, doch in den Consonanten gleichlautend waren, aber nicht unmittelbar bey einander stehen durften u. d. m. Diese allgemeinen Regeln wurden in den einzelnen Versarten noch besonders modificirt, und dergleichen Versarten in lyrischen Gedichten hatten sie hundert sechs und dreißig p).

Eins von den merkwürdigsten Beyspielen dieser alten Skaldenlieder ist unstreitig dasjenige, das Hr. Thomas angeführt hat. Der Held und Urheber dieses Gesanges, den er nicht nennt, ist Regner Lodbrog, Sigurds Sohn und Nachfolger im Dänischen Reich, ein sehr kriegerischer und unruhiger Herr, der mehr die Rolle eines irrenden Ritters als eines Regenten spielte, aber eine sehr gute Erziehung nach dem damaligen Nordischen Geschmack genossen hatte, und zu den erhabensten Skalden gehörte. Er vernachläßigte alle Regierungsgeschäfte, und hatte nichts anders zum Augenmerk, als durch kriegerische Thaten seinen Namen berühmt und schrecklich zu machen. Hierin erhielt er seine Absicht so vollkommen, daß er als der größte Seeräuber oder Krieger seiner Zeiten bekannt und furchtbar war. Endlich ward er, nach dem Wormius ums J. 857, nach neuern Berechnungen aber ums J. 794, von Ella, einem Feldherrn oder Unterkönige

p) *Wormius* l. c, hat diese Materie weitläuftig behandelt. Ein guter Auszug davon ist in den Schlesw. Briefen über die Merkw. der Litteratur, 1 Samml. S. 150. ff.

nige in England gefangen genommen, der ihn, weil er weder seinen Namen noch sein Vaterland anzeigen wollte, in einen mit Schlangen angefüllten Thurm werfen ließ. Er erduldete diese Marter mit unerschütterter Standhaftigkeit, und dichtete ein Sterbelied, worin er seine Thaten und seine Begierde nach den Wohnungen der Götter und Helden (Valhalla) schilderte, und sich mit der Rache seiner Söhne tröstete q). Das Gedicht wird Krakamal genannt, und ist noch vorhanden. Ob es aber den Regner selbst zum Verfasser habe, oder nur den Geist und die Gesinnungen des heldenmüthig sterbenden Regners ausdrücke, ist streitig. Saxo sagt zwar, B. IX: adeso jecinore, cum eor ipsum funesti carnificis loco coluber obsideret, omnem operum suorum cursum animosa voce recensuit; doch ist es wahrscheinlicher, daß das Gedicht, so wie wir es haben, entweder von seiner zweyten Gemahlin, Aslaug, die unter dem Namen Kraka erzogen war, herrührt, oder auch von irgend einem Skalden, nach der Gewohnheit dieser Dichter, die Thaten der Helden zu besingen, verfertigt ist. Wormius rechnet dies Gedicht zu der Gattung Drottquaett, doch mit der von dem Dichter Biarka eingeführten Veränderung, daß es statt der in den lyrischen Gedichten der Scandinavier sonst gewöhnlichen acht Zeilen,

q) S. Gebhardi Geschichte von Norwegen und Dännemark. S. 375.

len, in jeder Strophe zehn Zeilen hat, daher es auch Biarkamal genannt wird. Es besteht aus neun und zwanzig Strophen, deren jede zum Anfang die Worte hat: Wir hieben mit Schwerdtern. Wormius hat es in den Runen selbst abdrucken lassen, und unter jeder Zeile die lateinische wörtliche Uebersetzung, so wie am Schluß jeder Strophe einen Commentar hinzugefügt. Ueberhaupt, nach der Menge der Uebersetzungen zu urtheilen, scheint dies vortrefliche Heldenlied die ganze Aufmerksamkeit, die es verdient, auf sich gezogen zu haben. Außer der Uebersetzung des Wormius haben wir noch eine lateinische vom Biörner, die auch Klotz in der zweyten Auflage des Tyrtäus ganz hat abdrucken lassen; eine englische in den Five Pieces of Runic Poetry, translated from the Islandic language. Lond. 1763. 8.; eine französische vom Mallet in den Monumens de la Mythologie et de la Poesie des Celtes et particulierement des anciens Scandinaves, die aber nur einzelne Stücke des Gedichts enthält, und von Hrn. Thomas genutzt ist; auch einzelne Stellen in einer deutschen Uebersetzung in der N. Bibl. der sch. W. B. II. S. 250. Aber freilich um die ganze Stärke des Dichters zu kennen, muß man ihn in den Runen selbst studiren. Als ein schönes Gegenbild dieses Gedichts kann man das Lied des Aßbiorn Prude aufstellen, von dem in den Briefen über die Merkw. der Litteratur, Samml. I. S. 112. eine Uebersetzung eingerückt ist.

Mar

Man hat von den Liedern der nordischen sowohl frühern als spätern Dichter eine Sammlung, die zuerst von Andreas Vedel oder Vellejus 1591. veranstaltet, nachher aber vermehrt und mit brauchbaren Anmerkungen versehen, von P. Syv, einem dänischen Prediger in Seeland, der unter dem Namen Petrus Septimus bekannt ist, zu Kopenhagen 1695. noch einmal herausgegeben ist. Sie ist unter dem Titel: Kiämpe Viiser (Heldenlieder) bekannt, enthält freilich manche schöne, naive, und empfindungsvolle Stücke, hat aber durch die Uebersetzungen ins neuere Dänische den Geist der Alten viel von seiner Originalität genommen, außerdem auch einzelne Stücke zerstümmelt, und alles, ohne Wahl, untereinander geworfen, so daß man sie als ein Gegenbild von unserm deutschen Heldenbuch ansehen kann r).

r) Außer den bisher genannten Schriftstellern findet man Nachrichten von den ältern nordischen Dichtern, theils in den bekannten größern Werken des Verelius, Resenius, Rudbeck und Periskiold; theils in einigen kleinen Schriften: z. B. in *Diurbergii* Diss. de Scaldis veterum Hyperboreorum; *Wetterstenii* Diss. de Poesi Scaldrorum. Vorzüglich ist zu empfehlen, M. Fabiani *Toerneri* Diss. de Poesi Skaldorum septentrionalium, Upsal. 1717.; auch hat Köler in Altorf ein Programm de Scaldis s. Poetis gentium arctoarum, vetustissimis 1724. geschrieben, welches aber der Dissert. vom Törner nicht gleich kommt. Gute Nachrichten von den Skalden sind zerstreut in den Leipziger Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache. Noch gehört hieher *Schefferi* Suecia litterata; aus dessen Lapponia c. 25. Kleist das Lied eines Lappländers (S. 42. seiner Werke von 1760.) schön nachgeahmt, und

Einige dieser Lieder sind unter uns durch Uebersetzungen bekannt geworden, deren Verfasser sich bemüht haben, in den Geist ihrer Originale einzudringen. Z. B. in der kleinen Schrift von deutscher Art und Kunst findet man S. 32. Odins Höllenfahrt; imgleichen S. 36. den Webegesang der Valkyriur (waren in der nordischen Mythologie die Parzen oder Schicksalsgöttinnen), dessen erste Strophe folgende ist:

Umher wirds dunkel
Von Pfeilgewölken!
Sie breiten umher sich
Wetterverkündend!
Es regnet Blut!
Auf!

und der V. der Schrift von deutscher Art und Kunst S. 23. eine genaue Uebersetzung zu geben versucht hat. Ruhig in seinem Littauischen Wörterbuche hat einige Dainos oder lettische Lieder übersetzt, die freilich durch die Menge von Diminutiven für uns zu tändelnd scheinen, aber bey allem dem doch Zeugnisse von der reizenden Simplicität der Natur bleiben. (S. Briefe, die N. Litt. betreffend. 1. Th. S. 242.). Unter den Deutschen hat sich in unsern Zeiten Hr. D. Schütze um die alte nordische Litteratur besonders verdient gemacht. S. dessen Lehrbegrif der alten deutschen und nordischen Völker von dem Zustande der Seelen nach dem Tode. Leipzig 1750. imgleichen: Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bey den alten griechischen und römischen, und bey den alten nordischen und deutschen Dichtern, Altona 1758. und die aus beyden entstandene neuere Schutzschriften für die alten deutschen und nordischen Völker 1. B. Leipz. 1773. davon wir die Fortsetzung noch zu hoffen haben.

Auf! knüpfet an Spieße
Das Schicksalsgewebe
Blutrothen Einschlags,
Ihr Todesschwestern,
Zu Randvers Tod.

Ein anderes Stück dieser Art (S. Briefe über die Merkw. der Litter. 1. Samml. S. 112. ff.) ist das Befreiungslied des Eigill Scallagrim, eines Isländischen Soldaten, der den Sohn des Königs Erich Blodoxe von Northumberland erschlagen hatte, und als er nachher gefangen ward, seinen Kopf verlieren sollte, aber durch dies Lied seine Freiheit wieder erhielt. Es hat in der Form viel Pindarisches, und verdient in der Uebersetzung, die vermuthlich von Hrn. v. Gerstenberg herrührt, eingerückt zu werden. Die darin vorkommenden Parenthesen zeugen von der Absicht des Uebersetzers, einigen, sonst zu dunkeln, poetischen Gedanken mehr Licht zu geben.

1.

Von Abend kam ich her zu Schiffe; und fuhr ein Lied mit mir (die Gedankenfluth der Herrschaft des Odins): So war meine Schiffahrt. Ich zog die Eiche ins Meer, an den Trümmern des Eises (d. i. Island), und führte meine Lieder in meinem Busen.

2.

Diese Fracht both ich dem Könige dar; und nun gebührt mir der Preis. Ich schütte den

Werth

Werth des Odin umher (ich) gieße meine Gedanken in ein Lied aus). Mein Gesang hat das Lob des Englischen Herrschers vollendet. Nun horch er schweigend mir zu; ich hab ein Lied ihm erdacht.

3.

Merk auf, o König; mein Gesang ist deiner Aufmerksamkeit werth. Wenn ihr alle um mich her mir zuhorcht, so soll mein Lied euch die kühnen Thaten eures Königs lehren. Aber Odin sah herab, wo die Leichname lagen.

4.

Am Rande des Schildes wuchs der Klang der Schwerdter; so hatten es die Kriegsgöttinnen dem Könige geheißen. Der König war muthig, war entbrannt: da floß der Strom des schwarzen Blutes; da schweifte der Tumult des metallischen Regens weit umher.

5.

Fort schritte der kriegrische Tod *) über den unwegsamen Pfad der Leichname, wo die frohen Geyer sich am Raube sättigten, wo die Schiffe in geronnenem Blute trieben, wo die Wunden wiederhallten!

Zwischen-

*) Vefur Daraker der Tod. Als dieser Gott einst in der Irre umherschweifte, sah er einige Nymphen an einem Gewebe von Menschen-Gedärmen arbeiten. Daher heißt Vefur Daraker das Gewebe des Todes, das aus dem Eingeweide der Krieger beym Niedermetzeln gemacht wird. — Die ganze Stelle ist im Geschmack der Edda, und konnte nicht wörtlich übersetzt werden.

Zwischenstrophe.

Da entsanken den Männern die Schenkel;
Da erndtete Erich erhabnen Ruhm ein.

Zweyte Abtheilung.

1.

Ich singe weiter; hört mir zu; ich weiß mehr. Mit ihrem Anzuge dampften Wunden heran; der König näherte sich; schnell brachen die flammenden Schwerdter an den himmelblauen Schilden.

2.

Bey dem Glanze des Helms erklang der Sattel im Fallen. Scharf war das Schwerdt, blutig war das niedermetzelnde Schwerdt. Die Krieger fielen, ich sah es, sie fielen vor dem Eis-Regen, den der Bogen des Odins *) im Spiele der Waffen regnete.

Zweyte Zwischenstrophe.

So war der Tumult der Schwerdter in dem Klange der Waffen. Da erndtete Erich erhabnen Ruhm ein.

Dritte Abtheilung.

1.

Der König röthete sein Schwerdt; das war dem Gior (dem Wolfe des Odin) ein Mahl! Er heftete

*) Hiebey muß man sich vorstellen, daß Odin von der Schulter der Soldaten, deren er sich als Pferde bediente, herabschoß; denn so lautet es im Original: Odins eike.

heftete sein Schwerdt an das Leben seiner Feinde; die blutträufelnden Spieße flogen umher; die Flotte der Schottländer nährte den gierigen Adler, auf dem die fürchterliche Flag (eine Kriegsfurie) heranritt; die Schwester des Nara (der Tod) spornte ihre Adler dem nächtlichen Fraße zu.

2.

Die spitzen Pfeile flogen durch die Schlachtordnung der Schwerdter; sie waren der Wunden gewohnt, die ihnen ihre Lippen öfneten. Als Freke (ein Wolf des Odin) durstig an der Wunden-Spalte hieng, da tobten die Raben in dem herrlichen Raube.

Dritte Zwischenstrophe.

Fürchterlich rauschte der König den Sichern ins feuchte Meer entgegen. Weit umher streute Erich den Wölfen die Leichen aufs Meer aus.

Vierte Abtheilung.

1.

Spitz war der fliegende Speer; da war der Friede nicht mehr: der Bogen war gespannt; das freute dem Wolf. Die Spieße wurden zerschmettert; scharf waren die Schwerdter, und die Sehne des Bogens stieß den langen Pfeil von sich aus.

2.

Von seinen Fingern (dem Sitze des Ringes) schleuderte er die langen Pfeile, er, der das Waffenspiel anfeuerte. Er troff von Blute: allenthal-

ben

ben war der König; bewundernd sing ichs; man hörte Erichs Schritte über das weite östliche Meer.

Vierte Zwischenstrophe.

Der König spannte den Bogen; da stürzten die Pfeile (die Bienen der Wunden) heraus. Weit umher streute Erich den Wölfen die Leichen aufs Meer aus.

Fünfte Abtheilung.

1.

Noch ist mir übrig, die vorragende Seele des Königs von gemeinern Heldenseelen zu unterscheiden. Mein Gesang neigt sich zu Ende. Durch ihn schweift die schöne Kriegsgöttinn frey auf den Wellen umher, durch ihn rauschet das glatte Kiel in den Furchen der Felsen (den Wellen).

2.

Der König, der Goldbeherrscher, schüttet einen Pfeilregen aus. Ihn sollen die Schilde zerschmetternden Krieger loben. Die Eich-Schiffe jauchzten unter der goldnen Last, unter dem Vließe des Frotho *). Auf der Hand des Königs glänzt die reiche Saat der Edelsteine.

3. Der

*) Das Vließ, oder vielmehr das Mehl des Frotho, ist Gold, weil dieser König dessen so viel gehabt, daß er Gold-Staub, mit Mehl vermengt, seinen Soldaten zu essen gegeben.

3.

Die Feinde sanken dahin, als ihnen der Strom des Lebens entfloß; der gespannte Bogen erklang an den blanken Schilden; der tapfere Soldat streut seine Pfeile aus; aber ihm allein, dem Beherrscher dieser Königsstadt, gebührt hohes Lob.

Beschluß.

Höre mir zu, o König, höre meinem Liede zu. Ich danke dir für diese Stille um mich her. Aus der Fülle meiner Seele habe ich den heiligen Quell des Odins (ein Lied) über die Krone der Königsstädte ergossen.

2.

Ich habe dem König ein Loblied gesungen; in einem Kreise tapferer Männer hab ich ein lautes Lied gesungen. Sie alle haben mein Loblied, den Ausbruch meines frohen Busens, gehört, und ihrem Gedächtnisse tief eingeprägt.

V.

Was die Amerikaner betrift, so muß man sich über die Aehnlichkeit wundern, die zwischen den Gedichten des jetzigen amerikanischen, und des alten europäischen Nordens angetroffen wird, so daß sich alles, was wir bisher von diesen gesagt haben, auch auf jene anwenden läßt, wenn wir das Marter- und Rachlied der Amerikaner ausnehmen, welches unsre Vorfahren nicht kannten. Die Nachrichten,

richten, die uns verschiedene Reisebeschreiber, besonders Charlevoix und Lafiteau darüber geben, verdienen gelesen zu werden. Ein paar Beyspiele peruanischer Lieder aus dem Garcilasso di Vega sind übersetzt in der Schrift von deutscher Art und Kunst. S. 21. Der Anfang des Ersten, welches ein Liebhaber in der Abenddämmerung singt, ist folgender:

Schlummre, schlummr', o Mädgen,
Sanft in meine Lieder.
Mitternachts, o Mädgen,
Weck' ich dich schon wieder.

Viertes Capitel.

Von den Lobreden auf Verstorbene bey den Egyptern.

Wir haben bisher den Ursprung der Lobschriften fast bey allen Nationen gesehen; jetzt wollen wir ihre verschiedene Gestalten bey den Völkern, unter denen die Wissenschaften geblühet haben, untersuchen. An der Spitze aller gesitteten Länder steht zuerst das alte Egypten; das Land des Aberglaubens und der Weisheit, welches wegen seiner Denkmale und seiner Gesetze berühmt ist, und zugleich den Künsten, den Wissenschaften, und den Geheimnissen das Daseyn gegeben hat. Kein Land hat so viel Einfluß, als dieses, auf die übrige Welt gehabt. Es war die Schule des Orpheus und des Homer, des Pythagoras und des Plato, des Solon und des Lykurg. Von ihm erhielt Rom seine Obelisken, Griechenland seine Gesetze, ein Theil des Orients seine gottesdienstliche Verfassungen, und viele Völker in Asien und Europa ihre Colonien und ihre Gebräuche. Fast alle seine Ideen haben etwas Grosses an sich; so gar seine Ruinen erregen noch Erstaunen; und seine Pyramiden, die sich schon seit vier tausend Jahren erhalten haben, scheinen den Reisenden in die ersten Zeitalter der Welt zu versetzen.

In

In diesem Lande fiel man auf eine der größten und nützlichsten Ideen, welche jemals zum Besten der Moral erfunden sind. Die Gesetze haben ihrer Natur nach nur so lange Gewalt über den Menschen, als er lebet. Bis an den Rand des Grabes, weiter erstreckt sich ihre Bothmäßigkeit nicht. Die Gesetzgeber von Egypten hatten zuerst den Gedanken, den Menschen an etwas, das ihn überlebte, zu fesseln, und ihn auch dann noch zu interessiren, wenn er nicht mehr seyn würde. Sie sahen ein, daß das Urtheil der Welt übrig bliebe, wenn der Mensch dieselbe verläßt, und daß Ruhm und Verachtung sich Jahrhunderte durch erhielten. Sie unterwarfen daher dieß Urtheil dem Gesetze, und so behielten sie den Menschen noch im Grabe in ihrer Gewalt, weil sie es dahin brachten, daß er dasjenige, was ihm nach seinem Tode bevorstand, fürchten mußte. Diese Wirkungen brachten die bekannten Gerichte hervor, die man in Egypten über die Todten hielt, und die nachher kein einziges Volk nachgeahmt hat (10).

(10) Von dem egyptischen Todtengerichte ist nachzulesen Diodor von Sicilien in seiner historischen Bibliothek B. I. Cap. 92. In Egypten konnte sich niemand Hoffnung machen, daß sein Leichnam würde beerdiget werden, wo er nicht nach seinem Tode durch einen öffentlichen und feyerlichen Ausspruch dieser Wohlthat fähig erkläret wurde. Es war ein feyerliches Gericht verordnet, durch welches dieser Ausspruch geschahe; und welches aus 40 Richtern bestand. So bald jemand gestorben war, wurde die Zeit, da er beerdiget werden sollte, von den Verwandten diesen Richtern und den Freunden des

Der Ort des Begräbnisses war jenseit eines Sees. An den Ufern desselben hielt man den Todten des Verstorbenen angekündiget. Am bestimmten Tage versammleten sich die Richter, und das Gesetz erlaubte einem jeden, seine Klagen gegen den Verstorbenen vorzubringen: wurde der Verstorbene, nach dem Urtheil der Richter über die wider ihn angebrachte Klagen, als ein solcher befunden, der seines geführten Lebens wegen die Verachtung der Nachwelt verdiente, so ward ihm die Wohlthat der Beerdigung abgesprochen: konnte aber nichts wider ihn angebracht werden, was sein Andenken entehrte, so ward sein Lob mit lauter Stimme verkündiget, und er erhielt das Begräbniß. Bey diesen Lobreden gedachte man nicht des Stamms und der Familie des Verstorbenen. Man kannte in Egypten keinen Adel, den die Geburt ertheilte: nur Rechtschaffenheit und Tugend war es allein, worinn man den Adel suchte. Gegen diese gerichtliche Untersuchung nach dem Tode schützte selbst der Thron nicht. So sehr man sich aller tadelsüchtigen Kritiken über die Handlungen des Regenten bey seinem Leben enthielt; so freymüthig beurtheilte man ihm nach seinem Tode. Die Priester fiengen nach der eingeführten Gewohnheit an, ihm eine Lobrede zu halten, worinn sie seine ruhmwürdige Thaten erzählten. Hatte der Regent sich als Vater des Vaterlandes betragen, so bekräftigte das zahlreich versammelte Volk die Lobrede der Priester durch ein Freudengeschrey: hatte er den Haß seines Vols verdienet, so offenbarte man seine Unzufriedenheit durch ein lautes Gemurmel, welches Urtheil des Volks die Kraft hatte, daß selbst Könige des Begräbnisses verlustig wurden, nach dem Diodor B. I. Cap. 72. Selbst die Israeliten scheinen die Weisheit dieses uralten egyptischen Gesetzes eingesehn und auf gewisse Art nachgeahmt zu haben. Unwürdige Regenten wurden nicht bey den Gräbern ihrer ruhmvollen Vorfahren begraben, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift

ten an: „wer du auch seyst, gieb dem Vaterlande „von deinen Handlungen Rechenschaft! Wie hast „du deine Zeit und dein Leben angewandt? das „Gesetz fragt dich; das Vaterland hört dich; die „Wahrheit richtet dich;“ hier erschien er also ohne Titul und Macht, blos von seinen Tugenden oder Lastern begleitet. Man enthüllte die geheimen Laster, und die Verbrechen, die der Todte bisher durch sein Ansehn unterstützt hatte. Derjenige, dessen Unschuld verfolgt war, verfolgte nun seine Verläumder wieder, und foderte die Ehre zurück, die sie ihm geraubt hatten. Der Bürger, den man überzeugte, daß er die Gesetze nicht gehalten habe, wurde verurtheilt, und seine Strafe war öffentliche Schande. Aber der tugendhafte Bürger erhielt zur Belohnung ein öffentliches Lob. Die Ehre, dasselbe zu ertheilen, wurde den Verwandten vorbehalten. Man versammelte die Familie, und die Kinder hörten die Lehren der Tugend, indem sie ihre Väter loben hörten. Das Volk war in Menge zugegen, und unter dem Vorsatze der Obrigkeit rühmte man den gerechten Mann beym Anblick seiner Asche. Man nannte die Oerter und

Schrift 2 B. der Könige XXI, 26. 2 Chron. XXI, 19. 20. XXIV, 25. XXVIII, 27. Ja nach dem Bericht des Josephus im 13 B. der Jüdischen Geschichte Cap. 15. S. 675. der Havercampschen Ausgabe, erhellet, daß dieser Gebrauch noch zur Zeit der Asmonäer üblich gewesen sey. Siehe Goguets Untersuchungen von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften Th. I. S. 57. nach der deutschen Uebersetzung des sel. Hambergers.

die Tage, wo er tugendhafte Handlungen verrichtet hatte. Man dankte ihm für die dem Vaterlande und den Menschen geleisteten Dienste, und man empfahl sein Beyspiel denjenigen, die gleichfalls leben und sterben mußten. Endlich rief der Redner den schrecklichen Richter der Todten für ihn an, und überlieferte ihn gleichsam der Gottheit, durch das Gebet, ihn nicht in dieser dunkeln und unbekannten Welt zu verlassen, in welche er gegangen war. Darauf verließ er ihn und nahm für sich und für das ganze Volk von ihm Abschied auf ewig. Alles dieß zusammen mußte besonders bey einer ernsthaften Nation tiefe Eindrücke machen, und von der Religion und Tugend erhabene Begriffe hervorbringen.

Man kann leicht denken, daß diese Lobreden, ehe sie verschwendet und gemißbrauchet wurden, die Gemüther stark rührten. Sie hatten viel ähnliches mit unsern Trauerreden; aber darinn waren sie von ihnen unterschieden, daß sie nicht dem Range, sondern der Tugend zugestanden wurden. Der Ackersmann und der Künstler hatten eben so viel Recht daran, als der Fürst. Es war also kein eitles Gepränge, wo der Redner, dem niemand glaubte, von Tugenden sprach, welche er selbst eben so wenig glaubte, sich für einen Todten erhitzte, der vielleicht von den Zuhörern sowohl als von ihm selbst verachtet wurde; bezahlte Lügen wohlklingend vortrug, und weitläuftige Schmeicheleyen in den Schmuck der Beredsamkeit einkleidete, um selbst gelobt und belohnt zu werden. Man

erhob

erhob damals nicht die Menschenliebe eines Feldherrn, welcher grausam gewesen war, oder die Uneigennützigkeit eines Richters, der das Recht verkauft hatte; alles war aufrichtig und redlich. Dieß Gericht ergieng eben sowohl über die Fürsten, als über andre Menschen, und sie wurden nur in so fern gelobt, als sie es verdient hatten. Es ist billig, daß das Grab die Grenze zwischen der Schmeicheley und dem Regenten wird, und daß die Wahrheit da anfängt, wo die Gewalt aufhört. Wir wissen aus der Geschichte, daß verschiedene egyptische Könige, welche ihre Völker gedrückt hatten, um jene ungeheure Pyramiden aufzuführen, durch das Gesetz verurtheilt, und der Grabmale beraubt wurden, die sie für sich selbst erbauet hatten. Wenn nach dem Tode eines solchen Fürsten das Volk versammlet war, so erschienen verschiedene Ankläger, um sein Andenken zu vernichten. Einer kam in Trauerkleidern, und sagte: er hat mein Weib und meine Kinder hinrichten lassen, ich trage hier die letzten Klagen vor, mit denen sie ihren Geist aufgaben; O Richter, rächet uns! Ein anderer klagte: er hat mir meine Freyheit geraubt, und ich war unschuldig; hier sind meine Ketten, sie zeugen wider ihn, und ich will sie auf seinem Grabe schütteln. Unglückliche in zerrissenen Kleidern sagten: wir sind aus unsern Häusern getrieben worden, um diese Pyramiden und Paläste aufzuführen; auf jeden Stein, den ihr da sehet, ist eine von unsern Thränen geflossen. Oft streckten Tausende von Männern, Weibern und Kindern

zugleich ihre Arme aus, und riefen mit einander: Er ist schuld an dem Tode unserer Väter, unserer Brüder, unserer Männer, die alle in einem ungerechten Kriege umgekommen sind. O Richter, wenn ihr sein Urtheil fällt, so denkt an ihr Blut. So erschallten zu den Füssen dieses egyptischen Richterstuhls die Klagen der Unglücklichen. Aber noch fehlte etwas an der Gerechtigkeit. Der Unterdrücker hätte unter seinem Grabstein seine Verurtheilung hören, und seine kalte Asche hätte schaudern müssen.

Wenn hingegen ein gerechter und wohlthätiger Fürst, dergleichen es viele gab, gestorben war, und die Priester seine Handlungen in Gegenwart des Volks erzählten, so mischten sich Thränen und Zurufungen in die Lobsprüche. Jeder segnete sein Andenken, und man begleitete ihn weinend zu der Pyramide, wo er ewig ruhen sollte. Seit dreytausend Jahren hat dieser Gebrauch aufgehört, und in keinem Lande sind Richter über die Thaten der Könige gesetzt. Aber der Ruf verwaltet das Amt dieses Richterstuhls, und er ist noch fürchterlicher, weil man ihn nicht bestechen kann. Er spricht das Urtheil, die Nachwelt hört es; und die Geschichte zeichnet es auf.

Fünf-

Fünftes Capitel.

Von den Griechen, und ihren Lobreden auf die in den Schlachten gebliebenen Krieger.

Aus Egypten giengen die Künste nach Griechenland über; und es währte nicht lange, daß auch in diesem Lande der Geschmack an den Lobreden sich ausbreitete. Vielleicht hat kein Volk in der Welt den Ruhm so hoch geschätzt, als die Griechen. Die Schönheit des Clima befruchtete nicht allein ihre Einbildungskraft, sondern gab ihnen auch einen enthusiastischen und empfindlichen Charakter. Die Freyheit hob ihre Seelen, und bey der allgemeinen Gleichheit setzten sie einen großen Werth auf das Urtheil aller Bürger. Indem das Gesetz jedem erlaubte, sich um Ehrenstellen zu bewerben, und die Staatsangelegenheiten zu entscheiden, so untersagte es ihnen zugleich, sich selbst zu verachten; und da sie die geringern Gewerbe den Händen der Sklaven überliessen, so durften sie selbst nicht durch Arbeiten sich erniedrigen. Ihre körperlichen Uebungen und Spiele erhielten sie in steter Aufmerksamkeit gegen einander, und die Menge kleiner Staaten erregte Ehrgeiz und Nacheiferung unter den Völkern. Dazu kamen noch die großen Verwickelungen und Siege,

welche ihnen erhabenere Gesinnungen und Begierde nach allgemeinem Ruhm einflösten. Konnte am Ende einer Schlacht, in welcher Millionen von Persern durch wenige freye Männer besiegt waren, wohl ein Grieche seyn, dessen Seele nicht erweitert und veredelt wäre? Endlich gehören hieher auch die Gebräuche, welche sowohl in einzelen Städten, als durch ganz Griechenland eingeführet waren; die Feste, die Spiele bey Leichenbegängnissen, die Versammlungen aller Nationen, die Wettläufe und Kämpfe am Alpheus, die Belohnungen, die der Stärke, der Geschicklichkeit, den Talenten, und dem Genie ertheilt wurden. Das Ansehn der Kämpfer, unter denen sich selbst Könige befanden, die öffentliche Bekanntmachung der Sieger durch Herolde, der freudige Zuruf der Städte auf ihrem Durchzuge, die Väter, die in den Armen ihrer gekrönten Söhne vor Freude starben, und der Vorzug, den ihr Vaterland erhielt, weil es solche Bürger hervorgebracht hatte.

So feurig war die Empfindung dieser Völker für den Ruhm. Sie wurde noch durch die Obrigkeiten verstärkt, welche niemals solche Belohnungen gaben, dadurch die Gemüther hätten können erniedriget werden. Man setzte die Talente und die Tugenden nie so herab, daß man sie bloß durch Gold bezahlt hätte. Alles zielte auf Ruhm, und nichts auf Eigennutz. Kronen, Innschriften, Ehrensäulen, das waren die Belohnungen, und die Reize großer Männer. Ich stelle mir einen Vater aus diesen alten Zeiten und unter diesen sonderbaren

baren Volke vor, der seinen Sohn, um den Muth desselben zu beleben, durch die Strassen von Athen führte: siehst du, sagt er zu ihm, diese beyde Statuen? betrachte sie mit Ehrfurcht, es sind die Bildnisse zweyer tugendhafter Bürger, die ihr Vaterland befreyet haben. — Dieß Denkmaal ist einem Weibe gewidmet, welches lieber sterben als Bürger verrathen wollte, die im Begriff waren, den Staat in Freyheit zu setzen. — Jedes von diesen Gemählden, die du siehest, ist eine Belohnung. Dieser Feldherr, der die Soldaten aufmuntert, und von den neun andern unterschieden dasteht, ist Miltiades; er hat Griechenland gerettet, aber dafür hat er auch diese Belohnung erhalten. — Vielleicht sehen sie während der Zeit, da sie noch reden, einen Griechen, der eben dieß Gemälde mit stillem Nachdenken betrachtete. Eine Thräne schlich heimlich von seinen Wangen. — Mein Sohn, dieser Grieche ist Themistokles. Er wird einst groß werden, weil er so edle Thränen vergießt. — Sie gehen aus Athen, und durchwandern Griechenland. Noch sind sie nicht weit, als sie schon Marathon erblicken. Sie nähern sich und sehen mitten auf der Ebene ein Mausoleum. — Dieß ist das Grabmaal derjenigen, die für das Vaterland gestorben sind. Betrachte diese Säulen! auf ihnen stehn die Namen aller Helden, die in dieser Schlacht siegten und umkamen; lies sie, mein Sohn, halte sie hoch, und liebe das Vaterland, welches so den Muth belohnt! — Darauf kommen sie nach Thermopylä, und heiligen den

Boden

Boden, wo dreyhundert Männer sich gegen dreyhunderttausend aufgeopfert haben. Der Vater zeigt seinem Sohn auf dem Felsen diese Innschrift: Wanderer, sage zu Sparta, daß wir gestorben sind, um seinen heiligen Gesetzen zu gehorchen; und sie steigen schweigend von dem Felsen herab. Indem sie ihre Reise fortsetzen, werden sie eine Stadt gewahr. Die Gegend herum ist mit Denkmaalen bedeckt. Zuerst sehen sie Siegeszeichen; etwas weiter ein Mausoleum; und neben demselben einen Altar, der dem Gott der Freyheit gewidmet ist. — Diese Stadt ist Platea. Hier, mein Sohn, erhielten die Griechen einen Sieg über die Perser. Siehe die Ehre, die man denen erzeigt hat, deren Blut hier floß. Tritt näher, und lies diese Verse, die hier zu ihrem Andenken in Erz begraben sind. — So durchwandern sie Griechenland. Das Ende ihrer Reise sind die olympischen Spiele. Gleich bey ihrer Ankunft besuchen sie den heiligen Hayn, wo sie mehr als sechshundert Statuen von Erz oder Marmor zur Ehre derjenigen antreffen, welche den Preis erhalten hatten. Von da begaben sie sich zu den Spielen, und finden ganz Griechenland versammlet. Man nehme an, daß in diesem Augenblicke Themistokles, der Sieger bey Salamin, sich mitten unter den Spielen zeigte. Man weiß, daß, wie er nach seinem Siege daselbst erschien, die Luft von Zujauchzen und Händeklatschen erschallte; die Spiele wurden unterbrochen, und man vergaß einen ganzen Tag lang die Kämpfer, um einen grossen Mann zu betrachten. In diesem Augenblick

mußte der Vater, wie ichs mir vorstelle, sich seinem Sohn nähern und zu ihm sagen: du siehst, in was für einem Lande du geboren bist, und wie man hier alles ehrt, was groß ist. Verdiene es dereinst, daß auch dich dein Vaterland ehre!

So fand man in Griechenland auf allen Seiten Denkmaale des Ruhms. Die Straßen, die Tempel, die bedeckten Gänge, alles war für die Bürger lehrreich. Das Volk kannte die Bilder seiner großen Männer. Unter dem schönsten Himmel, auf den fruchtbarsten Gefilden, in den Büschen oder heiligen Haynen, bey den Ceremonien und dem Glanz der gottesdienstlichen Feste fanden sich die Griechen von einer Menge Künstler, Redner und Dichter umgeben, welche insgesammt ihre Helden schilderten, rühmten oder besangen; und unter dem zauberischen Geräusch der Dichtkunst und der Musik, welche von eben dem Geist des Triumphs und der Freyheit belebt wurden, sahen, fühlten und athmeten sie nichts als den Taumel des Ruhms und der Unsterblichkeit.

Es ist daher nicht zu bewundern, daß der Gebrauch der Lobreden bey einem solchen Volke eingeführet wurde. Die Griechen hatten, wie die Egypter, Leichenreden; aber sie wandten dieselben auf eine andere Art an. In Egypten, wo die Staatskunst mit der Religion zusammenhieng, machte man es sich zur vornehmsten Absicht, unter allen Klassen der Bürger Sittlichkeit zu verbreiten. In Griechenland, welches aus freyen und kriegerischen Staaten bestand, bemühete man sich, die Seelen zu

erhe-

erheben, und die Verachtung der Gefahr und des Todes zu unterhalten. Daher wurden die Leichenreden im Namen des Staats, nur denjenigen bewilligt, die für den Staat gestorben waren.

Zuerst suchte man den Anblick durch besondere Zurüstungen wichtig zu machen; denn unter allen Völkern ist die Beredsamkeit, welche zu den Sinnen spricht, die stärkste. Man errichtete ein Zelt, wohin man die Gebeine der Krieger brachte; daselbst blieben sie drey Tage lang zur öffentlichen Bewunderung ausgesetzt. Das Volk lief haufenweise dahin, und bestreuete diese Gebeine mit Blumenkränzen und Weyhrauch. Am dritten Tage legte man die Ueberbleibsel dieser tapfern Bürger auf Wagen, die mit Cypressenzweigen geschmückt waren, und führte sie langsam unter dem Schall der Instrumente bis an den Ort des Begräbnisses, dessen Umkreis als ein Tempel betrachtet wurde, welcher der Tapferkeit heilig war.

Wenn die letzte Pflicht geleistet war, so bestieg der Redner seinen Platz und hielt die Lobrede. Wir haben noch drey von diesen Reden. Die eine ist von dem Perikles, der zugleich Feldherr und Redner war, und den man nicht allein daher kennt, weil Anaxagoras ihn unterrichtet und Aspasia ihn geliebt hat, sondern auch weil er den Griechen fürchterlich war, und Athen verführte. Man weiß, daß er zuerst den Athenienfern einen Geschmack an Schauspielen und Lustbarkeiten beybrachte, und sie lasterhaft machte, um sie beherrschen zu können; aber nur durch seine Beredsamkeit

blieb

blieb er vierzig Jahr lang der Monarch einer Republik. Ich werfe ihn im Ringen nieder, sagte einer von seinen Nebenbuhlern, aber selbst, wenn er an der Erde liegt, beweist er den Athenienſern, daß er nicht gefallen ist, und die Athenienſer glauben ihm (11). Diese Rede hielt er nach dem Kriege von Samos, wo er selbst Feldherr gewesen war, und verschiedene Siege erhalten hatte. Ich will versuchen, eine Idee davon zu geben; aber man muß nicht vergessen, daß sie nur ein Auszug ist, also bloß ein schwacher Abriß einzelner Stücke, in einer Sprache, welche weder den Reichthum und die Harmonie der griechischen Sprache erreicht, noch die Melodie ihrer Accente, noch die glückliche Zusammensetzung der Worte, noch diese Menge von Verbindungen, welche die Ideen an einander ketten, noch die Freyheit der Inversionen, die dem Gange so viele Abwechselung giebt, und der Sprache die Biegsamkeit ertheilt, alle Bewegungen der Seele und der Leidenschaften zu zeichnen. Ich werde es machen, wie die Maler, welche nicht im Stande sind, eine Antike völlig auszudrücken, und daher nur die Umrisse und die vornehmsten Züge flüchtig entwerfen. Wenn sie die Schönheit der

(11) Der Nebenbuhler war Thucydides, ein berühmter athenienſischer Demagoge, der mit dem Geschichtschreiber dieses Namens nicht muß verwechselt werden. Der Geschichtschreiber Thucydides führet diese Antwort des athenienſischen Demagogen, die er dem lacedämoniſchen Könige Archidamus gab, im 1ſten B. seiner Geschichte an.

der Figur nicht erreichen, so sieht man doch noch ihre Bewegungen und ihre Stellung (12).

Perikles macht den Anfang seiner Rede mit einem prächtigen Lobe auf Athen. Er rühmet die Freyheit, die man in dieser Stadt genießt, und den unsterblichen Ruhm, den sie sich dadurch erwarb, daß sie Griechenland zu verschiedenen malen rettete. „Bürger! für dieß Vaterland sind die „Krieger gestorben, die ihr eben begraben habt. „Wenn

(12) Es braucht kaum erinnert zu werden, daß diese schöne Rede nicht des Perikles, sondern des Thucydides Arbeit sey: Quintilian Instit. orator. B. 12. Cap. 2. S. 605. nach der Gesnerischen Ausgabe sagt ausdrücklich: Nulla ad nos eius eloquentiae monumenta venerunt; und gründet den Ruhm der Beredsamkeit desselben auf die Zeugnisse der Geschichtschreiber und komischen Dichter. Eben derselbe bekennet B. 3. Cap. 1. S. 118. was man zu seiner Zeit als Arbeiten des Perikles ausgab, sey so wenig dem Ruhm seiner Beredsamkeit angemessen, daß man es als fremde ihm angedichtete Arbeiten mit Recht verworfen hätte. Diese schöne Rede, die den Geist und Beredsamkeit des Perikles auf eine so vortrefliche Art ausdrückt, steht in des Thucydides Geschichte B. 2. Cap. 35=46. nach der Dukerschen Ausgabe. Eine gute lateinische Uebersetzung findet man in des *Casae* Monumentis latinis, nach der Gundlingschen Ausgabe S. 148. Die schöne deutsche Uebersetzung, die wir dem sel. Heilmann zu verdanken haben, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, einen deutschen Leser daran zu erinnern.

Um das, was der Verfasser vom Perikles sagt, gehörig zu erläutern, verdienen Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Perikles und Bayle in seinem Wörterbuche nachgelesen zu werden.

„Wenn ihr die Größe desselben erweget, so erin-
„nert euch, daß ihr sie ihrem Blute schuldig seyd.
„Dadurch, daß sie ihr Leben für den Staat auf-
„opferten, verdienten sie das herrlichste Grabmaal.
„Ich rede nicht von demjenigen, worinn ihre Ge-
„beine ruhen. Der Ruhm großer Männer schränkt
„sich nicht auf den Marmor ein, der sie bedeckt.
„Die ganze Erde ist ihr Mausoleum, und ihr Na-
„me lebt in allen Seelen. Hier wird ihr Anden-
„ken ewig wohnen; dahingegen Grabmaale, welche
„die Hand der Menschen aufführte, durch die Zeit
„verstöhret werden. Ahmet also diesen tapfern
„Bürgern nach, und überzeuget euch nach ihrem
„Beyspiel, daß das Glück in der Freyheit, und
„die Freyheit in der Größe der Seele besteht.“
Darauf wendet er sich an die Väter dieser Krieger:
„ich bin nicht willens, euch zu trösten, sagt er.
„Sind eure Kinder nicht herzhaft gestorben? und
„werdet ihr nicht, wie sie, einen rühmlichen Tod
„einem dunkeln oder schimpflichen Leben vorziehn?“
Er ermuntert die Väter, die sich noch in der Blü-
the des Alters befinden, dem Staat neue Vertheidiger zu geben. Er tröstet diejenigen, die durch das Alter geschwächt sind, und nicht mehr hoffen können, sich in ihren Nachkommen aufleben zu sehen. „Nein, euer Haus ist nicht öde. Eure
„Kinder leben nicht mehr; aber ihr Ruhm dauert
„mit euch fort, und wird eure letzten Tage glän-
„zend machen.“ Darauf wendet er sich an die Brüder und Kinder der Verstorbenen: „euch ist eine
„große Laufbahn eröffnet, sagt er; ihr habet das

„Beyspiel eurer Väter und Brüder; aber ihr dürft „euch nicht schmeicheln, ihren Ruhm ohne Mühe zu „erlangen. So lange der Mensch lebt, hat er Ne„benbuhler, und der Haß, der ihn verfolget, ist „unaufhörlich bemüht, ihm seine Ehre zu entreißen. „Aber demjenigen, der nicht mehr ist, läßt man „Gerechtigkeit wiederfahren. Der Tod allein bringt „den Neid zum Stillschweigen, und weiset denjeni„gen, die groß gewesen sind, ihre Stelle an.“

Diese Rede des Perikles, welche man ganz im Thucydides lesen muß, machte solchen Eindruck, daß die Mütter und die Weiber der Verstorbnen ihn mit Entzückung umarmten, als er von dem Rednerstuhl herabstieg, sein Haupt mit Blumen kränzten, und ihn im Triumph zurückführten. So groß war die Gewalt der Beredsamkeit über diese empfindlichen Seelen, und so muthig der Charakter eines Volks, bey dem so gar das Frauenzimmer die Ehre höher hielt, als das Leben.

Die zweyte Rede, die wir in dieser Art haben, ist vom Demosthenes. Sein Name erinnert uns anjetzo noch an große Begriffe; an die Begriffe des Vaterlandes, des Muths, und der Beredsamkeit. Man weiß, daß vor ihm allein Philipp zitterte, daß er drey Unterdrücker nach einander bekämpfte, daß selbst in seiner Landesverweisung seine Größe die Undankbarkeit seiner Bürger beschämte, daß er beständig für die Freyheit seines Vaterlandes dachte, sprach und lebte, und daß er vierzig Jahre hindurch daran arbeitete, den Muth eines Volks wieder anzufa-

zufachen, das durch seine Weichlichkeit seinen Tyrannen das Uebergewicht gegeben hatte. Vieleicht hatte er eben so Unrecht, wie Cato. Vieleicht war er zu groß für sein Vaterland und für sein Jahrhundert. Sein hitziger Charakter wollte bey seinen Bürgern eine Bewegung hervor bringen, der sie nicht zu folgen im Stande waren. Sie hatten die Gewohnheit verlohren, große Thaten zu thun, und es war ihnen nichts mehr übrig, als das Vergnügen, sie zu denken. Er hielt den Muth eines Augenblicks für Tapferkeit, und indem er sie in einen Krieg verwickelte, der ihre Kräfte überwog, so zerstörte er die letzte Vormauer von Athen, welche in der Achtung bestand, die man für den großen Namen dieser Republik hatte. Er machte sie unglücklich, da er ihren Tyrannen und ihnen selbst das Geheimniß ihrer Schwäche entdeckte.

Die Epoche dieses Unglücks war die Schlacht bey Chäronea. Es ist bekannt, daß sie auf den Rath des Demosthenes geliefert wurde, und daß sie verlohren gieng. In einer Stadt, die von Partheyen getheilt war, und darunter die Hälfte, welche Philipp bestochen hatte, sich in seine Fesseln hineinstürzte, ergrif man eine so schöne Gelegenheit begierig, um einen großen Mann anzuschwärzen. Demosthenes wurde vom Neide angeklagt, aber vom Volke losgesprochen. Die Athenienser vergaßen das Unglück des Erfolges, und sahen nur auf die Größe des Entwurfs. Man bewilligte ihm so gar die Ehre, den Kriegern, die in dieser Schlacht geblieben wa-

ren, die Lobrede zu halten. In der That entspricht diese Rede nicht dem Ruhm des Redners. Man findet in derselben nicht die edle Bewegung, die ihn in Beziehung auf eben die Schlacht erhitzte: „Nein, „Bürger, der Krieg wider den Philipp ist kein „Fehler. Ich beschwöre es bey den Seelen der gros„sen Männer, die für eben die Sache in den Ebe„nen von Marathon gestritten haben.“ Seine Trauerrede hatte fast nichts von dieser Erhabenheit und Hitze. Man machte ihm so gar ein Verbrechen daraus, daß er sie gehalten hatte. Unglücklicher Weise war er selbst bey dieser Schlacht zugegen gewesen, und von den übrigen Bürgern in der Flucht mit fortgezogen worden. Daher schrie Aeschines, mit der ganzen Beredsamkeit eines Feindes und eines Nebenbuhlers, in der berühmten Rede, die er wider ihn hielt: „Wie, mit eben den Füßen, wel„che in der Schlacht so niederträchtig ihren Posten „verlassen haben, wagest du es, den Rednerstuhl „zu besteigen, und die Krieger zu loben, welche du „auf die Schlachtbank geliefert hast?“ An einem andern Ort stellt er den Athenienfern vor, wenn sie dem Demosthenes eine goldene Krone bewilligten, so würden in dem Augenblick, da der Herold auf dem Theater diese ihm erzeigte Ehre bekannt machte, die Väter, die Weiber und die Kinder derjenigen, die durch seine Schuld bey Chäronea umgekommen wären, ihren Unwillen öffentlich an den Tag legen und Thränen darüber vergießen, daß so viele tapfere Krieger ungerächet stürben, und Demosthenes, der ihr Mörder sey, in der allgemeinen Versamm-

sammlung der Griechen eine öffentliche Ehre erhielte. Dieser einzige Gedanke, man muß es gestehen, ist mehr werth, als die ganze Rede des Demosthenes nach der Schlacht zum Andenken der Gebliebenen (13). Man kann in Griechenland nicht einen Schritt thun, ohne große Namen anzutreffen. Die dritte Rede, die wir anzuführen haben, ist vom Plato. Man findet sie in einem von seinem Dialogen, unter der Aufschrift Menexenus. Sokrates hört, daß man im Begrif ist, einen Redner zu wählen, der das Andenken der Krieger, die in diesem Jahre gestorben waren, feyern soll. Er fragt, auf wen wohl die Wahl fallen möchte? Man nennet ihm zwey Redner. Darauf erzählt er, er sey

(13) Daß Demosthenes eine Lobrede auf die bey Chäronéa gebliebenen Athenienser gehalten habe, ist nach dem Zeugniß des Plutarchs im Leben des Demosthenes und anderer außer allen Zweifel gesetzt. Ob aber die Lobrede, welche wir noch unter dem Titel Επιταφιος haben, ihn wirklich zum Verfasser habe, ist zweifelhaft. Dionysius von Halicarnaß, Libanius und Photius sprechen ihm dieselbe ab. Vergleicht man sie mit andern Reden des Demosthenes, so findet man zwar eine große Analogie in Absicht der Schreibart, vermißt aber die eigenthümliche Stärke der Beredsamkeit. Wenn indessen der Verfasser einem hämischen Einfall des Aeschines den Vorzug vor dieser Rede einräumet, so kann dieses für nichts anderes als für eine starke Hyperbel angesehen werden. Wäre es erweislich, daß es eine ächte Arbeit des Demosthenes wäre, so müßte man allerdings dabey die Situation, worin sich damals der Redner befand, in Betrachtung ziehen, welche gewiß so beschaffen war, daß sie auf seine Beredsamkeit einen nachtheiligen Einfluß haben mußte.

den Abend vorher bey der Aspasia gewesen, und da das Gespräch auf eben diese Materie gefallen sey, so habe Aspasia, die ehemals den Perikles in der Beredsamkeit unterrichtet hatte, und noch jetzt den Sokrates darin unterrichtete, plötzlich eine Lobrede auf diese Krieger gehalten, die zum Theil zwar vorbereitet, zum Theil aber auch aus dem Stegereif vorgetragen sey. Menexenus war begierig, sie zu hören, und Sokrates, der sie behalten hatte, wiederholet sie. Man schreibt zwar diese Rede der Aspasia zu, aber man merkt leicht, daß Plato sich unter diesem Namen versteckt hat (14).

Das Ende dieser Rede ist vorzüglich schön. Nachdem der Redner die Verstorbnen gelobt hatte, so wendet er sich, der Gewohnheit zu folge, an die Lebenden und besonders an die Kinder derjenigen, deren Andenken er feyerte. Er versetzt sie in den Augenblick, da ihre Väter auf dem Schlachtfelde starben; Er ist selbst dabey zugegen gewesen, und hat von diesen Kriegern ihr Testament und ihre letzten Reden an diejenigen erhalten, die ihnen lieb waren. Man muß dies ganze Stück im Original lesen, und man wird bey den Griechen nicht leicht ein Denkmaal edlerer Beredsamkeit finden. Besonders herrscht in demselben die Liebe des Vaterlandes und die Republikanische Schwärmerey, wodurch

(14) Von des Plato Menexenus findet man eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung in Hrn. Tüschelers auserlesenen Schriften des Plutarch, B. 1. S. 263.

durch sich fast alle Werke ihrer Redner auszeichnen. Wenn die Griechischen Krieger dergleichen Reden hörten oder lasen, so mußten sie stärker erhitzt werden, als die Soldaten in den Ländern, wo man sie bezahlt und verachtet, wo sie ohne Tapferkeit streiten, und ohne Ruhm sterben, wo ihr Schicksal Geringschätzung im Leben, und Vergessenheit nach dem Tode ist. Uebrigens scheint es nicht, als wenn diese letzte Rede wirklich gehalten wäre. Plato, der sich nie in Staatsgeschäfte mischte, hat sich auch nie in Athen als Redner gezeigt; aber in dieser Lobrede, die er zur Ehre der Krieger verfertigte, wollte er dem Perikles das Verdienst der Beredsamkeit streitig machen, so wie er in seinen andern Werken mit dem Pythagoras in der Philosophie, mit dem Lykurg und Solon in der Politik, und mit dem Homer in der Imagination sich in einen Wettkampf einläßt, oft erhaben ist, und fast immer sich als Dichter, Redner, Philosoph und Gesetzgeber zeigt.

Sechstes Capitel.

Von den Lobreden auf die Athleten, und einigen andern Arten der Lobreden bey den Griechen.

Wir haben die Krieger gesehen, die für das Vaterland starben, und von demselben gelobt wurden. Diese Einrichtung rührte von der Staatskunst her, und die Nation bezahlte dadurch eine Schuld. Das Blut der Menschen ist zwar nicht immer sehr geachtet worden, indessen hat es doch Länder gegeben, wo man es mit einigen Thränen beehrte. Wenn das natürlich ist, so läßt es sich hingegen nicht so leicht erklären, warum man Lobsprüche auch an die Athleten verschwendet hat; und dennoch wissen wir, daß die Sieger in den Spielen durch öffentliche Gesänge erhoben wurden. Die Dichter machten das Vaterland und die Namen dieser starken Menschen unsterblich, und die Mitbürger des Homer und Plato, des Euripides und Sokrates sangen in den Versammlungen und auf den öffentlichen Plätzen in Athen der Biegsamkeit oder Stärke der Muskeln eines Kämpfers Loblieder. So wenig ein solches Lob mit unsern Sitten übereinstimmt, so leicht ist es doch, Ursachen davon anzugeben. Die Welt hat sich verändert. Künste, Wissenschaften, Arbeiten,

beiten, Instrumente, Kriege, alles hat mehr Vollkommenheit, oder doch eine veränderte Gestalt erhalten. Die körperliche Stärke gilt nichts mehr; der Verstand hat das Geheimniß entdeckt, dieselbe entbehren zu können. Die Menge der erfundenen Werkzeuge setzt den Menschen in den Stand, Holz, Metalle und Steine ohne Mühe zu spalten, und zu bearbeiten. Mit seinen Seilen, Hebeln, und Rädern bewegt er ungeheure Lasten. Mit Hülfe des Wassers giebt er den größten Maschinen einen schnellen und beständigen Schwung. Die Luft dient ihm, sein Getraide zu mahlen, und seine Schiffe fortzuführen; und das Feuer braucht er, seine Pumpen mit Wasser anzufüllen, Felsen zu sprengen, und Minen auszuhölen. So hat man allmählig die Natur zu bezwingen gewußt. Man schwächte den Widerstand, vermehrte die Geschwindigkeit, und brachte allenthalben große Wirkungen durch kleine Mittel hervor. Die Erfindung des Pulvers, vermittelst dessen Luft und Feuer in den Schlachten Dienste thun müssen, hat die körperliche Stärke sowohl zum Angrif als zur Vertheidigung unnütz gemacht. Unsre heutige Armeen sind große Maschinen, die sich in allen Theilen zugleich bewegen, und durch das Feuer umgestürzt, verstümmelt, und getrennt werden. Die Menschen senden einander den Tod, ohne sich zu berühren. Man kann ihn vorher sehn, aber nicht vermeiden. Eine einzige und schreckliche Gewalt, welche die Gefahren auf ein gerathewohl vertheilt, macht die Starken den Schwachen, und

die Herzhaften den Furchtsamen gleich. So gar wird jetzt, da die Kunst noch vollkommner geworden ist, der Sieg fast immer durch die Stellungen entschieden, und das Genie eines einzigen Menschen macht die Armee von hundert tausenden unnütz.

Von allen dem wußten die alten fast nichts. Der Mensch hatte noch nicht Zeit gehabt, so viele Maschinen um sich her zu versammeln. Er hatte der Natur, den Arbeiten, und den Gefahren nichts entgegen zu setzen, als sich selbst. In den Schlachten kämpfte fast immer Mann gegen Mann, und jeder Soldat mußte seine eigene Vertheidigung übernehmen. In unsern Zeiten verliert sich die Kraft einzelner Soldaten in der allgemeinen Masse der Kräfte; damals war jede Kraft für sich allein, und mußte sich selbst beschützen. Es war also natürlich, daß man auf die körperliche Stärke einen größern Werth setzte (15). Daher entstanden alle diese Spie-

(15) Daß in dieser ganzen Parallele etwas auf die Lieblingsfigur des Verf. die Hyperbel, gerechnet werden müsse, versteht sich von selbst; aber auch ausserdem wäre es doch, um seinen Gedanken Richtigkeit zu geben, gut gewesen, die Perioden der alten Kriege wenigstens einigermassen zu unterscheiden. Schon zu den Zeiten, da die öffentlichen Spiele in Griechenland erst gestiftet wurden, war der Krieg nicht mehr so ein Faustkampf, wie Hr. Th. uns überreden will. Man darf nur den Homer lesen, um sich zu überzeugen, daß die Kunst, Krieg zu führen, zwar noch roh, aber doch schon Kunst war. Und wie schnell wuchs sie nachher! Die Vertheidigung von Thermopylä wurde eben so wenig

Spiele, und das Ansehn von Wichtigkeit, welches sie erhielten. Und wie kann man sie Spiele nennen? Hier lernten die Griechen ja die Perser besiegen; sie lernten die Gefahr messen und vorausseh̃n; bald Stärke, bald Geschicklichkeit gebrauchen, zu Boden werfen, aufstehn, ungeheuere Lasten schleudern, über Schranken springen, durch große Strecken schnell fortlaufen, die Unbequemlichkeiten der Witterung, die brennende Sonne, und abmattende Arbeiten ertragen, ihren Schweiß mit ihrem Blute fliessen sehn, und kurz die Beschwerden mehr als die Weichlichkeit, und die Ehre mehr als das Leben lieben. In ihren Gymnasien machten sie die Lehrjahre für Marathon und Platea. In Rom hatte man zwar nicht dergleichen Einrichtung, aber doch stärkte man den Körper durch Uebungen auf ähn-

wenig durch Handgemenge entschieden, als die Schlacht bey Marathon. Der neuern Perioden will ich nicht einmal erwähnen, obgleich Hr. Th. sich so allgemein ausdrückt, daß er sie alle zu umfassen scheint. Gewiß wußte er es, daß die Alten die Wissenschaft der Stellungen eben so gut besassen, als die Neuern, daß ihre Maschinerie viel künstlicher war, als die unsrige, daß der Rückzug der zehntausend Griechen unter dem Xenophon ein Meisterstück ist, welches noch niemand nachgeahmt hat, und daß Griechenland, Carthago und Rom Regeln der Taktik geliefert haben, an denen unsre größte Feldherrn noch immer fortlernen. Der Fehler steckt also bloß in der Hyperbel. In dem Grundgedanken hat Hr. Th. Recht. Man kann wider die in unsern Tagen immer mehr einreissende Vernachläßigung der körperlichen Uebungen nicht genug eifern.

ähnliche Art. Der Wettlauf, das Ringen, der Discus, der kriegerische Tanz, das Schwimmen durch die Tiber waren die Zeitvertreibe der Römer, und auf dem Felde des Mars bildeten sich die Eroberer von Afrika und Asien. Zu den Zeiten der Ritterschaft in Europa war der junge Adel genöthigt, Proben auszustehn, wodurch die Körper eine Stärke erhielten, die man jetzt nicht mehr antrift. In Amerika übte man die Jugend, wie in Sparta, den Schmerz zu besiegen, und ehe man zu der Ehre gelassen wurde, Waffen zu tragen, und in Schlachten zu gehen, mußte man die größten Beweise der Unerschrockenheit und Stärke gegeben haben. Vor der Erfindung des Pulvers also, das heißt, ehe man die Kunst erfunden hatte, Weichlichkeit und Muth mit einander zu vereinigen, und ehe es der Schwäche gelang, ohne Anstrengung zu zerstöhren, und ohne Bewegung zu triumphiren, war die körperliche Stärke auf der ganzen Erde in der größten Achtung, und mußte es auch seyn. Aus diesen Ursachen wird man den Griechen das Lob, das sie ihren Athleten ertheilten, gern verzeihen. Indem Griechenland die Stärke der Muskeln lobte, so lobte es das Werkzeug seiner Siege, und die Schutzwehr seiner Freyheit.

Es ist bekannt, daß alle Oden von Pindar Lobgedichte dieser Art sind, und ich werde mich dabey nicht aufhalten. Ihre Heftigkeit, ihre Abweichungen, ihre Unordnung, und besonders die langen Umschweife die er macht, um seine Materie zu finden, oder zu vermeiden, alles das ist bekannt.

Es

Es scheint, als wenn Pindar sich fürchtete, auf seine Helden zu stossen, und als wenn er sie nur mit der Bedingung besänge, nicht von ihnen reden zu dürfen. Indessen hat er sein Leben mit Lobliedern auf die Athleten zugebracht; aber immer ist er voller Enthusiasmus für den Sieg und voller Kälte gegen den Sieger; beynahe wie die Menschen, die aus Bedürfniß oder Eigennutz loben, so gut bewundern wie sie können, die Person verachten, und dem Range schmeicheln (16).

Auser diesen Lobgedichten, die einmal gesungen oder abgelesen wurden, hatten die Griechen noch eine Art von periodischen oder jährlichen Lobreden zur Ehre der Bürger, die irgend eine außerordentliche Handlung verrichtet, oder dem Staat große Dienste geleistet hatten. So hielt man zu Sparta alle Jahre dem Leonidas auf seinem Grabe eine Lobrede. Wir haben keine von diesen Reden mehr; aber es ist nicht zu zweifeln, daß nicht zuweilen sehr gute darunter gewesen seyn sollten.

(16) Wer den Pindar sonst nicht kennt, der würde ihn nach diesem einseitigen Urtheil für einen sehr unbedeutenden Dichter halten müssen. Weit richtiger, und so angemessen, als es nur ein Kunstrichter thun konnte, charakterisirt ihn Horaz Lib. IV. Od. 2. Ueberhaupt verdient von dieser Materie gelesen zu werden Schneiders Versuch über Pindars Leben und Schriften, und Hr. Prof. Clodius in den Versuchen aus der Litteratur und Moral 1. Stück S. 50 ff.

ten. Man erzählt, daß ein griechischer Philosoph, der von ohngefehr nach Smirna an dem Tag kam, da man das Fest des Homer feyerte, gebeten wurde, eine Rede auf denselben zu halten. Er hatte sich dazu nicht bereitet, aber er gieng stillschweigend durch die Menge des Volks, und begab sich an den Ort, wo Homers Bildsäule stand. Er legte beyde Hände auf das Fußgestell, dachte einige Zeitlang ernsthaft nach, und darauf, als wenn er durch die Bildsäule des Dichters begeistert wäre, sprach er plötzlich mit der größten Beredsamkeit. Unstreitig mußte zu Sparta der Anblick von dem Grabe des Leonidas, und das diesem Helden gewidmete Fest, den Redner in eben die Begeisterung setzen.

Zu Athen erneuerten die Gesänge des Kallistratus täglich das Andenken der beyden Helden, welche die Stadt von der Tyranney der Pisistratiden befreyet hatten. Diese Gesänge waren in dem Munde aller Bürger, und gegen das Ende der Mahlzeit, in diesen Augenblicken, da man den Tisch mit Blumen bestreuete, und junge Sklaven die Stirnen aller Gäste bekränzten, welche von dem schmackhaften Wein der griechischen Inseln erheitert waren, nahm jeder einen Myrthenzweig in seine Hand, opferte den Musen, und sang die Hymne des Harmodius und Aristogiton (17).

Peri-

(17) Vom Kallistratus S. Fabricii Biblioth. graeca Vol. IV. p. 58. imgleichen Hesychii Lexicon. T. I. p. 541.

Perikles, der einen Preis für die Musik ausgesetzt hatte, verordnete, daß jährlich das Lob dieser beyden Bürger der Inhalt des Gesanges seyn sollte; und in der Folge fügte man ihnen noch den Thrasybulus bey, welcher die dreyßig Tyrannen vertrieb. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Athenienser zu Bezeugung der Dankbarkeit gegen ihre Befreyer das Fest der Minerva gewählt hatten

p. 541. der Ausgabe des Alberti. Das Skolion oder Liedchen dieses Dichters, dessen Hr. Th. erwähnt, findet man ganz beym Athenäus L. XV. Aus demselben hat es Lowth berichtiget, und nebst einer kurzen Geschichte davon seinem vortreflichen Werk de Sacra Poesi Hebraeorum P. I. p. 17. der zweyten Ausgabe, einverleibt. Auch hat es Klotz im Tyrtaeus p. 236. sq. der zweyten Ausgabe, aus dem Lowth abdrucken lassen. Da es kurz ist, so kann ich es hier in der Uebersetzung einrücken:

„Mit Myrthen gekränzt will ich das Schwerdt tragen, wie Harmodius und Aristogiton, da sie den Tyrannen erlegten, und Athen in Freyheit setzten.“

„Liebster Harmodius! mit nichten starbst du. In den Inseln der Seligen bist du, wo der schnellfüßige Achill und der Tydide, Diomed, ist.“

„Mit Myrthen gekränzt will ich das Schwerdt tragen, wie Harmodius und Aristogiton, da sie bey Athenens Opfern den tyrannischen Mann, Hipparch, erlegten.“

„Ewig dauert euer Ruhm auf Erden, liebster Harmodius und Aristogiton, weil ihr den Tyrannen erlegtet, und Athen in Freyheit setztet.“

ten (18 a). Dieß großmüthige Volk glaubte, daß man die Götter ehre, wenn man diejenigen lobe, welche die Menschen in Freyheit setzen. Auch hierinn zeigte sich das Genie dieses Volks, welches selbst seine Vergnügungen zu Lehren der Größe machte. Alle Künste wurden von der Politik genutzt, und so gar die Musik, die anderwärts nur bestimmt ist, sanfte und wollüstige Ideen zu erregen, erhob in Athen die großen Handlungen und die Helden.

(18 a) Von diesem Feste, welche Panathenaea hieß, S. Potters griechische Archäologie B. II. Cap. 20. S. 391. der Leidner Ausg. von 1702.

Sieben-

Siebentes Capitel.

Vom Isokrates und seinen Lobreden.

Während der Zeit, daß die Redner auf den öffentlichen Plätzen, die Dichter in ihren Versen, und die Tonkünstler in ihren Gesängen öffentlich die Krieger, die Athleten, und die großen Männer erhoben, verfertigten andere Schriftsteller in der Einsamkeit Lobreden, welche aber nur aufgeschrieben, und selten gehalten wurden. Es scheint, daß Isokrates der erste gewesen sey, welcher dergleichen Werke verfertiget habe. Man weiß, in welchem Ansehn dieser Redner bey seinen Zeitgenossen stand. Er verdiente, Talente zu besitzen, denn er besaß Tugenden. In seiner frühen Jugend, da die dreyßig Tyrannen, die in seinem Vaterlande herrschten, einen tugendhaften Bürger auf dem Richtplatz schleppen liessen, wagte er es allein, zur Vertheidigung desselben aufzutreten, und gab ein Beyspiel des Muths, da alles um ihn her Beyspiele kriechender Feigheit gab. Nach dem Tode des Sokrates, dessen Schüler er gewesen war, erschien er öffentlich in Trauer, unter den Augen des Volkes, das seinen Lehrer hingerichtet hatte; und Leute, die von Tugend und Gesetz redeten, indem sie dieselben verhöhnten, unterliessen nicht, ihn einen Aufrührer zu nennen, da er doch weiter nichts als empfindlich

war. Nachdem er ein ansehnliches Vermögen verlohren hatte, legte er eine Schule an, und erwarb dabey große Reichthümer. Der Sohn eines Königs bezahlte ihm sechzigtausend Thaler für eine Rede, worinn er den Gehorsam, den man den Fürsten schuldig ist, gründlich abgehandelt hatte. Aber bald darauf verfertigte er eine andere, worinn er dem Prinzen bewies, daß er verpflichtet sey, für das Glück seiner Unterthanen zu sorgen. Viele von seinen Schülern wurden große Männer; und da das Verdienst allemal nach den Erfolgen beurtheilt wird, so vermehrte ihr Ruhm noch den seinigen. Er hatte das Unglück gehabt, ein Freund Philipps zu seyn, den man als den geschicktesten Eroberer und den schlauesten Fürsten kennt. Sein Tod rechtfertigte ihn wegen der Freundschaft, die der Unterdrücker seines Vaterlandes für ihn gehabt hatte. Denn er konnte die Schlacht bey Chäronea nicht überleben. So viel von seiner Person. Was seine Beredsamkeit betrift, so gehörte er, wenn wir nach dem großen Ruhm derselben urtheilen wollen, zu denen Männern, die ihrem Vaterlande und den Griechen Ehre machten. Die Verläumdungen seiner Nebenbuhler sind Beweise seines Vorzuges; denn der Neid greift dasjenige nicht an, was gemein ist. Wir wissen, daß man aus allen Gegenden kam, um ihn zu hören, und er zählte unter seinen Zuhörern Feldherren und Könige. Mit der Hochachtung des großen Haufens, die um so viel schmeichelhafter ist, da sie immer etwas von Begeisterung und Aberglauben an sich

hat,

hat, vereinigte sich noch das Urtheil solcher Männer, die im Nothfall einem ganzen Volke das Gleichgewicht halten könnten. Man sagt, daß Demosthenes ihn bewunderte; Sokrates lobte ihn; Plato hat eine vortrefliche Lobschrift zu seinem Andenken verfertiget; Cicero nennet ihn den Vater der Beredsamkeit; Quintilian rechnet ihn unter die großen Redner; Dionysius von Halicarnaß rühmt ihn als einen Redner, Philosophen und Staatsmann. Nach seinem Tode errichtete man ihm zwey Statuen, und auf sein Grabmaal setzte man eine Säule von vierzig Fuß, auf deren Spitze eine Sirene stand, die das Sinnbild seiner Beredsamkeit war. Es ist nicht leicht zu glauben, daß Griechenland in seiner schönsten Periode so große Ehre einem mittelmäßigen Manne würde erzeigt haben. Und doch redet auf der andern Seite Aristoteles von ihm mit vieler Verachtung. Es ist eine Schande, sagt er, zu schweigen, wenn Isokrates redet ([18 b]). Sollte ein so großer

(18 b) Zur Erläuterung dessen dienet, was Quintilian Instit. orat. B. 3. Cap. 1. S. 118. sagt. Isocratis praestantissimi discipuli fuerunt in omni studiorum genere: eoque iam seniore (octauum enim et nonagesimum impleuit annum) pomeridianis scholis Aristoteles praecipere artem oratoriam coepit, noto quidem illo, vt traditur, versu ex Philocteta frequenter vsus:

Αἰσχρὸν σιωπᾶν μὲν κοὐ Ἰσοκράτην ἐᾶν λέγειν.

Turpe esse tacere et Isocratem pati dicere.

Imgleichen Cicero im 3ten B. vom Redner Cap. 35. §. 141. Aristoteles, quum florere Isocratem nobilitate discipulorum videret, quod ipse suas

Mann wohl sich vom Neide haben beherrschen lassen, und der Geist, der den Alexander bildete, so niedri-

disputationes a causis forensibus et ciuilibus ad inanem sermonis elegantiam transtuliſſet, mutauit repente totam formam prope disciplinae suae versumque quendam de Philocteta paullo secus dixit. Ille turpe sibi ait esse tacere cum Barbaris: hic autem, cum Isocratem pateretur dicere. Itaque ornauit et illustrauit doctrinam illam omnem, rerumque cognitionem cum orationis exercitatione coniunxit. Diogenes Laertius führet im Leben des Aristoteles diesen Vers auch an, (B. 5. Cap. 1.) aber so, als ob Aristoteles denselben vom Xenokrates gebraucht hätte: siehe Menage Anmerkungen über diese Stelle. Aus den angeführten Stellen des Cicero und Quintilian erhellet, theils aus welcher Quelle dieses Urtheil geflossen, theils mit welcher Einschränkung es zu nehmen sey. Aristoteles Urtheil betrift nur die Vorlesungen des Isokrates über die Redekunst, nicht aber die rednerischen Arbeiten desselben: in welcher Ausdehnung es der Verfasser zu nehmen scheint. Aristoteles führet selbst in verschiedenen Stellen seiner Redekunst den Isokrates auf eine rühmliche Art an. Isokrates hat hauptsächlich daher vom Hermogenes und andern sehr ungünstige Urtheile erdulden müssen, weil man ihn nicht anders als in Vergleichung mit dem Demosthenes beurtheilte, wobey das Resultat der Beurtheilung nicht anders als nachtheilig ausfallen konnte. Niemand hat seinen rednerischen Werth besser und richtiger bestimmt, als Quintilian B. 10. Cap. 1. S. 501. Isocrates in diuerso genere dicendi nitidus et comtus, et palaestrae quam pugnae magis accommodatus, omnes dicendi veneres sectatus est; nec immerito: auditoriis enim se, non iudiciis compararat: in inuentione facilis, honesti studiosus, in compositione adeo diligens, vt cura eius reprehendatur. Man vergleiche hiemit die Vorrede des Hr. Prof. Morus zu seiner schönen Ausgabe vom Panegyrikus des Isokrates.

niedriger Gesinnungen fähig gewesen seyn? Aber ein Philosoph, der zugleich Naturforscher, Geometer, Naturalist, Politiker, und Dialektiker war, der die Zergliederung bey allen Wirkungen des Geistes anwandte, den Ideen ihren Ursprung und Gang anwies, in den menschlichen Leidenschaften alle Regeln der Beredsamkeit und des Geschmacks aufsuchte, und durch die Vereinigung aller dieser Kenntnisse seinem Geist und seiner Einbildungskraft eine Ausdehnung gab, wodurch dieselben ihr Licht einander wechselsweise mittheilten, und sich vergrösserten, ein solcher Geist konnte vielleicht in der That weniger Achtung für einen Redner empfinden, der mehr Wohlklang als Gedanken hatte, und für einen Lehrer der Beredsamkeit, der die Regeln seiner Kunst besser verstand, als den Ursprung und den Grund der Künste und der Regeln. Und Aristoteles ist nicht der einzige gewesen, der so gedacht hat. Zu den Zeiten des Cäsar und August gab es viele berühmte Römer, die an den Werken des Isokrates gar keinen Geschmack fanden, und Brutus gehörte gewiß mit unter diese Anzahl. Zu den Zeiten des Trajan beschrieb ihn Plutarch als einen schwachen Redner, und einen unnützen Bürger, der sein Leben zugebracht habe, Worte an einander zu flechten, und Perioden ohne Empfindung zusammen zu fügen. Zu den Zeiten Ludwigs XIV. behandelte ihn Fenelon noch übler. Isokrates war seiner Meynung nach ein müßiger Schwätzer, der sich über Töne quält, kleinen Verschönerungen und falschen Zierrathen nachjagt, vol-

ler Weichlichkeit in seinem Stil, und ohne Philosophie und Stärke in seinen Ideen ist. So ist fast der Ruhm der meisten Menschen ein unentschiedener Proceß, den man auf der einen Seite verliert, und auf der andern gewinnt. Der eine verachtet, der andere bewundert. Mir fällt dabey der Franzose ein, den man zu Paris im Bildnisse erhenkte, während der Zeit, daß er französischer Abgesandter in Deutschland war.

Um diese Widersprüche zu heben, muß man seine Zuflucht zu den Werken selbst nehmen. Ich werde mich nur hier mit den Lobschriften dieses Redners beschäftigen. Ihrer sind sechs.

Und zuerst, wer sollte es glauben, daß ein Mann, der über den Tod des Sokrates Trauer anlegte, eine Lobschrift auf die Helena verfertigt habe? Dies Werk, wie man schon aus dem Titel sieht, kann nichts weiter als ein elender Mißbrauch des Witzes seyn. Man stellt in demselben ganz ernsthaft eine Vergleichung zwischen der Helena und dem Herkules an, beynahe so wie Fontenelle in seinen Dialogen den Alexander mit der Phryne vergleicht. Diese Manier, Verhältnisse aufzusuchen, welche den Geist überraschen, aber nicht aufklären, kann in keinem Zeitalter Beyfall verdienen. Die ganze Lobschrift von zwanzig Seiten ist nicht so viel werth, als die drey Verse des Homer, da zwey Greise, die sich mit einander über das Elend des Krieges bekümmerten, in dem Augenblick, da sie die Helena vorbey gehen sehen, aufhören sich zu ver-

verwundern, daß Europa und Asien schon seit zehn Jahren Feinde sind. Die drey Verse sind von einem großen Mann, und die zwanzig Seiten von einem Rhetor (19).

Darauf folgt die Lobschrift des Königs von Egypten **Busiris**; das ist beynahe so viel als eine Lobschrift auf den **Domitian** oder **Nero**. Wie ist es möglich, daß ein Schriftsteller zu sich selbst mit kaltem Blute sagen kann: ich will versuchen, die Lobschrift eines Tyrannen zu verfertigen. In der That tadelt Isokrates seinen Mann, und er will blos, wie er sagt, einem Redner, der diese Materie schlecht behandelt hatte, zeigen, wie er es besser hätte machen sollen. Aber man muß der Kunst zu schreiben und mit Menschen zu reden wenig Werth beylegen, wenn man solche Lehren geben kann.

Die dritte Lobschrift hat sowohl in Absicht der Materie als der Ausführung weit größere Verdienste. Es ist die Leichenrede eines Königes, die an

(19) Die 3 Verse des Homer, die der Verfasser bewundert, und der Isokratischen Lobrede auf die Helena vorzieht, findet man im 3. B. der Ilias V. 156-158.

Οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐυκνήμιδας Ἀχαιοὺς
Τοῇδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν·
Αἰνῶς ἀθανάτοισι θεῇς εἰς ὦπα ἔοικε.

Tadeln darf man es nicht, daß Trojaner und Griechen um ein so schönes Weib lange Zeit Drangsale erdulden. Schön ist sie gleich unsterblichen Göttinnen. Die Schönheiten dieser Stelle entwickelt sehr schön Quintilian Institut. orat. B. VIII. C. 4. S. 389. u. f.

seinen Sohn gerichtet ist. Dieser König, der ein großer aber ziemlich unbekannter Mann ist, hieß Evagoras und war Beherrscher der Insel Cypern (20). Durch sein Bündniß mit den Athenienſern und den Persern half er die Lacedämonier demüthigen, welche Griechenland unterdrückten, und Athen unters Joch gebracht hatten. Er leistete dem Könige von Persien so wichtige Dienste, daß er sich ihm furchtbar machte; und da er die Undankbarkeit und den Stolz erfuhr, welche kleinere Staaten von größern gemeiniglich zu erdulden haben, so wagte er es, den König anzugreifen, dem er beygestanden hatte, und hielt mit seiner Macht allein, zehn Jahre lang die Macht von Asien auf. Außerdem besaß er, wie Isokrates noch hinzufügte, auch das Talent zu regieren. Vor ihm waren die Einwohner von Cypern ganz von den Griechen abgesondert, kannten weder den Krieg noch die Künste, und verbanden Wildheit und Weichlichkeit mit einander. Dieser König ertheilte ihnen zuerst sowohl den Muth, der die Seele erhebt, als auch die Künste, welche sie milder machen. Er war der Stifter des Handels und der Seemacht, und verwandelte diese üppige Barbaren zugleich in Krieger und in aufgeklärte Menschen. Im Anfange dieser Rede beklagt sich Isokra-

(20) Warum Hr. Th. den Evagoras un homme aſsés obscur nennt, sehe ich nicht ein. Es müßte dann seyn, weil die Redner und die Moraliſten ihn nicht so oft zum Beyspiel anführen, als etwa einen Alcibiades, Lykurg, u. s. w. Sonst, wer nur mittelmäßige Nachrichten von der griechischen Geschichte hat, muß den Evagoras gewiß kennen.

Isokrates, daß man zu seinen Zeiten am liebsten Helden lobte, die vieleicht niemals gewesen waren, und vortreflichen Bürgern, mit denen man zugleich gelebt hatte, das Lob entzog. „Wir wollen, sagt „er, die Menschen und den Neid gewöhnen, die„jenigen loben zu hören, die es verdient haben und „wir wollen es großen Männern verzeihen, daß sie „unsere Zeitgenossen gewesen sind.“ Die vierte Lobschrift des Isokrates ist unter allen die berühmteste und hat den Namen des Panegyricus erhalten. Isokrates soll, wie man vorgiebt, mit der Verfertigung desselben zehn, oder wie andere wollen, funfzehn Jahre zugebracht haben. Es wäre ein Unglück für ein Werk der Beredsamkeit, wenn funfzehn Jahre darauf verwandt würden. Je mehr Mühe es gekostet hätte, desto weniger würde es gelesen werden. Bey dem allen hat vieleicht nie ein Redner eine schönere Materie behandelt. Athen und Lacedämon machten sich die Herrschaft von Griechenland streitig. Sie rieben einander auf, und Persien nutzte ihre Trennung, um sie in die Sklaverey zu bringen.

Der Redner, welcher seine Lobrede für Athen verfertigte, sucht zu beweisen, daß diesem Staat die Herrschaft zukomme, und ermahnt die Griechen, sich insgesammt zu vereinigen, und ihren gemeinschaftlichen Feind anzugreifen. Man sagt, daß Alexander durch das Lesen dieser Rede auf den Entschluß gebracht sey, Asien zu erobern. Das glaube ich nicht. Derjenige, der als Kind weinte, wie

er die Eroberungen seines Vaters erfuhr, durfte durch keine Rede aufgemuntert werden, den Thron des Darius umzustürzen. Es giebt überdem gewisse Schriften, die den Seelen der Helden entsprechen, und für einen Mann, wie Alexander, gab es sonst keinen Schriftsteller, als den Homer.

In einem hohen Alter verfertigte Isokrates noch eine Lobschrift, und die betraf ihn selbst. Er war zwey und achtzig Jahr alt, und der Neid hatte ihn in Athen vieleicht schon funfzig Jahre lang verfolgt. Sophisten, welche den Stolz besaßen, seine Nebenbuhler zu seyn, ob sie gleich dazu kein Recht hatten, und welche über einen Ruhm erzürnten, den sie nicht erlangen konnten, machten ihm aus seinem glücklichen Erfolge ein Verbrechen. Da sie seine Beredsamkeit nicht hatten erlangen können, so wurden sie seine Verläumder, und verfolgten ihn ins geheim und öffentlich, in Gesellschaften und vor Gerichte. Isokrates entschloß sich endlich, ihnen zu antworten. In dieser Rede eines Greises, der in der Absicht, den Neid zu widerlegen, seine Gedanken von achtzig Jahren her durchgeht, und, ehe er die Welt verläßt, dem Vaterlande und den Gesetzen über den Gebrauch, den er von seiner Beredsamkeit gemacht hat, Rechenschaft ablegt, konnte man eben so viel Feuer als Stärke erwarten. Aber man trift in derselben von diesen Eigenschaften wenig an, ob es ihr gleich an einzelnen Schönheiten nicht fehlt. Die Materie ist groß, die Ausführung schwach.

Im

Im vier und neunzigsten Jahre hatte er noch einmal den Muth, eine Lobrede anzufangen, welche die sechste und letzte ist; und er endigte sie im sieben und neunzigsten. Sie wird die Panathenäische genannt, und man kann sie so betrachten, als wenn er darin von seinen Mitbürgern habe Abschied nehmen wollen; denn sie ist seine zweyte Lobrede auf Athen. Da er hier beständige Vergleichungen zwischen Lacedämon und seinem Vaterlande anstellt, so kann man leicht denken, wem er den Vorzug giebt. Die Seele des Redners konnte für Sparta keine Begeisterung fühlen. Die Künste und die Vergnügungen von Athen, ein leichtes Volk, ein glänzender Charakter, Reize mit Tapferkeit verbunden, Wollust, zuweilen mit Heldenmuth vermischt, große Männer voller Herablassung, Gesetze, welche die Natur mehr lenkten, als zwangen, endlich sanfte Tugenden, und selbst Laster, die durch Annehmlichkeiten gemäßigt waren, mußten einem Geist vorzüglich gefallen, der alles schmückte und den Reiz höher hielt als die Stärke. Uebrigens enthält diese Rede, wie man leicht vermuthen kann, Merkmale des Alters, in dem sie verfertiget wurde. Die Seele überläßt sich einem ruhigen Traume; die Bewegungen des Redners entstehen in einer langsamen Folge; nur zuweilen wird er durch unmerkliche Eindrücke erschüttert, und seine Ideen gleichen dem schwachen und blassen Lichte, welches sich in der Ferne bricht, zwar noch Klarheit behält, aber keine Wärme mehr hat.

So sind ohngefehr die Lobreden beschaffen, die wir vom Isokrates haben. Ohngeachtet der Schwärmerey des Beyfalls muß man doch aufrichtig gestehen, daß die Wirkung, die man beym Lesen derselben empfindet, dem alten Ruhm des Redners bey weitem nicht beykommt.

Wir wollen die Ursachen davon aufsuchen. Zuerst bestand eines von den vornehmsten Verdiensten des Isokrates im Wohlklange. Man weiß, wie empfindlich die Griechen dagegen waren. Bey der außerordentlichen Zärtlichkeit ihrer Organe nahm ihre Seele durch alle Sinne lebhafte und schnelle Eindrücke an. Die Melodie der Töne setzte sie in eben den Enthusiasmus, als der Anblick der Schönheit. Die Musik machte einen Theil ihrer politischen und sittlichen Verfassungen aus. Selbst Muth und Tugend wurden durch Töne eingeflößt. Nun urtheile man, was für Achtung bey einem so organisirten Volk ein Redner erlangen mußte, der zuerst die Harmonie der Prosa erschuf. Für uns ist dies Verdienst fast verschwunden. Wir sind Scythen, die mit verbundenen Augen durch die Ruinen von Griechenland reisen.

Ein anderes großes Verdienst dieses Redners sind die Feinheiten und die Reize seines Stils. Aber diese Feinheiten und Reize hängen theils von Ideen, theils von Verbindungen der Gedanken ab, welche uns fremde sind. Sie beruhen auf der Kunst, genau das Wort zu wählen, welches einem zarten oder

feinen

feinen Gefühl entspricht, eine Schattirung in Gedanken auszudrücken, welche von der vorhergehenden oder nachfolgenden Schattirung unterschieden ist, durch einen Ausdruck ein würkliches oder durch Vereinbarung angenommenes Verhältniß zwischen mehrern Objecten zu bezeichnen, oder zugleich verschiedene Ideen, die an einander grenzen, rege zu machen. Es verhält sich mit einem Volk, welches eine Sprache vollkommen versteht, und dem Redner, der zu ihm spricht, wie mit zwey Freunden, die ihr Leben mit einander zugebracht haben und sich unterreden. Die Oerter, die Zeiten, die Erinnerungen knüpfen für sie an jedes Wort eine Menge von Ideen, wovon nur eine ausgedrückt wird, und die andern sich von selbst in der empfindlichen Seele schnell entwickeln. Man ziehe einen Dritten zu dieser Unterredung; er wird es nicht begreifen können, was diese Worte Rührendes an sich haben, oder warum sie eine so zärtliche Bewegung hervor bringen, und vieleicht die sanftesten Thränen veranlassen. Dies ist das Bild von den verschiedenen Wirkungen der zufälligen Schönheiten und der Feinheiten des Ausdrucks in einer lebenden oder in einer todten Sprache. Je mehr ein Schriftsteller von dieser Art der Schönheiten besitzt, desto mehr muß er verlieren.

Endlich, der Philosoph gefällt durch die Ausdehnung und Gründlichkeit seiner Gedanken. Der Redner kann nur durch starke Leidenschaften gefallen. Die Wirkung sanfter und ruhiger Bewegungen verliert

liert sich, und kommt auf die Nachwelt nicht anders als wie die Erinnerung eines halb verloschenen Traums. Die Leidenschaften allein beleben alles, und theilen sich noch nach Jahrtausenden mit, ohne schwächer zu werden. Der Mensch hat Erschütterungen nöthig; darum wird Demosthenes noch bewundert, und Isokrates nicht mehr. Ich fühle den ersten, er verfolgt mich, und dringt auf mich ein; ich will ihm antworten. Der letztere spricht immer in der Ferne mit mir; ich bemerke unaufhörlich, das zwey tausend Jahre zwischen uns sind.

Achtes

Achtes Capitel.

Vom Plato, als Lobredner des Sokrates.

Eine griechische Stadt verlangte von einem berühmten Künstler eine Bildsäule, und ließ ihm die Wahl der Person. Ich werde keinen Kämpfer machen, sagte er; Griechenland hat Athleten genug, und ich ziehe die Tugend der Stärke vor. Ich werde keinen Krieger machen; dies Verdienst ist gemein; tausende von Menschen sterben alle Jahre für ihr Vaterland. Ich werde keinen von euren alten Tyrannen machen; lieber würde ich ihre Bildnisse zerbrechen. Von euren Göttern könnte ich wohl einen vorstellen, aber ihr habt sie in Menge in euren Tempeln; und wenn euch Statüen fehlen, die Gottheit zu betrachten, habt ihr nicht den Himmel? Darauf unterbrach ihn das Volk: Bildhauer, was wirst du denn machen? — Dasjenige, was immer das Seltenste auf der Erde gewesen ist; einen Menschen, der für die Wahrheit stirbt; und er machte den sterbenden Sokrates. Unstreitig war Plato, als er seine Dialogen verfertigte, von eben der Bewunderung für den Sokrates hingerissen. Er war sein Schüler und sein Freund gewesen, und hatte ihn in Fesseln schlagen sehn. Er hatte den Neid gesehen, der das Gift rieb, und die Schwärmerey, die von dem Neide den Giftbecher nahm, um ihn seinem Lehrer zu überreichen.

reichen. Nachher war er Zeuge von der außerordentlichen Ehre gewesen, die man seinem Andenken erwies. Er hatte die Athenienser beobachtet, dies leichtsinnige, grausame und empfindliche Volk, welches ihn erst umkommen ließ und nachher rächete. Er hatte in Athen die Bildsäule umfassen können, welche dem Sokrates auf Befehl des Staats errichtet war, und vieleicht auf eben dem Platz stand, wo man ihm Fesseln angelegt hatte, um ihn zum Tode zu führen. Voll von dieser Bewunderung wollte er auch etwas zum Ruhm seines Lehrers beytragen, indem er ihn verewigte; und er widmete dem Lobe desselben fast alle seine Werke.

Nicht leicht konnte Sokrates einen Panegyristen erhalten, der berühmter, oder seiner würdiger gewesen wäre. Man hat den Plato als Philosoph oft angegriffen, aber als Schriftsteller hat man ihn immer bewundert. Er schrieb in der schönsten Sprache der Welt und vermehrte ihre Schönheiten noch. Es scheint, als wenn er diese ewige Schönheit, davon er beständig spricht, in der Nähe gesehen und betrachtet, und sie dann durch ein tiefes Nachdenken in seine Schriften übergetragen hätte. Sie belebet seine Bilder, sie leitet seine Harmonie, sie verbreitet Leben und erhabne Anmuth über die Töne, womit er seine Ideen ausdrückt. Oft giebt sie seinem Stil diesen himmlischen Charakter, welchen die griechischen Künstler ihren Gottheiten gaben. Wie der Apoll im Vatican oder der Olympische Jupiter des Phidias, ist sein Ausdruck groß und

still,

still, und seine Erhabenheit erscheint so ruhig wie die Erhabenheit des Himmels. Man möchte sagen, daß er auch die Sprache desselben habe. Sein Stil ist nie weder übertrieben noch matt; die Ideen ketten sich an Ideen; die Worte in den Sätzen, und die Sätze in den Reden, alles ziehet sich an und näheret einander, alles entwickelt sich mit Schnelligkeit und Abmessung; wie eine geübte Armee, die weder ungestüm noch träge ist, und in der alle Soldaten sich mit einem gleichen und übereinstimmigen Schritte fort bewegen, um das gemeinschaftliche Ziel zu erreichen.

Man weiß, daß in allen Werken des Plato Sokrates es ist, der den Menschen zur Wahrheit führt. Sokrates erhält darin seinen Charakter und sein Genie. Allenthalben beobachtet er seine Art zu schließen, seine Inductionen, seine Fragen, diese Arten von Netzen und Umwegen, in welchen er seine Gegner verwickelte, um sie wider ihren Willen zu einer Wahrheit zu führen, die sie bestritten. Man kann also alle Dialogen des Plato zusammen, als eine Art von Drama betrachten, welches er zur Ehre seines Lehrers verfertiget hat. Sokrates lehrt in jeder Scene die Moral, und die Auflösung des Knotens ist der Giftbecher.

Die drey Dialogen, welche diese Auflösung enthalten, sind wahre Lobreden, ob sie gleich nicht so genennt werden; und sie werden dadurch noch interessanter, daß sie in Handlung gesetzt sind. Nach einem Auszuge kann man von dem Stil und der Be-

redsamkeit des Plato nicht urtheilen; aber wenigstens wird man den moralischen Charakter des Sokrates kennen lernen, welcher einer von den schönsten bleibt, die jemals gewesen sind, seitdem man bey gesitteten Völkern von Tugenden redet und Laster begeht.

Die erste von diesen drey Reden ist die Apologie. Man stelle sich einen Greis von Siebzig Jahren vor, der stets tugendhaft und gerecht gelebet hat; wie er zum ersten mal vor dem Richterstuhle erscheint, so unerschrocken und ungekünstelt, als er in den gewöhnlichen Handlungen seines Lebens war; wie er den eitelnBeystand der Beredsamkeit verachtet, keinen andern kennt, als die Wahrheit, und betheuert, seine Sprache bis an den letzten Augenblick reden zu wollen; wie er seine Richter mit der Würde eines Greises und eines rechtschaffenen Mannes bittet, zu prüfen, ob das, was er ihnen sagen will, gerecht ist, oder nicht, weil das ihre Pflicht erfodert, so wie es die seinige erfodert, die Wahrheit zu sagen; wie er von seinen Klägern ohne Zorn, aber auch ohne Verachtung spricht; übrigens ruhig wegen seines Schicksals ist, er mag verurtheilt oder losgesprochen werden; Gott den Ausgang überläßt, und sich nur rechtfertiget, um dem Gesetz zu gehorchen — so erscheint Sokrates im ersten Auftritt.

Seine Antwort auf die Beschuldigungen ist voller Simplicität und Stärke. Er spricht so, wie die Unschuld zur Verläumdung, und die Weisheit zum Aberglauben sprechen muß.

Darauf

Darauf zeigt er den Ursprung und die Quellen der Gerüchte, die wider ihn in Athen verbreitet sind. Er hat die Schwachheiten und die Laster der Menschen, sonderlich einiger mächtigen Menschen nicht schonen wollen; das ist sein Verbrechen. Wenn er stirbt, so sind seine Ankläger nicht die Ursachen seines Todes; sie sind nur die Werkzeuge des Hasses. Seine Mörder sind die Verläumdung und der Neid.

Die Beklagten pflegten gemeiniglich ihre Zuflucht zu Bitten und Thränen zu nehmen. Sie brachten ihre Kinder, ihre Verwandte und ihre Freunde mit, um durch Mitleiden dasjenige zu erhalten, was sie nicht immer durch Gerechtigkeit erhalten hatten. Auch ich, sagte Sokrates, habe eine Familie; ich habe drey Söhne, davon der eine schon erwachsen ist, und die andern noch die Hülfe ihres Vaters nöthig haben. Indessen werde ich keinen aufstellen, um euch zu rühren. So handle ich weder aus Verachtung, noch aus Stolz; dieser Gesinnungen ist das Herz des Sokrates nicht fähig. Aber der Ruhm seiner Richter, seiner eigenen Person, und der Republik verbieten ihm, ein solches Beyspiel zu geben; sonderlich in seinem Alter, und bey seinem Ansehen. Denn, sagt er, dieses Ansehen mag verdient seyn, oder nicht, so glaubt man doch, daß Sokrates vor den gewöhnlichen Menschen einen Vorzug hat. Eine solche Erniedrigung kann nichts anders als Schande, sowohl für den Beklagten, der sie sich erlaubt, als auch für den Richter, der sie zuläßt, erzeugen. Ueberdem, ist

es wohl erlaubt, seinen Richter zu bitten? Man muß ihn unterrichten, aber nicht erweichen. Der Richter ist nicht da, um Gnade zu erzeigen, sondern nach dem Gesetz zu sprechen. Athenienser! fuhr er fort; fodert also von mir nichts, was weder anständig, noch der Heiligkeit und der Gerechtigkeit gemäß ist. Erinnert euch eures Eides — und urtheilt, wie es euer Bestes und das meinige erfodert.

Sokrates schweigt — — die Richter stehen auf, die Stimmen zu sammeln; und er wird verurtheilt. Er fängt mit eben der Ruhe wieder zu reden an. „Ihr habt mich verurtheilt; ich verzeihe „es euch. Unerwartet kommt es mir nicht, und „ich wundere mich so gar, daß unter den Stimmen „so viele waren, die mich lossprechen wollten. — „O Athenienser! ihr werdet euern Feinden eine ewi„ge Gelegenheit geben, Athen zu tadeln. Man „wird dem Staat vorwerfen, daß er den Sokrates „hingerichtet hat, welcher, wird man sagen, ein „Weiser war; denn, um euch nur Vorwürfe ma„chen zu können, wird man mir diesen Namen ge„ben, den ich nicht verdiene. Hättet ihr hingegen „noch etwas gewartet, so würde ich sterben, ohne „daß mein Tod Athen Schande brächte. Betrach„tet mein Alter! Kaum hänge ich noch am Leben; „ich stand schon am Rande des Grabes.“

Sokrates fährt fort. Er redet ruhig mit seinen Richtern. Er schildert das Vergnügen, welches er haben wird, in einer andern Welt mit den großen Männern aller Zeiten und mit denjenigen

umzugehen, die, wie er, das Opfer eines ungerechten Urtheils waren. Er wünscht, daß seine Kinder dereinst sterben mögen, wie ihr Vater starb, wofern sie das Glück haben, auch irgend einem Anitus durch ihre Tugend lästig zu seyn. Endlich schließt er mit diesen erhabnen und simpeln Worten: „Aber es ist Zeit, uns zu trennen; ich, zum Ster„ben; ihr, zum Leben. Welches von diesen bey„den ist das Beste? Die Götter wissen es; aber ein „Mensch kann es nie wissen.“

Dies ist die erste Rede des Plato, worin er die Seele des Sokrates darstellt. Durchgängig herrscht darin eine sanfte und edle Beredsamkeit, der Muth der Tugend, die Achtung für die Gottheit und für sich selbst. Sokrates rechtfertigt sich, indem er mit seinen Feinden und mit den Athenienſern sich unterredet. Er ist ein Weiser, der Vernunft zeigt, und friedlich mit denen spricht, die ihn verdammen.

In der zweyten Rede verändert sich der Auftritt. Sokrates ist im Gefängniß und schläft. Crito kömmt näher, betrachtet den Greis, und bewundert seinen tiefen Schlummer. Er will ihn nicht stören, und wartet, bis Sokrates erwacht. Darauf kündigt er ihm an, daß der folgende Tag zu seinem Tode angesetzt ist. „Wie es den Göttern ge„fällt“ sagt Sokrates. Sein Freund beschwört ihn, sich zu retten; er erzählt ihm, daß er die Wache auf seine Seite gebracht hat, daß alles fertig ist, und daß es nur auf ihn ankommt, in der nächsten Nacht seinen Verfolgern zu entfliehen.

Sokrates untersucht mit der Ruhe eines Richters, der über eine fremde Sache urtheilt, ob er fliehen oder bleiben soll. „Freund, sagt er, es giebt „nur eine Vorschrift; das ist die Gerechtigkeit. So „lange ich lebte, habe ich ihr gehorchet. Noch bin „ich derselbe. Mein Schicksal ist verändert; aber „meine Grundsätze nicht. Ich will nachdenken; und „wenn ich keine bessern finde, so weißt du wohl, „daß ich denen nicht untreu seyn werde, die ich immer beobachtet habe; selbst dann nicht, wenn ein „ganzes Volk mir Armuth, Ketten und Tod als „drohende Ungeheuer vorstellte.“ Darauf nimmt er die Frage vor, und untersucht, ob es erlaubt sey, den Gesetzen ungehorsam zu seyn, wenn man dadurch den Tod vermeiden kann.

Zu dem Ende personificirt er die Gesetze, und nimmt den Fall an, daß in dem Augenblick, da er das Gefängniß verläßt, um die Flucht zu ergreifen, die Gesetze ihm erscheinen, und zu ihm sagen: „Sokrates, was machst du? Weißt du nicht, daß du „in diesem Augenblick die Gesetze und das Vaterland, so viel es bey dir steht, zernichtest? Glaubst „du, daß ein Staat fortdauren kann, wenn die „richterlichen Aussprüche ohne Erfolg sind, und jeder Bürger sie, nach seinem Belieben, unwirksam machen kann? — Wie! wenn das Vaterland durch ein ungerechtes Urtheil dich beleidigt, „hast du darum das Recht, ihm zu schaden? Von „ihm hast du deine Geburt, das Daseyn deines „Vaters, und das heilige Band, welches deinen

„Vater

„Vater mit dem Weibe vereinigte, die dir das Le-
„ben gab. Deine Erziehung, dein Leben, deine
„Seele, alles gehört ihm zu. Du bist sein Sohn,
„und sein Sklave. Wenn es gleich Henker wider
„dich bewafnet, wenn es dich in Ketten schmiedet,
„wenn es dich in Schlachten sendet, um Wunden
„und Tod zu hohlen — deine Pflicht ist Gehor-
„sam. Fliehen, oder die Glieder verlassen, ist
„ein Verbrechen. Vor den Richterstühlen, in
„den Gefängnissen, auf dem Schlachtfelde, allent-
„halben sind die Befehle des Vaterlandes heilig.
„Ein Bürger, der sich wider dasselbe empört, ist
„strafbarer, als ein Sohn, der sich wider seinen
„Vater bewafnet.“ — — Die Gesetze fahren in
ihrer Rede fort: „Es würde dem Sokrates schön
„anstehen, wenn er erzählte, unter welcher lächer-
„lichen Verkleidung er aus seinem Gefängniß ge-
„flüchtet wäre; und wenn man ihn fragte, wie er,
„in seinem Alter, da er nur so wenige Zeit noch zu
„leben hatte, blos aus einer niedrigen Liebe zum
„Leben, sich habe entschließen können, den Ueber-
„rest desselben, durch die Uebertretung der Gesetze
„des Vaterlandes, so schimpflich zuzubringen; was
„würde er antworten? — — O Sokrates! du
„würdest oft Reden hören, darüber du erröthen
„müßtest! — — Wolltest du etwa für deine Kin-
„der leben? Deine Kinder! und hast du keine Freun-
„de? Sokrates, laß dich überzeugen; und schätze
„deine Kinder, dein Leben, nichts, höher als die
„Gerechtigkeit!“

Crito giebt nach; er bewundert den Sokrates, und sagt zuletzt: „wir wollen gehen, wohin „Gott uns führet.“

Die dritte Rede, welche viel bekannter ist, als die beyden andern, ist der berühmte Phädo, welcher die Erzählung von den letzten Gesprächen und von dem Tode des Sokrates enthält. Er ist eins von den merkwürdigsten Werken des Alterthums (21). Cicero, wie er selbst schreibt, hatte ihn nie lesen können, ohne Thränen zu vergießen; und Cato las ihn unmittelbar vor seinem Tode noch zwey mal, um sich in der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit zu befestigen. Man kann sagen, daß keine Lobschrift, weder unter den Alten, noch Neuern, ein so großes Gemählde enthält. Der Tod eines gerechten Mannes ist an sich schon ein erhabener Gegen-

(21) Der vortrefliche Phädon des Hrn. Moses Mendelson, in welchem dieser Philosoph alle die Gründe, welche die Vernunft für die Unsterblichkeit der Seele geben kann, sammelt, und mit der ihm eigenen Gründlichkeit, Faßlichkeit und Annehmlichkeit den Sokrates in den Mund legt, ist unter uns zu bekannt, als daß wir ihn noch mehr anpreisen dürften. Aber er ist nicht der Phädo des Plato, und sollte es auch nicht seyn. Von diesem letztern hat uns Hr. Köhler eine Uebersetzung geliefert, die alle Empfehlung verdient. J. S. Müllers Uebersetzung von der Apologie des Sokrates, Hamb. 1739. 4. verräth einen Mann, der griechisch verstand; aber das eigenthümlich Schöne der Platonischen Schreibart und Kunst zu dialogiren scheint zu wenig darin ausgedrückt zu seyn, als daß sie den Wunsch nach einer neuen Uebersetzung unnöthig machen sollte.

genstand; aber wenn dieser Gerechte unterdrückt ist; wenn der Irrthum die Wahrheit zum Tode verdammet; wenn die Tugend die Strafe des Verbrechens leidet, und im Sterben nichts auf ihrer Seite hat, als Gott und einige Freunde, die sie umgeben; wenn sie demohnerachtet dem Hasse verzeiht; wenn sie aus den dunkeln Ringmauern des Kerkers, wo sie stirbt, ihre Blicke mit Ruhe gen Himmel richtet; wenn sie den letzten Augenblick, in dem sie die Menschen verläßt, noch anwendet, sie zu unterrichten; und wenn in diesem entscheidenden Zeitpunkte nicht sowohl sie unglücklich zu seyn scheint, als vielmehr die Verbrecher, die sie verdammten — dann kenne ich keinen größern Gegenstand in der Natur; und einen solchen Anblick zeigt uns Plato, indem er den Tod des Sokrates beschreibt. Er fügt alle kleine Umstände hinzu, welche einen merkwürdigen Tod wichtig machen, und durch ihn ebenfalls wichtig werden. Wir folgen dem Sokrates mit unsern Augen, und verlieren nicht eine von seinen Bewegungen, nicht eins von seinen Worten. Wir sehen ihn, wenn man seine beyden Kinder zu ihm bringt; wenn er wegen seines Hauswesens die letzten Befehle ertheilt; wenn er von seiner Frau verlangt, ihn zu verlassen; wenn seine Freunde mit Schaudern den Lauf der Sonne bemerken, die im Begrif ist, unterzugehn; und dann der tödliche Trank anlangt, und er, ehe er ihn trinkt, sein Gebet zum Himmel richtet, um einen glücklichen Uebergang zu erflehen. Nun sehen wir ihn den Becher ausleeren, und das Geschrey seiner Freunde;

und die stille Sanftmuth, mit welcher er ihnen ihre Schwäche vorwirft; und sein Hin- und Hergehen; und den Augenblick, da er merkt, daß seine Beine schwer werden, und sich aufs Bette legt; und den Tod, welcher ihn Stuffenweise starr macht; und den Sklaven, der seine Füße berührt, die er schon nicht mehr fühlt; und sein letztes Wort, und sein letztes, sein ewiges Stillschweigen mitten unter seinen Freunden, die allein zurück bleiben. In diesem Athen, das in unsern Tagen der Herrschaft eines barbarischen Volks unterworfen ist, besucht der neugierige Reisende noch die Ruinen von Tempeln, und steht bey zerbrochenen Säulen still. Ich hingegen wünschte, daß die Zeit, statt der Ruinen des Tempels der Minerva, das Gefängniß erhalten hätte, wo Sokrates starb. Ich wünschte, daß man auf den schwarzen und rohen Stein gegraben hätte: Hier nahm er den Becher, dort segnete er den Sklaven, der ihn brachte, da ist der Ort, wo er seinen Geist aufgab. Dies heilige Denkmaal würde man Haufenweise besuchen. Nie würde man sich ihm ohne Ehrfurcht nähern, und jede muthige und starke Seele würde bey diesem Anblick noch grössere Erhabenheit fühlen. So wurde Alexander, wie man uns sagt, bey dem Grabe Achills gerührt; und Cäsar, als Herr von Egypten, betrachtete stillschweigend und in einem tiefen Nachdenken das Grab Alexanders. An statt dieses Denkmaals, welches untergegangen ist, haben wir wenigstens diejenigen vom Plato, welche unsterblich seyn werden. In finde ein Vergnügen in dem Gedanken,

daß

daß alle die Richter, die den Sokrates verdammt hatten, wenigstens einmal vor ihrem Tode diese drey Reden lasen, worin er so tugendhaft und so groß vorgestellet wird. Richter! die ihr die Menschen verurtheilt; ihr könnet einen Weisen aufopfern, und den Menschen, den der Neid verfolgt, auf einen Augenblick schänden. Das Schwerdt ist in euren Händen; ihr schlaget: aber die Zeit wird euch beobachten, und richten; sie wird die Schande, womit ihr redliche Männer bedeckt habt, auf euch zurück wälzen, und zwanzig Jahrhunderte werden sie nicht auslöschen.

Ich habe mich mit Vergnügen bey diesen Werken aufgehalten, weil man sie häufig anführt, aber nur selten liest. Und wo werden wir überdem, in der Folge dieses Versuchs, unter dem unzählbaren Haufen derjenigen, die gelobt worden sind, Menschen finden, die dem Sokrates, und Panegyristen, die dem Plato gleichen? Auch ist es zu allen Zeiten gut, den Menschen Beyspiele des Muths vorzustellen. Als Thraseas, welcher in Rom gleichfalls darum starb, weil er tugendhaft und gerecht gewesen war, sein Blut fließen sah, so sagte er zu einem Römer, der gegenwärtig war: Jüngling, tritt näher und sieh *)!

*) Propius vocato quaestore, specta, juvenis, inquit *Tacit.* Annal. 16.

Neuntes Capitel.

Fortsetzung von den Lobschriften der Griechen. Vom Xenophon, Plutarch und Lucian.

Griechenland, welches in diesem Jahrhundert eine Menge großer Männer hervorbrachte, hat keinen gehabt, welcher öfter oder besser gelobt worden wäre, als Sokrates; und auch das ist merkwürdig, daß ein blosser Bürger von Athen berühmter geworden ist, als viele Prinzen, die mit den Waffen in der Hand der Welt eine andere Gestalt gegeben haben. Wundern darf man sich darüber nicht. Sein Tod ist jetzt noch anziehender für uns, als alle diese Revolutionen, die meistentheils nichts weiter als Denkmaale von Wildheit oder Schwäche, und von Lastern solcher Söldner sind, die durch Tyrannen bezahlt wurden. Ausser dem Plato war noch eine sehr große Anzahl von Philosophen oder Rednern, z. B. Xenophon, Aristoxenes, Demetrius von Phalerus, Kalisthenes, Dion, Libanius, und viele andere, die ich anführen könnte, die insgesammt Schriften zur Vertheidigung oder zum Lobe des Sokrates verfertigten. Die meisten davon sind verloren gegangen; die vom Xenophon sind noch übrig.

Die-

Dieser Philosoph war, wie Plato, ein Schüler und Freund des Sokrates. Aber der eine begnügte sich damit, daß er die Menschen unterrichtete; der andere wollte ihnen ausserdem auch dienen. Er war zugleich Schriftsteller und Staatsmann. Es ist bekannt, daß er die Griechen in dem Rückzuge der zehntausend anführte; aber es ist nicht so bekannt, daß er zur Vergeltung dafür aus seinem Vaterlande vertrieben wurde. Sein Charakter hatte diese Art von alter Bildung, die man unter uns nicht mehr antrift. Man meldete ihm mitten unter einem Opfer, daß sein Sohn gestorben sey; er hatte einen Blumenkranz auf seinem Haupte, und nahm ihn ab. Wie man aber hinzufügte, daß er muthig in einer Schlacht gestorben sey, so setzte er seinen Kranz wieder auf, und fuhr mit dem Opfer fort. Er war zugleich Krieger und Philosoph, und schrieb während seiner Landesverweisung verschiedene zur Politik, Moral und Geschichte gehörige Werke. Mit dem ganzen Muth eines Spartaners, welcher ihn belebte, vereinigte sein Geist alle Anmuth eines Athenienfers.

Diese Anmuth, dieser sanfte und leichte Ausdruck, welcher um so viel schöner ist, je mehr er sich vom Zwange entfernt, welcher den Werken des Geistes so viel Verdienste giebt, so wenig man ihn auch zu erklären im Stande ist; diese Anmuth, welche der Schriftsteller eben so nothwendig braucht, als der Bildhauer und der Maler; wodurch Homer und Anakreon sich unter den griechischen Dichtern,

tern, und Apelles und Praxiteles unter den Künstlern auszeichneten; welche man beym Virgil, und beym Horaz in seinen wollüstigen Oden antrift, und sonst unter den Römern fast nirgends fand; welche Ariost vielleicht in stärkerm Grade besaß, als Tasso; welche Michael Angelo niemals kannte, da hingegen Raphael und Correggio ihre Lieblinge waren; welche unter Ludwig XIV. nur der einzige Fontaine in seinen Versen zeigte (denn Racine war mit der Schönheit bekannter, als mit der Anmuth); an welche keiner von unsern prosaischen Schriftstellern, den Fenelon ausgenommen, einmal dachte; und welcher unsre Gebräuche, unsre Sitten, unsre Sprache, und vielleicht auch unser Clima, hinderlich sind, indem sie uns weder die zarte und reine Empfindsamkeit geben, woraus sie entsteht, noch das leichte und biegsame Werkzeug, wodurch sie ausgedrückt wird; kurz, diese Anmuth, dieß so seltene Geschenk, welches man nicht einmal bemerken kann, wenn man nicht selbst feine und freye Organe hat, war das herrschende Verdienst der Schriften des Xenophon. Sie war überhaupt damals in Griechenland das unterscheidende Merkmaal der Künste. Seit einiger Zeit hatte die Anmuth in die Werke der Künstler diese sanften und gegründeten Formen, und diesen Ausdruck der Natur eingeführt, welche gefallen, so bald man sie sieht. Es war eine Schule entstanden, in der die Anmuth die erstern Schönheiten milderte, welche Phidias, bey seiner erhabenen Genauigkeit, in seinen Zeichnungen angebracht hatte.

hatte. Parrhasius machte den Anfang; seine Nachfolger bildeten sich nach ihm, und der berühmteste unter allen, Praxiteles, verbreitete über seine Werke, besonders über den Thespischen Cupido, und die Gnidische Venus die unnachahmliche Anmuth, welche der Hauptzug in seinem Genie war. Zu eben der Zeit hatten die Grazien, nach der Erzählung der Alten, den Verstand, den Charakter und die Seele des Sokrates verschönert. Er gieng zuweilen zur Aspasia, um sie zu studiren. Er flößte den Geschmack an denselben den Künstlern ein, und seine Schüler unterrichtete er darinn. Vermuthlich hatten Plato und Xenophon sie auch von ihm gelernt; aber Plato bey seiner ausgedehnten Imagination, gab ihnen einen erhabenen Charakter, und fügte zu ihrer Simplicität noch eine gewisse Größe hinzu. Xenophon hingegen ließ ihnen diese Süßigkeit, und diesen ungekünstelten Schmuck der Natur, wodurch sie bezaubern, ohne es zu wissen; wodurch sie den Gegenständen eine leichte Anmuth ertheilen, und gleichsam halbes Licht über sie verbreiten; wodurch sie uns, wenn wir sie gleich anfangs nicht deutlich gewahr werden, nach und nach einnehmen, sich der Seele stufenweise bemächtigen, und zuletzt die angenehmste unter allen Empfindungen zurück lassen; so ohngefähr, wie die Freundschaften, die anfangs nicht stürmisch oder heftig sind, sondern ohne Bewegung oder Erschütterung in die Seele dringen, sich mehr in der Gestalt des Glücks, als der Leidenschaft zeigen, und ihre unmerklichen Reize

um

um so viel mehr verstärken, je länger sie fortdauren (22).

Solche

22) Wenn man aus allen den Beyspielen, die Hr. Thomas anführt, die gemeinschaftlichen darinn enthaltenen Merkmaale abstrahiren wollte, so würde man vielleicht auf folgende allgemeine Sätze und Begriffe kommen. Ein Objekt, das wir darum schön nennen, weil es uns durch einen sanften und unmerklichen Eindruck gefällt, ist entweder körperlich oder geistig. Ist es körperlich, so legen wir ihm Reiz bey, und diese Art der Schönheit entsteht aus der Stellung der Theile eines Ganzen gegen einander, aus der ungezwungenen Verbindung, und besonders aus der sanften Bewegung derselben. Die ungezwungene Verbindung macht eigentlich die Anmuth aus; und die sanfte Bewegung ist so nothwendig, um den hier abgezweckten Effekt hervorzubringen, daß man deswegen auch den Reiz durch die Schönheit der Bewegung zu erklären pflegt. Ist das Objekt, welches uns wegen ähnlicher Wirkungen gefällt, geistig, so schreiben wir ihm Grazie zu, und sie besteht in dem Ausdruck einer im hohen Grade schönen Seele. Quintilian nannte diesen Ausdruck gratia, Plinius venustas, und Apelles venus. Sie kann nur bey ruhigen Subjekten angetroffen, und auch nur von einem ruhigen Geiste gedacht werden. Anfangs wirkt sie vielleicht schwach, aber in der Folge desto anhaltender. Feine Empfindungen, moralisches Gefühl und Geschmack müssen sich vereinigen, um sie zu bilden; und sie zeigt sich nicht allein durch Menschenfreundschaft, Unschuld und Simplicität in den Sitten, gefällige Würde, Munterkeit, Naivetät und andere unmittelbare Ausdrücke des Geistes, sondern auch in Gesichtszügen, im Ton der Stimme, Gang und Stellung. Daß Reiz und Grazie zuweilen in einem Subjekt beysammen seyn können, darf ich nicht besonders erinnern.

Solche Eindrücke machten ehedem die Schriften des Xenophon auf die Griechen. Er hat, wie Plato, eine Apologie des Sokrates geschrieben, und überdem noch vier Bücher über den Geist, den Charakter und die Grundsätze seines Lehrers. Diese sind eine wahre Lobrede, ob sie gleich die Form davon nicht haben. Plato ist unstreitig beredter: aber Xenophon nimmt uns stärker ein; der eine hat mehrere Erhabenheit und kühnere Zeichnung: in dem andern glaubt man den Sokrates selbst zu sehen, und der Maler verschwindet. Hätte Sokrates selbst die Werke seiner beyden Schüler lesen können, so würde er den einen vielleicht mehr bewundert, aber den andern gewiß zärtlicher geliebt haben.

Eben dieser Xenophon, der Athenienser und Panegyrist des Sokrates, hat auch eine Lobschrift auf einen König verfertigt. Dieser König war Agesilaus. Man weiß, daß derselbe in der Stadt gebohren war, wo die sonderbarste unter allen Staatsverfassungen der Natur eine neue Gestalt gegeben hatte; wo man Bürger war, ehe man Mensch wurde; wo auch das schwächere Geschlecht Größe besaß; wo das Gesetz keine andere Bedürfnisse übrig gelassen hatte, als solche, die von der Natur unzertrennlich waren, und keine andere Leidenschaften, als die sich auf das allgemeine Beste bezogen; wo die Weiber nur für den Staat Gattinnen und Mütter waren; wo man Ländereyen, und doch keine Ungleichheit; Geld und doch keinen Reichthum antraf; wo das Volk unumschränkt war,

ob es gleich zwey Könige hatte; wo die Könige bey den Armeen die höchste Gewalt hatten, sonst aber unter einer schrecklichen Aufsicht lebten; wo ein Senat, der aus alten Männern bestand, dem Volk zum Gegengewicht, und dem Fürsten zum Rathgeber diente; wo endlich jede Macht in einer mittlern Gleichheit erhalten, jede Tugend hingegen aufs äusserste getrieben wurde (23). Xenophon, der diese Regierung und diese Tugenden bewunderte, hatte den Angesilaus in Asien begleitet, als dieser Prinz daselbst Krieg führte und siegte. Er hatte Theil an seinen Siegen, und die genaueste Freundschaft verband den Philisophen und den König. Nachher machte er die Tugenden desselben, davon er Zeuge gewesen war, bekannt. Dieser Fürst hatte aus einem Empfindniß, das entweder viele Eitelkeit, oder viele Größe anzeigt, verboten, daß man ihm keine Ehrensäule aufrichten sollte.

Xeno-

(23) Schön wird der Leser vielleicht dieß zusammengedrängte Urtheil des Hr. Thomas über Sparta nennen, und darum doch nicht ganz damit zufrieden seyn. Ueber den Werth der Spartanischen Staatsverfassung ist schon genug geschrieben und gestritten worden; aber meistentheils betrachtete man die Sache zu einseitig. Muß man aufhören, Mensch zu seyn, wenn man Bürger wird? wie viel muß man von den Rechten der Menschheit abtreten, um das Wohlseyn der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern? Nachdem die Beantwortung dieser Frage ausfiele, würde sich auch der Werth von Lykurgs Gesetzgebung bestimmen lassen. Schöne Gedanken darüber findet man in des Hr. von Mably Anmerkungen über die Geschichte Griechenlandes.

Xenophon errichtete ihm ein weit dauerhafteres Denkmaal.

Seine Lobrede auf den Agesilaus besteht aus zwey Theilen. Der erste ist blos eine Art von historischer Erzählung. Der Redner geht alle große Handlungen dieses Fürsten durch; seine Kriege, seine Siege und die vornehmsten Begebenheiten seines Lebens. In der zweyten beschäftigt er sich mit den Eigenschaften seiner Seele. Er zeigt an ihm nach einander die Gerechtigkeit eines Staatsmanns, den Muth eines Helden, den Stolz eines Republikaners, die Fühlbarkeit eines Freundes, und besonders die Einfalt dieser alten Männer, welche große Dinge ohne Gepränge verrichteten, da man seitdem angefangen hat, kleine und zuweilen selbst verächtliche Handlungen mit Hochmuth zu verrichten. In dieser ganzen Lobschrift bemerkt man nicht die geringste rednerische Wendung. Es ist der simple Gang eines tugendhaften Mannes, welcher von der Tugend mit der sanften Empfindung spricht, die sie einflößt. Dieß ist überhaupt das Verdienst der Alten. Wir hingegen machen weit mehr Zurüstungen sowohl bey unsern Handlungen als in unsern Schriften. Sollte das daher kommen, weil wir um so viel mehr streben, groß zu scheinen, je weniger würkliche Größe wir haben? oder sollte die Ueppigkeit unserer Sitten sich auch unserm Verstande mitgetheilt, und uns den unschuldigen und reinen Geschmack an der Einfalt geraubt haben? oder sollte die größere Ungleichheit in den Monarchien, die unter den Classen der Menschen einen

merklichen Unterschied macht, und also mehr Verstellung, mehr Zwang, mehr Wünsche, anders zu scheinen, als man ist, einführt, auch zugleich unsern Manieren, unsern Sitten, und dem allgemeinen Schwunge unsers Geistes etwas Uebertriebenes mittheilen? oder sollte ein gleichgültiges und leichtsinniges Volk, welches vielleicht alles nur überhin betrachtet, und sich nirgends aufhält, nöthig haben, daß man ihm alle Gegenstände in einem stärkern Glanze zeigte, wenn es dieselben bemerken soll?

Wenn man unter unsern heutigen Schriftstellern einen mit dem Xenophon vergleichen könnte, so wäre es Fenelon. Beyde haben einerley Annehmlichkeit des Stils, einerley Reize, gleich tiefe Einsichten in die Politik, Liebe für die Gesetze und für die Menschen, einen ungezwungenen Geschmack an der Tugend, und diese sanfte Gemüthsart, welche das Zutrauen des Lesers gewinnt, und ihn überredet, ohne ihn zu ermüden. Wirklich finden sich Aehnlichkeiten unter dem Telemach, und der Cyropädie oder der Erziehung des Cyrus (24).

Viel-

(24) Wie leicht es doch dem Witz wird, Aehnlichkeiten anzutreffen, wenn er sich einmal vorgesetzt hat, welche zu finden! Fenelon war ein Mann von großem Geiste und vortreflichem Herzen; ich bewundere ihn: aber ihn, als Schriftsteller mit dem Xenophon zu vergleichen! den sententiösen, poetischen, gesuchten Ausdruck des einen neben dem planen, nachläßigen, und doch kraftvollen Stil des andern zu stellen! Hr. Thomas mag das bey seinen Landsleuten verantworten.

Vielleicht würde man so gar unter den Personen Aehnlichkeit finden. Zwar führte der Erzbischof von Cambrai keine Armeen an, wie der Philosoph von Athen; aber der eine war der Rathgeber und der Freund eines tugendhaften und strengen Königs von Sparta; der Herzog von Bourgogne, den der andere erzogen hatte, besaß beynahe eben den Charakter. Beyde mußten Widerwärtigkeiten erdulden, und beyde lebten ruhig an dem Ort ihrer Verbannung, und beschäftigten sich bis an ihren letzten Augenblick mit den drey angenehmsten Dingen des Lebens, mit der Tugend, der Freundschaft, und den Wissenschaften.

Man schätzt die großen Männer am wichtigsten, sagt Tacitus *), wenn sie am häufigsten sind. Diese schönen Zeiten in Griechenland, welche die Helden erzeugten, brachten auch eine Menge von Schriftstellern hervor, die ihre Handlungen erheben konnten. Cicero sagt uns im zweyten Buch des Redners, daß man zu seiner Zeit viele griechische Werke hatte, welche zum Lobe des Themistokles, Aristides, Epaminondas, Philipps und Alexanders geschrieben waren. Von diesen Denkmaalen ist jetzt nichts mehr übrig; aber wir haben ein vortreflicheres Werk, welches ihren Abgang völlig ersetzt.

Rufe mir die großen Männer hervor! ich will sie sehen, und mit ihnen reden! sagte

*) Iisdem temporibus optime aestimantur virtutes, quibus facillime gignuntur.

Tacit. Vit. Agric.

ein junger Prinz voller Enthusiasmus zu einer berühmten Zauberinn, welche in den Orient kam, um die Todten zu beschwören. Ein Weiser, der nicht weit von da war, und sein Leben in der Einsamkeit zubrachte, näherte sich ihm, und sagte: Ich will das ausrichten, was du verlangst. Hier, nimm dieß Buch; betrachte mit Aufmerksamkeit die Charaktere, die darinn geschildert sind; so wie du es lesen wirst, werden sich um dir herum die Schatten der großen Männer versammeln, und dich nie wieder verlassen. Dieß Buch waren die Parallelen berühmter Männer des Philosophen von Chäronea. In der That ist in demselben das ganze Alterthum aufgestellt. Jeder Mensch erscheint darinn mit seinem Genie, und den Talenten oder Tugenden, die auf das Schicksal der Völker einen Einfluß gehabt haben. Geburt, Erziehung, Sitten, Grundsätze, die entweder aus dem Charakter folgen, oder ihm widersprechen; ein Zusammenfluß vieler großen Männer, die sich durch gegenseitiges Reiben entwickeln; einzelne große Männer, die außer dem Wege der Natur, in Zeiten der Schwäche und Trägheit geworfen zu seyn scheinen; Kampf eines großen Charakters wider die verdorbenen Sitten eines Volks, welches im Verfall geräth; schleunige Entwickelung eines entstehenden Volks, dem ein Mann von Genie seine Stärke mittheilt; Bewegungen, welche die Nationen durch Gesetze, durch Eroberungen, durch Beredsamkeit erhalten; große Tugenden, die immer seltener gefunden werden als Talente; und einige

nige darunter heftig und stark, andere still und überlegt; Entwürfe, die bald durch tiefes Nachdenken ersonnen, und erst durch die Zeit zur Reife gebracht waren, bald zugleich eingegeben, gefaßt, und mit der Heftigkeit ausgeführt wurden, welche alles umstürzt, weil sie der Ueberlegung keine Zeit läßt, etwas voraus zu sehen; endlich glänzende Beyspiele im Leben, und merkwürdige, aber fast allemal gewaltsame Arten des Todes. Denn zu Folge eines unwiderruflichen Gesetzes, erzeugt das Betragen der Menschen, die alles erschüttern, einen eben so starken Widerstand bey denjenigen, die sie umgeben. Sie würken auf die Welt, und die Welt wirkt auf sie; und hinter dem Ruhme versteckt sich fast immer Landesverweisung, Schwerdt oder Gift — so ohngefehr ist das Gemählde beschaffen, welches uns Plutarch darstellt.

Sein Stil und seine Manier ist bekannt. Es ist der Vortrag eines Greises, der Vernunft besitzt, und an das Schauspiel der menschlichen Begebenheiten gewöhnt ist; der sich weder erhitzen noch verblenden läßt; der mit Ruhe bewundert, und ohne Unwillen tadelt.

Sein Gang ist gemäßigt und nie übereilt. Wie ein stiller Fluß, hält er seinen Lauf zurück, und umkreiset langsam eine weite Gegend. Er streuet ruhig, und gleichsam von ohngefehr, alles auf seinem Wege aus, was sein Gedächtniß ihm darbietet. Allenthalben unterhält er sich mit seinem Leser. Er ist der griechische Montagne; aber er

hat nicht die kühne Art, seine Ideen zu malen, auch nicht die Imagination des Stils, worinn selbst wenige Dichter dem Montagne gleichkommen. Dies ausgenommen, fesselt er uns eben so stark wie dieser, ohne daß er sich darum zu bemühen scheint.

Besonders versteht er die große Kunst, die Menschen aus kleinen Umständen kennen zu lehren. Er giebt uns nicht die glänzenden Schilderungen, dazu Sallust zuerst die Muster lieferte, und welche nachher der Cardinal von Retz durch seine Schriften in Frankreich so allgemein eingeführt hat. Er macht es besser; er schildert durch Handlungen. Man glaubt, alle diese große Männer handeln und sprechen zu sehen. Alle seine Gemählde sind wahr und haben die genauen Verhältnisse der Natur.

Es giebt Kenner, welche dafür halten, daß alle Lobschriften in diesem Geschmack abgefaßt seyn sollten. Man würde, sagen sie, vielleicht nicht so sehr blenden: aber die Leser würden zufriedener seyn; und man muß zuweilen die Bewunderung der Achtung aufopfern können.

Unter den griechischen Schriftstellern, welche Lobschriften verfertiget haben, vermuthet man wohl nicht Lucians Namen zu finden. Seine feine Satiren haben ihn viel bekannter gemacht. Er ist der Swift der Griechen (25). Seine Eltern hatten ihn

(25) Noch eine verunglückte Parallele! Der lustige, lachende, feine Spötter und Menschenkenner, Lucian, sollte mit dem heftigen, finstern, bittern Menschenfeinde Swift aus einerley Stoff gebildet seyn! das mag Hr. Thomas bey den Engländern verantwor-

ihn bestimmt, Bildhauer zu werden; und darinn glich er dem Sokrates. Aber dieser arbeitete eine Zeitlang, und verfertigte so gar drey Grazien, die lange merkwürdig blieben, so wohl weil sie bekleidet waren, als auch weil sie vom Sokrates herrühreten. Lucians Lehrjahre waren viel kürzer. Er hatte das Glück, sehr schnell einen marmornen Tisch zu zerbrechen. Dieser Zufall zog ihm Verdrießlichkeiten zu, und brachte ihn zur Philosophie und zu den Wissenschaften zurück. Er hatte das Gefühl des Lächerlichen, welches von einem biegsamen und feinen Witze abhängt, und die Art von leichter Spötterey, welche besonders die Contraste aufsucht, indem sie entweder bey Kleinigkeiten eine große Idee oder bey wichtigern Objekten einen kleinen Einfall aufstellt. Aus dieser Verbindung oder Contrastirung entsteht das Lächerliche, welches Völker, die noch in der Einfalt leben, nicht kennen, und Völker, die einen großen Charakter haben, verachten, aber welches bey allen Nationen in der Epoche angetroffen wird, da die Laster sich mit Annehmlichkeiten vermischen, und da der Witz, weil er nicht viel großes zu beobachten hat, aus Langerweile desto mehr Ideen von Kleinigkeiten sammlet. Mit diesem Talent übte Lucian das Richteramt über sein Jahrhundert aus. Zu seinem Witz hatten Sokrates und Aristophanes

antworten. Den Lucian hat er sehr richtig geschildert, aber den Swift vielleicht nicht genug gekannt.

den Stof hergegeben, und er brachte in kurzen und dialogirten Werken Götter, Menschen, Redner, Buhlerinnen und Philosophen auf die Bühne. Er griff, wie Bruyere, die Laster und die Thorheiten seiner Zeit an; aber er hatte nicht so viel Stärke und Heftigkeit, sondern vielmehr den blühenden Witz, den nachher Fontenelle besaß, und diesen übertraf er wieder an Kühnheit und Laune; überhaupt aber verband er durchgängig Philosophie und Leichtigkeit, Satire und Anmuth mit einander.

Unter der Menge seiner Werke ist auch eine Lobschrift auf den Demosthenes, welche bemerkt zu werden verdient. Lucian ist in derselben, so wie in allen seinen Schriften, original und beissend. Er bindet sich nicht an die Formen der Lobschriften. Sein Wahlspruch ist, wie er selbst sagt, der, daß er niemand nachahmt. Der erste Theil ist eine Erzählung. Lucian begegnet auf einem Spaziergange einem Dichter, der an einem Lobe des Homer arbeitete. Er hingegen dachte auf eine Lobschrift für den Demosthenes. Das Gespräch fängt an. Indem jeder von demjenigen redet, den er loben will, so ist schon ein Theil des Lobes gemacht. Das übrige ist ein Dialog zwischen dem Tyrannen von Macedonien, Antipater, und einem Officier, den er abgeschickt hatte, um sich des Demosthenes zu bemächtigen. Der Officier erzählt ihm, daß Demosthenes, weil er ihm nicht in die Hände fallen wollte, sich in einem Tempel ver-

vergiftet habe. Darauf kann Antipater, so sehr er diesen großen Mann hassete, sich nicht entbrechen, ihn zu loben. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie das Laster hier der Tugend huldiget, und wie der freye Mann, der dem Tyrannen entwischt war, von dem Tyrannen selbst gerühmt wird.

Die letzten Reden des Demosthenes mit dem Officier, der ihn bewegen wollte, an den Hof seines Herrn zu kommen, zeugen von der Art der Beredsamkeit, die mehr aus dem Herzen als aus dem Verstande entsteht. Sie betreffen die Freyheit, die Knechtschaft, die Schande, seinen Unterhalt von einem Feinde des Vaterlandes anzunehmen, den Schimpf, womit er Athen belegen würde, wenn er der Freyheit entsagte, und sich noch in seinem Alter in die Sklaverey begäbe. „Nichtswürdiger!“ sagt er, „du schlägst mir vor, von dei„nem Herrn das Leben anzunehmen! Wenn ich le„ben soll, wenn die Tage des Demosthenes erhal„ten werden sollen, so will ich meine Erhaltung nie„manden zu danken haben, als meinem Vaterlande; „den Flotten, die ich auf meine Kosten bewafne„te; den Festungen, die ich aufführte; dem Gol„de, das ich meinen Mitbürgern vorstreckte; der „Freyheit, die ich vertheidigte; den Gesetzen, die „ich wieder in Ansehn brachte; dem heiligen Schutz„geist unserer Gesetzgeber; den Tugenden unserer „Vorfahren; der Liebe meiner Mitbürger, die mich „mehr denn einmal gekrönt haben; dem ganzen

„Grie-

„Griechenlande, daß ich bis auf meinen letzten „Athemzug gerächet habe; das müssen meine Ver„theidiger seyn! Und wenn ich in meinem Alter „verurtheilt werde, ein trauriges Leben auf Ko„sten anderer zu führen, so geschehe es auf Kosten „der Gefangenen, die ich loskaufte; der Väter, de„ren Töchter ich ausstattete; der dürftigen Bür„ger, deren Schulden ich bezahlte.“ Nur diesen allein will Demosthenes Verbindlichkeit haben. Können sie nichts für mich ausrichten, so wähle ich den Tod! „Höre also auf, mich zu verführen u. s. w.“ Nachher sehe ich mit Vergnügen den mitleidigen Unwillen, mit dem er den Hofmann betrachtet, welcher glaubte, daß er ohne Vertheidigung sey, weil er weder Waffen, noch Soldaten, noch Verschanzungen um sich habe; als wenn der Muth nicht die sicherste Vertheidung für einen großen Mann wäre. Antipater bewundert das, was ihm erzählt wird. Es scheint, als wenn beym Anblick eines freyen Mannes seine Seele sich erhöbe. Zuletzt sagt er, daß er den Körper des Demosthenes nach Athen zurück schicken will, und daß sein Grab eine größere Zierde für sein Vaterland seyn wird, als das Grabmaal derjenigen, die bey Marathon geblieben waren.

Dieß ist ohngefähr die Idee und der Plan dieser Lobschrift. Die erste Hälfte ist voll von den Annehmlichkeiten, durch welche sich fast alle Werke Lucians auszeichnen; die zweyte ist voller Größe. Sie ist der schönsten griechischen Zeiten wür-

würdig. Man könnte sagen, daß Lucian den Ton des Demosthenes angenommen habe, um ihn zu loben. Ob Griechenland damals gleich unter der Herrschaft der Römer stand, so erinnerte man sich doch noch der Gesinnungen, welche die alte Freyheit einflößte; und wenn die Beredsamkeit eine edle Seele antraf, so erneuerte sie in ihr die Ideen aus den Zeiten des Miltiades und Perikles. Hat es doch unter dem Pöbel des heutigen Roms auch Zeiten gegeben, wo man Spuren von der Nachkommenschaft der Scipionen angetroffen hat.

Zehn-

Zehntes Capitel.

Von den Römern. Von ihren Lobreden zu den Zeiten der Republik. Vom Cicero.

Wenn wir von den Griechen zu den Römern übergehen, so empfinden wir fast eben dasjenige, was ein Reisender empfindet, der sich zuerst in den Inseln des griechischen Meers und in dem wollüstigen Clima des alten Joniens aufhielt, und dann plötzlich mitten auf die Alpen oder Apenninen versetzt wird, von welchen er einen weiten Gesichtskreiß, und eine Seite der Natur entdeckt, die vielleicht majestätischer und größer ist, aber nicht unter einem so reinen Himmel liegt, und nicht die lebhaften und leichten Eindrücke hervorbringt, die unter dem sanftern und gemäßigten griechischen Himmel auf seine Sinne wirkten. In Rom war alles ernsthaft, langsam, und finster. Die Römer waren fünfhundert Jahre lang mehr disciplinirte Räuber, als Menschen von Genie; und hatten diese ganze Zeit hindurch weder Künste noch Geschmack, noch Gefühl, noch Einbildungskraft, noch Beredsamkeit. Sie entlehnten alles, so gar ihre Irrthümer. Die Griechen aus Sicilien, Calabrien, und Campanien gaben ihnen ihre Gottheiten, ihre Fabeln, ihr Alphabet

phabet und die Züge ihrer Buchstaben; die Hetrurier ihren Aberglauben, ihre Weissagungen, und ihre Fechterkämpfe; Athen, Sparta und Creta ihre Gesetze der zwölf Tafeln; Toskanische und Samnitische Künstler ihre plumpe Tempel und ihre Götter von Holz oder gebrannter Erde; die Völker und die Könige, welche sie nach und nach bezwangen, die Form ihrer Waffen, und die Art anzugreifen und sich zu vertheidigen. Wie sie ihre Eroberungen erweiterten, plünderten sie zwar die Denkmaale der Künste, verstanden aber nicht, sie nachzuahmen. Sie hatten schon eine Menge von Statüen aus Hetrurien, Großgriechenland und Macedonien weggeführt; sie hatten Corinth und Athen geplündert; sie hatten alle Schätze der Künste, welche die Religion, das Genie und der Geiz seit sechshundert Jahren zu Delphos sammelten, geraubt und nach Rom gebracht; und doch war noch kein römischer Künstler geboren. Wie die Tartarn, die funfzehnhundert Jahre nachher China unterjochten, oder vielmehr, wie die Troßknechte, die in einer durch Sturm eroberten Stadt alles plündern, und den folgenden Tag mit der Beute geziert, ein lächerliches Gemische von seltsamer Pracht und wirklicher Armuth machen; so mußten die Römer, bey allem ihren Ruhm, den Griechen Mitleiden erwecken, ehe die Ueberwundenen ihre Ueberwinder unterrichteten und verfeinerten. Auch in der Folge wurden alle bildende Künste in Rom, doch nur von den Griechen mit Glück ausgeübt. Griechen mußten ihre Tempel, ihre Gallerien, ihr

Tri-

Triumphbogen aufführen; Griechen mußten die Mauren ihrer Paläste mit Gemählden schmücken. Auch die schönen Wissenschaften erhielten sie von eben diesen Griechen, und waren überhaupt ihre Schüler, ihre Bewunderer, und ihre Tyrannen.

Ihre Sprache, die aus der alten Toskanischen abstammete, und aus rauhen und harten Tönen bestand, hatte anfangs weder Mannigfaltigkeit, noch Bestimmtheit, noch Wohlklang. Die Sprache ist das Gemählde des Lebens; sie ist die Sammlung aller Ideen eines Volks, welche sich durch Töne offenbaren. Nun konnten die Römer, die in den ersten Zeiten unter dem Pfluge und den Waffen lebten, keine große Anzahl von Ideen erlangen, also auch nicht Ausdrücke zu ihrer Bezeichnung erschaffen. Bey ihrer armen und finstern Lebensart konnten sie die Menge von mannigfaltigen und zarten Empfindungen nicht haben, welche durch die Sinne, vermittelst einer leichten Berührung, in die Seele dringen, und dann die Sprachen bereichern. Da sie keinen Begrif vom gesellschaftlichen Umgange hatten, welcher nur erst die Frucht der Muße und des Wohllebens ist, so fehlte es ihnen auch an der Menge von Empfindnissen und Ideen, die daher entspringen, und an den feinen Schattirungen, die zum Ausdrucke derselben dienen. Da sie endlich nicht an das Nachdenken gewöhnt waren, so mußte ihnen auch der Theil der Sprache, welcher abstrakte Ideen bezeichnet, fast ganz unbekannt seyn.

Philo-

Philosophen und Dichter müssen sich vereinigen, wenn eine Sprache vollkommen werden soll. Von den Philosophen erhält sie die Allgemeinheit der Zeichen, wodurch eine Sprache das Gemählde der Welt wird; die Bestimmtheit, welche alle Verhältnisse und Unterschiede der Objekte genau anzeigt; die Feinheit, vermittelst welcher die Handlungen, die Leidenschaften und die Bewegungen, in allen Theilen ihres Fortgangs unterschieden werden; die Analogie, welche die Worte so von einander herleitet, wie die Ideen selbst in den Gedanken abstammen, oder die Gegenstände in der Natur an einander gränzen; die Anordnung, welche die Ausdrücke so verbindet, daß dadurch über die Verbindung in den Ideen Licht verbreitet wird; und endlich die Regelmäßigkeit, welche, so wie in einem Plan zur Gesetzgebung, alles umfaßt, und allenthalben einerley Grundsätze und Vorschriften befolgt. Die Dichter hingegen ertheilen der Sprache Glanz, Bewegung und Leben; sie bemerken den Gang der Affekten, und theilen auch den Worten den Ton des Affekts mit; sie beobachten in der Natur alles, was angenehme oder starke Eindrücke macht, und tragen dann auf die Sprache diese Schönheiten oder diese Eindrücke über; sie geben durch sinnliche Vorstellungen jeder Idee einen Körper, unbeweglichen und langsamen Zeichen Beweglichkeit und Schnelligkeit, abstrakten Ausdrücken Glanz, und Begriffen, die blos geistig sind, Beziehungen auf alle Sinne. Daher sollten die Philosophen das Gebäude der Sprachen aufführen,

den Grund dazu legen, die Proportionen und die Höhe desselben abzeichnen; die Dichter aber sollten es auszieren und malen. Durch eine solche Zusammenstimmung von Dichtern und Philosophen erhielt die griechische Sprache ihre Vollkommenheit und ihre Schönheit. Selbst die Künstler dieser Nation gewöhnten sie, aufmerksamer auf die Natur zu seyn, und sowohl den Grad der Nachahmung, als die Wahl der Objekte richtig zu beurtheilen, und trugen dadurch vielleicht etwas bey, ihre Ideen sowohl als ihre Sprache zu bereichern. Aber den Römern fehlte es sechshundert Jahre lang an aller Unterstützung. Es ist daher nicht zu bewundern, daß die Beredsamkeit, die so ganz von der Vollkommenheit der Sprache abhängt, und die selbst in Griechenland erst allen andern Künsten folgte, so spät in Rom empor kam. Ohngeachtet der Stürme, welche die Freyheit erregte, der wichtigen Staatsangelegenheiten, und des Vergnügens, durch die Stimme eines freyen Volks zu regieren, ist doch Cato der erste Redner, den man anführen kann; und auch er ist noch steif und rauh. Unter zwey bis dreyhundert Rednern, die zu verschiedenen Zeiten in Rom auftraten, waren doch in ganzen Jahrhunderten kaum einer oder zween, die man für beredt halten könnte. So gar hatten wenige nur das Verdienst, mit Reinigkeit sich in ihrer Sprache auszudrücken. Die Größe dieses Reichs, welches unaufhörlich anwuchs; diese Stadt, die alles verschlang, und Könige und Völker in sich faßte; diese Feldherrn und diese Soldaten, die nur an

Er-

Eroberung oder an Regierung der Länder dachten, und immer in Asien, Europa und Afrika herumschwärmten; alles das waren Hindernisse, daß die römische Sprache keine Gleichheit in ihrem Charakter annahm oder behielt. Vielleicht mochte auch die Leichtigkeit, mit der die Römer von den Griechen alles entlehnen konnten, was ihnen am System ihrer Sprache und ihrer Ideen fehlte, ihren Fleiß schwächen, und etwas beytragen, sie zu blossen Nachahmern zu machen. Sie behandelten die Sprache und die Künste als einen Gegenstand der Eroberungen, und maßten sich alles an, ohne etwas zu erschaffen.

Indessen wurden doch die Hauptzüge in der Sprache dieses Volks, weil es unter Kriegen lebte, Stolz und Kürze; weil es Königen Befehle gab, eine gewisse Pracht; weil es die Angelegenheiten der Welt entschied, Ernst und Würde; weil es frey lebte, und von lauter starken und muthigen Leidenschaften bedeckt wurde, Nachdruck und Feuer: und als diese Sprache sich mit griechischem Raube bereicherte, als die Sieger in den besiegten Ländern Regeln, Lehrer und Muster fanden, und als die Reichthümer der Welt mit der Feinheit und dem bequemern Leben, welches sie einführten, zugleich den Geschmack hervorbrachten: so stieg die Beredsamkeit zur grösten Höhe, und Rom konnte seinen Cicero dem Demosthenes, seinen Cäsar dem Perikles, und seinen Hortensius dem Aeschines entgegen setzen.

Schon lange vor diesem Zeitpunkt hatten die Römer die Gewohnheit, ihre großen Männer zu loben. Sie verehrten ihre Götter unter Strohdächern, und feyerten das Andenken ihrer Helden in der Sprache des Landmanns und des Soldaten. Von den ersten Zeiten an, sang man bey den Mahlzeiten Loblieder auf berühmte Bürger. Dieß waren gleichsam kriegerische Hymnen, und die Lehren der Tapferkeit mischten sich unter die Vergnügungen der Tafel. Der alte Cato redete davon in dem Werk, welches er Origenes nannte: und Cicero in seinem Buche von den Rednern scheint den Verlust dieser alten Denkmaale zu bedauren *).

Eben so alt war auch der Gebrauch, Lobreden auf die Verstorbenen zu halten; aber er war anfangs eine Belohnung. Im Dionysius von Halikarnaß findet man, daß der Sohn des Appius sich bey den Consuln und Tribunen die Erlaubniß ausbat, vor dem Volk eine Rede zum Andenken seines Vaters halten zu dürfen, und Dio Cassius erzählt von einem angesehenen Bürger, daß nach seinem Tode der Senat den Schluß gefaßt habe, ihn mit einer Statue, und einer öffentlichen Lobrede zu beehren. Aus diesen Stellen erhellet,

*) Vtinam exstarent illa carmina, quae multis seculis ante suam aetatem in epulis esse cantitata a singulis conuiuis, de clarorum virorum laudibus, in *originibus* scriptum reliquit Cato.

Cic. de clar. Orat. 75.

hellet, daß es nicht erlaubt war, alle Todten ohne Unterschied zu loben. Man rühmte große Handlungen oder Tugenden, aber nicht Titel: und der Patricier, bey dem ein vornehmer Mann sein ganzes Verdienst war, hatte weiter nichts zu erwarten, als Verachtung im Leben und Vergessenheit nach dem Tode. Diese Lobreden hielt gemeiniglich ein Bürger aus der Familie; zuweilen aber auch ein Glied des Senats. Alsdenn stieg gleichsam das Vaterland selbst auf den Rednerstuhl, um seine Erkenntlichkeit auszudrücken. Die erste Lobrede von dieser Art in Rom war die auf den Brutus, der die Tyrannen vertrieben hatte.

In der Folge verlor dieser Gebrauch seine Würde. Die Familien, die eben sowohl ihren Stolz haben, als einzelne Menschen, bewarben sich in die Wette um Lobreden für die Todten, um dadurch zugleich die Lebenden berühmt zu machen. Diese Ehre wurde bald gemein, und Schmeicheley und Lügen befleckten dieselbe. Man übertrieb das Gute; man verhehlte das Böse; man gab Handlungen vor, die niemals verrichtet waren; man verfertigte falsche Geschlechtsregister; und man schlich sich, durch Hülfe der Aehnlichkeit in den Namen, in fremde Familien ein. So gemein ist zu allen Zeiten die Sucht gewesen, sich durch Dinge zu erheben, die nicht mehr vorhanden sind, und einen Namen für ein Verdienst anzurechnen! Cicero, der uns diese Nachrichten umständlich ertheilt, beklagt zugleich, daß diese Lobreden Verwirrung

und Dunkelheit in die Geschichte eingeführt haben *). Zu seinen Zeiten hatte man noch viele von diesen Reden. Die Familien bewahrten sie, als Beweise ihres Adels, auf; und die wachsame Eitelkeit überlieferte oft der Faulheit diese Beylagen des Hochmuths. Jetzt sind diese Denkmaale insgesammt verlohren. Von so vielen tausenden, von denen der römische Rednerstuhl erschallte, haben wir nur noch einen einzigen Gedanken aus der Lobrede auf den Scipio, der Carthago zerstörte. Der Redner, wie uns Cicero sagt, „dankte den Göttern, daß Scipio in Rom, und in keinem andern „Lande geboren wäre, weil der Staat, dessen Bürger Scipio war, die Herrschaft der Welt hätte „erhalten müssen.“ Dieser Gedanke ist groß, und mußte noch größer in dem Munde des Redners scheinen, der ein Sohn vom Paul Aemil war.

Ich übergehe die andern Zeiten, um zum Cicero selbst zu kommen. Was von diesem großen Manne gesagt worden ist, will ich nicht wiederholen.

*) Nisi quem nonnullae mortuorum laudationes forte delectant: et hercules! hae quidem exstant. Ipsae enim familiae sua quasi ornamenta ac monumenta seruabant, et ad vsum, si quis eiusdem generis occidisset, et ad memoriam laudum domesticarum, et ad illustrandam nobilitatem suam. Quanquam his laudationibus historia rerum nostrarum est facta mendosior. Multa enim scripta sunt in eis, quae facta non sunt, falsi triumphi, plures consulatus, genera etiam falsa, et a plebe transitiones, quum homines humiliores in alienum eiusdem nominis genus infunderentur.

Cic. de cl. Orat. 61. 62.

len. Ob er gleich aus niedrigem Stande war, so erhob er sich doch durch sein Genie zum Range des Pompejus, Cäsar und Cato. Er regierte und rettete Rom, war tugendhaft in einem Jahrhunderte voller Laster, vertheidigte die Gesetze in der Anarchie, und blieb ein Republikaner unter den Großen, die sich das Recht streitig machten, die Republik zu unterdrücken. Sein Ruhm bestand darin, daß alle Feinde des Staats auch die seinigen waren. Er lebte unter Unruhen, Arbeiten, Glück und Widerwärtigkeiten. Endlich, nachdem er sechzig Jahre hindurch Privatpersonen und den Staat vertheidigt, Tyrannen widerstanden, und mitten unter den Geschäften sich mit der Philosophie, der Beredsamkeit und den Wissenschaften unterhalten hatte, kam er um. Ein Mensch, dessen Beschützer und Vater er gewesen war, verkaufte sein Blut; ein Mensch, dem er das Leben gerettet hatte, wurde sein Mörder. Drey hundert Jahre nachher stellte ein Kaiser *) sein Bild in einem häuslichen Tempel auf, und verehrte ihn neben den Göttern.

In seinem Leben bemühte er sich nicht so sehr, große Männer zu loben, als sie nachzuahmen; und doch beschäftigte er sich mit dem Lobe fast aller berühmten Männer seines Zeitalters. Sein erstes Werk war ein Lobgedicht auf den Marius. Dieser Landmann von Arpinum, der sieben mal den ersten Platz der Welt bekleidete, war freylich kein Mu-

*) Alexander Severus.

ster der Tugend für den Cicero. Aber ein Römer konnte seine Tugenden und Talente, und ein Republikaner den festen Muth loben, der es wagte, allen römischen Großen die Spitze zu bieten, der ihnen kühn ihre Weichlichkeit und Verschlimmerung vorwarf, der auf seine niedrige Herkunft eben so stolz war, als sie auf ihre Ahnen, der in einem gesitteten Zeitalter seine Unwissenheit gestand, und zugab, daß er weiter nichts gelernt habe, als Schlachten liefern und siegen, der seine Triumphe in Afrika, und über die vier hundert tausend Teutonen oder Cimbern, die er in Italien oder Gallien geschlagen hatte, den Tafeln, den Köchen und dem Gepränge der römischen Patricier entgegen stellte. Ueberdem muß man noch bemerken, daß dies Lobgedicht noch vor den bürgerlichen Kriegen des Marius verfertigt war, und daß Cicero es in einem Alter schrieb, in dem man an den Charakteren nichts mehr bewundert, als Thätigkeit, und die Menschen mehr nach der Größe der Wirkungen, als nach der Größe der Beweggungsgründe beurtheilt.

Die Rede für das Manilische Gesetz ist fast von Anfang bis zu Ende ein Panegyricus auf den Pompejus. Es war damals ein Unglück für Rom, daß es Mitbürger hatte, die mächtiger waren, als der Staat. Das Gleichgewicht der Gewalt war zernichtet, und eine kleine Anzahl von Menschen theilten unter sich Armeen und Welt. Aber wenigstens beobachteten sie äußerlich doch noch den Anstand, und baten um dasjenige, was sie mit Gewalt

walt hätten fodern können. In einer solchen Lage lobte Cicero den Pompejus, um ihm die Befehlshaberschaft im Kriege wider den Mithridat auszuwirken. Vieleicht wäre es besser gewesen, einen Bürger nicht noch mächtiger zu machen, der wegen seiner gar zu großen Macht so schon Verdacht auf sich geladen hatte. Aber Cicero war, ohngeachtet seines Genies, zuweilen mehr Redner als Staatsmann.

Noch verdrießlicher ist es, in den Werken dieses großen Mannes die Rede auf den Marcell zu finden, welche meistentheils aus einem Lobe Cäsars besteht, nachdem er Rom schon bezwungen hatte. Cäsar, der Mörder eines Theils der Nation, und der Tyrann des andern, ließ auf eben die Art Verzeihung wiederfahren, als wenn er ein rechtmäßiger König gewesen wäre, welcher Rebellen bekämpft hätte. Der Redner rühmt besonders seine Gnade. Traurig ist es, daß derjenige, der sich in Rom, zu den Zeiten der Freyheit, den Zunamen als Vater des Vaterlandes erworben hatte, siebzehn Jahre nachher genöthigt wurde, den Unterdrücker des Vaterlandes zu loben. Wenn er seine Denkungsart und seinen Ruhm dem Vortheil Roms aufopferte, so muß man ihn bewundern; wenn er sich vor dem Cäsar fürchtete, so muß man ihn entschuldigen und beklagen. Daß seine Seele noch nicht sklavisch geworden war, davon ist die Lobschrift auf den Cato, die er zu eben der Zeit aufsetzte, ein Beweis.

Man wundert sich zuweilen, daß der nehmliche Mann, der den Zerstörer der römischen Freyheit gelobet hatte, den Muth besaß, den Cato, der

doch der Rächer und Märtyrer der Freyheit war, zu loben. Es giebt unbestimmte Charaktere, in denen eine Mischung von Größe und Schwachheit angetroffen wird, und zu diesen hat man auch den Cicero zuweilen gerechnet. Er war tugendhaft, sagt man, aber behutsam; bald hatte die Tapferkeit bey ihm das Uebergewicht, bald die Kleinmuth; er liebte das Vaterland, aber er fürchtete die Gefahr; er besaß mehr Erhabenheit, als Stärke; und wenn er Standhaftigkeit hatte, so floß sie mehr aus der Einbildungskraft als aus dem Herzen. Auch fügt man hinzu, daß sein Charakter schwach war, und daß seine Größe blos seinem Nachdenken zuzuschreiben ist. Er verglich den Ruhm mit dem Leben, und die Pflicht mit der Gefahr. Alsdenn brachte er seine Herzhaftigkeit in ein System; seine Rechtschaffenheit wurde Muth, und sein Geist setzte sein Herz in Thätigkeit. Bey allen dem ist es doch unstreitig, daß Cicero selbst unter dem Cäsar öffentlich dem Vaterlande und der alten Verfassung ergeben war. Seine Freunde suchten ihn von der Lobrede des Cato abzurathen, oder wollten ihn wenigstens bewegen, sie zu mildern. Aber er that es nicht. Doch sieht man aus einem von seinen Briefen, daß er die ganze Schwierigkeit des Unternehmens kannte. Wenn man, sagte er, das Lob des Cato schreiben will, so hat man ein Problem vom Archimedes aufzulösen*).

Wir

*) De Catone problema ἀρχιμηδειον est. Non assequar, vt scribam, quod tui conuiuae non modo libenter, sed etiam aequo animo legere possint.

ad Attic. 12. 4.

Wir können nicht urtheilen, wie er es auflöste; wir wissen blos, daß das Werk vielen Beyfall erhielt. Tacitus meldet: daß Cicero in dieser Schrift den Cato bis zum Himmel erhoben habe*). Kurz nachher erschienen noch zwey andere Schriften über die nehmliche Materie. Die eine verfertigte Fabius Gallus, von dem wir nicht viel wissen (26). Die andere war vom Brutus. Dieser verdiente unter allen dreyen, wo nicht durch sein Genie, doch durch seinen Charakter, am ersten, Lobredner des Cato zu seyn. Er war in seinem Schooße erzogen, in den strengen Grundsätzen der nämlichen Secte unterrichtet, voller Schwärmerey für die Freyheit, voller Begeisterung für das Vaterland, und ein eifriger und unversöhnlicher Feind von allen Arten der Unterdrückung; die ganze Seele des Cato lebte im Brutus. Bey dieser Stärke des Charakters mußte seine Beredsamkeit stolz und nachdrücklich seyn.

Daher

*) M. Ciceronis libro, quo Catonem coelo aequavit etc.

Tacit. Annal. 4. 34.

(26) Daß Fabius Gallus ein Freund des Cicero war, davon zeugen seine Briefe an ihn B. 7. Br. 23. 24.; imgleichen das vortheilhafte Urtheil desselben B. 2. Br. 14. Marco Fabio, viro optimo et homine doctissimo familiarissime utor, mirificeque eum diligo, cum propter summum ejus ingenium summamque doctrinam, tum propter singularem modestiam. Er verdiente eine Stelle in Salsters Memoriis obscuris clarissimorum quorundam ingeniorum apud veteres Romanos, wo er übergangen ist.

Daher urtheilte er auch, daß es dem Cicero an Nieren fehlte, um mich seines Ausdrucks zu bedienen *). Vermuthlich waren beyde Lobschriften eben so verschieden, als beyde Männer. Cäsar sagte, er habe sich durch das wiederholte Lesen von dem Cato des erstern, mehr Reichthum gesammelt; aber nachdem er den Cato des Brutus gelesen habe, habe er sich selbst für beredt gehalten.

Sylla oder Octavius würden das Lob ihres Feindes durch eine Verbannung vergolten haben; Cäsar vergalt es als ein Gelehrter und Redner. Der Sieger von Pharsalus verfertigte zwey Reden, die er Anti-Cato nannte (27). Er redete darin mit der größten Achtung von Cicero, dessen Bewunderer und Nebenbuhler er war, und für dessen Freund er sich ausgab. Dieser litterarische Streit setzte Rom in Bewegung. Jeder nahm Parthey; und die Tugenden des Cato, des größten Mannes seiner Zeiten, wurden die Materie des Gesprächs einer verderbten und sklavischen Stadt.

Endlich setzte Cäsars Tod den Geist des Cicero wieder in Thätigkeit. Bey seinem Charakter konnte er

*) Fractum et elumbem.

(27) Cäsars Anti-Catonen sind der von Cicero verfertigten Lobschrift auf den Cato von Utica entgegengesetzt. Das sagt Cicero selbst Topic. 25., und Plutarch bestätigt es im Leben des Cäsars. Brutus vertheidigte in seiner Lobrede den Cato gegen den Cäsar, und ihn widerlegte Augustus, wie Sueton in dessen Leben, Cap. 85. berichtet, in einer wider den Cato abgefaßten Schrift. S. Fabr. lat. Bibl. nach Hrn. D. Ernesti Ausg. B. I. S. 269.

er keinen Herrn leiden, und noch weniger subalternen Tyrannen gehorchen. Die philippischen Reden, die er damals verfertigte, sind voll von den Gesinnungen des edeldenkenden alten und großen Mannes. Unter diesen Reden befinden sich auch zwey, welche eine Art von Lob enthalten. Die erste ist dem Sulpicius gewidmet, einem Rechtsgelehrten, Redner, eifrigen Republikaner, und tugendhaften Mann, in einer Zeit, wo Tugend zu Rom Aufsehen erregte. Der ehrgeizige und räuberische Antonius, der nach Cäsars Tode sich aufdringen und die Herrschaft anmaßen wollte, so wie ein Kammerdiener sich das Kleid seines Herrn zueignet, belagerte damals Modena. Der Senat sandte den Sulpicius an ihn; und dieser durch Krankheit und Alter entkräftete Bürger starb während der Gesandschaft. Cicero, der in der neunten philippischen Rede seine Verdienste erzählt, giebt den Rath, ihm eine Ehrensäule mit einer Inschrift zu errichten, woraus die Nachwelt ersehen könne, daß er für den Staat gestorben sey. So dachte man in diesen Ländern und Zeiten.

Die zweyte Rede ist sehr kurz, aber schön, und wurde auf die Soldaten gehalten, die für Rom und die Freyheit wider den Antonius kämpften und starben. „Glücklicher Tod! ruft der Redner aus. Ihr „waret ihn der Natur schuldig, und ihr habt ihn „dem Vaterlande nützlich zu machen gewußt. Für „das Vaterland seyd ihr gebohren. Ihr gehörtet „zur Legion des Mars, und ihr entspracht dem

„großen

„ großen Namen, den ihr führtet. Eben der Gott,
„ der den Römern die Welt schenkte, hat euch den
„ Römern geschenkt. Der Tod hat für euch nichts
„ schimpfliches. Für den Flüchtling ist er eine
„ Schande, aber für den Ueberwinder ist er ein
„ Siegel des Ruhms; denn immer die Tapfersten
„ wählt der Gott der Schlachten sich zu Opfern.
„ Daher werden die Feinde des Vaterlandes, die
„ unter eurem Schwerdte fielen, ihre Verrätherey
„ noch in der Hölle büßen; ihr hingegen starbt als
„ Sieger und Bürger, und euren Seelen ist der
„ Aufenthalt der Tugend zur ewigen Wohnung be-
„ stimmt. Die Natur schränkt zwar unser Leben
„ nur auf wenige Augenblicke ein; aber die Erinne-
„ rung eines großen Todes dauret ewig: und wenn
„ der Ruhm eine so kurze und vergängliche Dauer
„ hätte, als das Leben, wer würde so unüberlegt
„ handeln, ihn durch so große Gefahren und Be-
„ schwerlichkeiten zu erkaufen? Ich wünsche euch
„ also Glück, tapfere Krieger im Leben, heilige
„ Schatten nach dem Tode! ich wünsche euch Glück,
„ daß eure Tapferkeit nie, weder bey euren Zeitge-
„ nossen, noch bey der Nachwelt in Vergessenheit
„ gerathen kann; indem der Senat und das Volk
„ euch, gleichsam mit eigenen Händen, ein unsterb-
„ liches Denkmaal errichten. Niemals wurde irgend
„ einer Armee eine solche Ehre erzeigt. Und wollten
„ die Götter, daß wir noch mehr thun könnten!
„ Die Belohnung würde dann der Wohlthat würdi-
„ ger seyn. Ihr habt den Feind und den Unter-
„ drücker des Vaterlandes von unsern Mauern ab-
„ gehal-

„gehalten; ihr habt ihn zurückgetrieben. Eurer „Asche soll daher ein prächtiges Mausoläum gewid„met seyn, und die Inschrift desselben soll zum ewi„gen Denkmaal eurer Tapferkeit dienen. Wer dies „Denkmaal sieht, und wer auch nur hört, daß es „aufgeführt ist, wird von euch mit Erkenntlichkeit „reden. So tauschtet ihr gegen ein sterbliches Le„ben Unsterblichkeit ein.“

Cicero hatte hier, wie es scheint, sich vorgesetzt, die berühmte Lobrede des Perikles auf die Soldaten, die im peloponnesischen Kriege gestorben waren, nachzuahmen. Wir finden in beyden einerley Enthusiasmus für das Vaterland, und einerley Grundlage in den Gedanken. Aber die Zeit näherte sich, wo die Beredsamkeit in Rom das Werkzeug werden sollte, diejenigen zu loben, welche den Staat unterdrückten, aber nicht die, welche ihn rächten.

Nach allen diesen Lobreden des Cicero auf andere müssen wir auch von denjenigen reden, die er auf sich selbst verfertigte. Man weiß, daß er den Ruhm liebte, aber daß er ihn nicht immer abwartete. Er eilte ihm entgegen, als wenn er nicht recht sicher gewesen wäre, ihn zu erhalten. Das muß man ihm indessen verzeihen; besonders nach seiner Verbannung. Man darf sich nur erinnern, daß er beständig mit Eifersucht und Haß zu kämpfen hatte. Wenn ein großer Mann verfolgt wird, so hat er Rechte, welche andere Menschen nicht haben. Für den Citero schickte es sich, bey seiner Zurückkunft aus der Verbannung, sehr gut, die Göt-

ter des Capitols anzurufen, die er in seinem Consulat vor den Flammen geschützt, den Senat, den er vom Blutbade gerettet, das römische Volk, das er dem Joch und der Sclaverey entrissen hatte; und denn auf der andern Seite zu zeigen, wie, zur Belohnung für seine Dienste, sein Name ausgelöscht, seine Denkmaale zerstört, und seine Häuser niedergerissen und in Steinhaufen verwandelt wären. Es schickte sich für ihn, auf den Ruinen seiner Palläste den Tag und die Stunde anzuzeigen, da der Senat und das Volk ihn als Vater des Vaterlandes ausgerufen hatten. Wer konnte ihm wohl ein Verbrechen daraus machen, daß er in diesen Augenblicken von seinen großen Handlungen redete, da seine Seele sich wider die Ungerechtigkeit der Menschen empörte, und durch die Empfindung eines unverdienten Unglücks über sich selbst gehoben zu seyn schien? Es ist wahr, daß er sich zuweilen auch bey kälterm Blute lobte *). Man hat ihn darüber geta-

*) Er hatte in griechischer Sprache eine Beschreibung von seinem Consulat aufgesetzt, welche für eine historische Lobschrift gelten kann. So gar hatte er ein lateinisches Gedicht in drey Gesängen auf sich selbst gemacht, welches aber nicht mehr vorhanden ist (28).

(28) Hr. Rambach hat in seinen vermischten Schriften S. 102-121. sehr gut den Cicero gegen den Vorwurf der Ruhmredigkeit vertheidiget. Das, was Dio B. 39. S. 96. (nach der Leunklavischen Ausgabe) unter dem Titel περὶ τῶν ἑαυτοῦ βουλευμάτων ἀπολογισμὸς, anführt, und dessen Asconius Pedianus unter dem Titel: expositio consiliorum suorum erwäh-

getadelt, und wird es auch ferner thun. Ich mache ihm keine Vorwürfe; ich rechtfertige ihn auch nicht. Nur das will ich bemerken: je mehr ein Volk die Eitelkeit an die Stelle des Stolzes setzet, desto höher schätzt es auch die wichtige Kunst zu schmeicheln, und geschmeichelt zu werden; desto mehr sucht es sich durch Kleinigkeiten, in Ermangelung größerer Verdienste, Gewicht zu schaffen, und desto stärker wird es durch die stolze Freymüthigkeit oder die naife Einfalt einer Seele beleidigt, die sich ohne üble Absichten einen Werth beylegt, und kein Bedenken trägt, es zu sagen. Ich habe Leute gesehen, welche dem Montesquiou es verdachten, daß er sich des Ausdrucks bedient hatte: ich bin auch ein Maler (29). In unsern Tagen will selbst der

erwähnet, scheint nicht sowohl eine Lobschrift auf ihn als eine litterarische Nachricht von seinen Schriften und eine Vertheidigung seiner Handlungen gegen den M. Crassus und Jul. Cäsar gewesen zu seyn. Sein aus 3 Büchern bestehendes Gedicht von seinem Consulat, wovon wir noch 78 Verse in seinem ersten B. de divinatione Cap. 11. lesen, könnte als ein unwiderleglicher Beweis seiner Ruhmredigkeit gelten, wenn man nicht das Exempel anderer großen Römer und den Ausspruch des Tacitus im Leben des Agricola Cap. 1. als eine Apologie für ihn will gelten lassen: Plerique suam ipsi vitam narrare fiduciam potius morum, quam arrogantiam arbitrati sunt. Sieh. des Fabricius lat. Bibl. B. I. S. 210.

(29) Der Ausruf des bekannten Correggio, der bisher nur unter einem mäßigen Meister, und beynahe blos nach eigenem Gefühl in den bildenden Künsten gearbeitet hatte. Raphaels großer Ruhm erregte

der Gerechteste, auch dann, wenn er Achtung für jemanden hegt, sich doch das Recht vorbehalten, sie ihm wieder zu entziehen. Bey den Alten erlaubte die republikanische Freyheit mehr innere Stärke in den Gesinnungen, und mehr Offenherzigkeit in der Sprache. Diese Schwächung des Charakters, welche Freyheit heißt, und welche sich so sehr scheuet, die Eigenliebe zu beleidigen, war damals unbekannt. Man bemühte sich nicht so sehr, bescheiden, als vielmehr groß zu seyn. Die Schwachheit sollte es doch immer der Stärke vergönnen, daß sie sich selbst fühlte; und wenn es uns möglich ist, sollten wir uns gern gefallen lassen, große Männer zu haben, wenn es auch um diesen Preis wäre.

seine Aufmerksamkeit, und bewog ihn, nach Rom zu gehen, und dessen Meisterstücke in Augenschein zu nehmen. Nachdem er sie eine Zeitlang mit stillem Nachdenken betrachtet hatte, rief er aus: anch' io son pittore. Ich habe nicht nöthig, über diesen starken dem Selbstgefühl des Genies abgedrungenen Gedanken einen Commentarius zu schreiben, oder auch zu zeigen, daß der denkende Verfasser des Esprit de loix, der die Philosophie auf die Gesetzgebung anwandte, sich desselben mit Recht habe bedienen können. Die meisten Leser kennen die Anecdote; einigen war sie vieleicht noch unbekannt; und für die schrieb ich sie her.

Eilftes Capitel.

Von den Leichenreden unter den Kaisern, und einigen Lobreden auf Privatpersonen.

Zu den Zeiten der Republik waren in Rom die Leichenreden, wie wir gesehen haben, Anfangs die Vergeltung der Tugend, und der Lohn für geleistete Dienste; nachher wurden sie fast allen Bürgern, welche im Staat einen Rang hatten, bewilligt. Diese Gewohnheit war dem Geiste der Republiken gemäß. Wie aber nachher die Regierung sich änderte, die ganze Welt in die Hände eines Kaisers kam, und dieser Kaiser, der fast nie durch das Recht der Erbfolge zum Thron gelangte, sich beständig vor Nebenbuhlern oder Rebellen fürchten mußte, und also in der traurigen Nothwendigkeit zu seyn glaubte, alles zu zerschmettern; wie man anfieng, die Talente zu scheuen, einen angesehenen Namen zum Verbrechen machte, und den Ruhm nöthigte, sich zu verbergen, so wie ehedem die Schande sich verbarg: da konnte freylich nicht mehr die Rede davon seyn, Bürger zu loben. Die großen Familien wollten lieber in der Dunkelheit sicher seyn, als in einem gefährlichen Glanze leben. Daher wurden die Lobreden auf verstorbene Privatpersonen viel seltener; und außer der kaiserlichen Familie erhielt fast niemand diese Ehre. Der Despotismus,

der in Rom alles verschlang, behielt sich so gar auch das Recht vor, im Leben und nach dem Tode sich schmeicheln zu lassen. Mit dem Cäsar machte man den Anfang; dieser Mann, der seinem Vaterlande so viel Uebel zugefügt, und dadurch, daß er die Verschlimmerung des Volks beschleunigte, das Größte unter allen Verbrechen begangen hatte, wurde von eben dem Rednerstuhle gelobt, der sonst zur Vertheidigung der Freyheit bestimmt gewesen war. Man weiß, daß Antonius die Lobrede hielt, und daß er den Römern, um sie zu rühren, Cäsars blutenden Körper vorlegen ließ. Und nie hat eine Leichenrede so große Wirkungen gehabt; denn sie legte den Grund zur Sklaverey von zwanzig Nationen. Lucretiens blutiger Körper befreyete die Römer von der Tyranney, und Cäsars Körper legte sie wieder in Fesseln *) (30).

Nach dem Cäsar dauerte dieser Gebrauch beständig fort. Wir wissen aus der Geschichte, daß August

*) Man findet im Julius Cäsar des Schakespear eine körnigte und starke Nachahmung von dieser Rede des Antonius. Eben dies Stück ist in dem französischen Trauerspiele: Cäsars Tod (von Voltaire) noch verschönert enthalten, und unstreitig eine der schönsten Reden, die jemals in einer Sprache gewesen sind.

(30) Daß hier sowohl wie in manchen andern Stellen etwas auf die Rechnung des Witzes geschrieben werden muß, kann ich anführen, ohne Hrn. Thomas zu verachten. Ist doch sein Vortrag im Ganzen schön, und fehlt es doch seinen Gedanken nicht an Gründlichkeit. Der theatralische Kunstgrif des Antonius, den Römern Cäsars blutigen Körper vorzulegen, hatte wohl wenig Einfluß auf die Revolution; aber Lucretiens blutiger Körper brachte reelle Wirkungen hervor.

August auf dem römischen Rednerstuhl sehr viele Lobreden hielt. Dieser August, der in der ersten Hälfte seines Lebens der verächtlichste Mörder, und in der zweyten der schlaueste Fürst war, besaß, wie fast alle berühmte Römer seiner Zeiten, das Verdienst der Beredsamkeit. Er lebte fast eben so lange wie Ludwig XIV, und sah, wie dieser, fast seine ganze Familie aussterben; aber Ludwig XIV. hielt nicht in Paris die Lobrede auf den Dauphin und den Herzog von Bourgogne, so wie August die Leichenrede auf den Marcellus, seinen Neffen und Eidam, und auf den Drusus, den Sohn seiner Gemahlin, hielt. In dieser letzten Rede bat er, wie man sagt, zum Schluß die Götter um das Glück, so wie dieser junge Prinz, in einer rühmlichen Schlacht für das römische Volk zu sterben. Ein solcher Wunsch würde in dem Munde der Scipionen groß gewesen seyn, aber desto lächerlicher war er im Munde des Octavius, der zwar zu morden, aber nicht Treffen zu liefern verstand, und der nie etwas anders als Bürgerblut vergossen hatte. Außer diesen beyden Reden hielt dieser Prinz noch eine auf seine Schwester, Octavia, in dem Tempel des Cäsars, der in seinem Leben Priester und Tyrann gewesen war, und nach seinem Tode vergöttert wurde. Wir haben nichts mehr von den Reden des Augustus; wir wissen blos, daß er die Gabe besaß, mit Simplicität und Anmuth zu sprechen. Auch in der Poesie war er glücklich *); und die Denkwürdigkeiten sei-

*) Er hat ein Gedicht über Sicilien, und ein Trauerspiel: Ajax, verfertigt.

nes Lebens hat er selbst aufgesetzt; das alles ist verlohren gegangen (31). Daß er nach seinem Tode gelobet wurde, kann man sich leicht vorstellen. Man erhob seine Menschenliebe und seine Gnade auf dem Platze, wo man ehedem das blutige Haupt des Cicero aufgesteckt hatte.

Auf ihn folgte Tiber, ein Prinz voll finsterer Staatsklugheit und überlegter Grausamkeit; ein Betrüger in seinem Haß und ein Tyrann in seiner Grausamkeit; ein eben so großer Feind des Muths als der Niederträchtigkeit *); ein Fürst, der sich fürchtete, über Menschen zu regieren, und dennoch unwillig war, daß er allenthalben Sklaven antraf; ein Henker seiner Familie, seiner Freunde und seiner Unterthanen, ein Regent, der in seinen Günstlingen eben so fürchterlich war, als in sich selbst. Auch dies Ungeheuer war Redner; und, wie uns Tacitus

(31) Die Ueberbleibsel von den Schriften des Augustus hat der berühmte Hamburgische Fabricius gesammelt, und zu Hamb. 1727. 4. herausgegeben. Das Trauerspiel, Ajax hat August nicht vollendet. Er selbst antwortete seinen Freunden, die ihn darnach fragten, im Scherz: Ajax meus in spongiam incubuit. Suidas scheint auch eines Trauerspiels zu erwähnen, das August unter dem Namen: Achilles, geschrieben hat; allein Fabricius a. O. S. 184. zeiget sehr wohl, daß es aus dem Zeugnisse des Suidas doch nicht ganz erweislich zu machen sey.

*) Angusta et lubrica oratio sub principe, qui libertatem metuebat, adulationem oderat.

Tacit. Ann. 2. 87.

Scilicet etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam projectae seruientium patientiae taedebat.

Ann. 3. 65.

Tacitus sagt, *) besaß er so gar eine männliche und starke Beredsamkeit. Er hatte seinen Bruder, Drusus, gelobt; er hielt eine Lobrede auf seinen Schwiegervater, Augustus, und hatte so gar den traurigen Muth, eine andere auf seinen einzigen Sohn, den Sejan vergiftet hatte, zu verfertigen. Aber was bey einem andern Standhaftigkeit gewesen wäre, mußte man bey diesem finstern Geiste aus einer harten Unempfindlichkeit herleiten.

Noch eine Lobrede, unter seiner Regierung, machte Aufsehen. Es war die auf die Junia, eine Nichte des Cato, Schwester des Brutus, und Gemahlinn des Cassius, welche drey und sechzig Jahre nach der Schlacht bey Philippi starb. Diese Namen waren den Römern noch immer werth, und erinnerten sie an große Ideen; beynahe so, wie die heutigen Griechen, welche Sklaven eines Bascha sind, voller Hochmuth unter den Ruinen ihres Vaterlandes herumgehen. Germanicus, das Muster der Prinzen, dem an einem verderbten Hofe die Tugend zum Nachtheile gereichte, und dem, unter dem Tiber, die Verehrung und Liebe des Volks noch nachtheiliger war, wurde in Asien vergiftet, und erhielt in Rom keine Lobrede. Dem Tiber hingegen fehlte es daran nicht. Caligula hielt sie. So wurde eine Regierung würdig angefangen, die sich mit so vielen Lastern endigen sollte; und der

*) Validus sensibus.

Ann. 13. 3.

Panegyrist und der Held waren einer des andern würdig.

Wie es scheint, so hielten alle Kaiser, wenn sie den Thron bestiegen, selbst die Lobrede ihrer Vorgänger. Auf die Art wurde Claudius vom Nero gelobt. Man hat aus dieser Rede einzelne Stücke aufbewahrt, die merkwürdig genug sind. Der Redner macht den Anfang mit dem Ruhm der Ahnen des verstorbenen Prinzen, als wenn Claudius, der einen großen Namen durch ein schlechtes Leben entehrte, mit ihnen etwas gemein gehabt hätte. Darauf redet er von dem Fleiß, den Claudius auf die schönen Wissenschaften gewandt, und von dem grossen Fortgange, den er darinn gemacht hätte; und doch war sein ganzes Verdienst nur das, daß er einigermaßen die Grammatik verstand, seine Sprache rein redete, und den lächerlichen Befehl gegeben hatte, noch zwey Buchstaben in das Alphabet aufzunehmen. Ferner erhob er die Ruhe, die der Staat unter seiner Regierung genossen hatte; ob ihm gleich das nicht mehr anzurechnen war, als denen, die zwey hundert Jahre nach ihm lebten. Endlich kam er auf seine seltene Klugheit und tiefe Einsicht; und das war die Einsicht eines Kaisers, der nie einen Gedanken im Kopf, oder ein Empfindniß im Herzen gehabt hatte, der weder Wunsch, noch Liebe, noch Haß kannte, der einem jeden gehorchte, welcher ihn seiner Befehle werth hielt, der das Spiel des Hofes, ein Sklave seiner Sklaven, und so einfältig war, daß er mehr Mitleiden als Verachtung erregte. Wie der Einsicht

des

des Claudius erwähnt wurde, fiengen alle Römer an zu lachen, und man vergaß auf einen Augenblick, daß der Redner Herr der Welt war. Uebrigens war Nero selbst nicht der Urheber dieser Lobrede (32). Bisher hatten die Kaiser alle ihre Reden selbst verfertiget. Er hingegen glaubte, daß ein Fürst etwas bessers zu thun habe als beredt zu seyn, und war eifersüchtiger auf den Titel eines Flötenspielers und eines guten Kutschers, als auf den Ruhm eines Redners. Wenn er daher zu reden hatte, so mußte ihm Seneca gemeiniglich seine Feder und seinen Geist leihen. Bey der Gelegenheit will ich doch anführen, daß die Rede, wodurch Nero in dem Senat den Mord der Agrippina zu rechtfertigen suchte, auch des Seneca Arbeit war (33). Also schrieb ein Mann, der Redner und Philosoph war, die Vertheidigung der schändlichsten That. Doch muß ich auch zur Ehre der Wissenschaften und der Beredsamkeit hinzufügen, daß Papinian würdiger dachte. Denn da derselbe hundertfunfzig Jahr nachher vom Caracalla den Befehl erhielt, eine Rede für ihn zu verfertigen, wodurch er beym Se-

(32) Tacitus in seinen Jahrbüchern B. 13. Cap. 3. handelt ausführlich von dieser Rede, deren Verfasser Seneca war, von dem wir auch ein Spottgedicht auf eben den Claudius, unter dem Titel: Apocolocynthosis, haben. Er merkt an, daß Nero der erste Kaiser gewesen sey, der einer fremden Beredsamkeit bedurfte.

(33) Von der Schrift an den Senat, worinn Seneca im Namen des Nero die Ermordung der Agrippina rechtfertigte S. Tacit. Annal. XIV. 11. 12.

nat zu Rom den Mord seines Bruders vertheidigen wollte, so gab er zur Antwort: es ist leichter, einen Mord zu begehen, als zu entschuldigen; und er wollte lieber sterben, als sich entehren (34).

Noch eine andere öffentliche Rede hielt Nero, und der Gegenstand derselben war Poppäa. Sie war, wie bekannt ist, die schönste Frau ihrer Zeit, und sie hatte alles, sagt Tacitus, nur nicht Sitten. Durch die Mischung von Buhlerey, Kunstgriffen und Reizen, welche so vielen berühmten Frauen eigen gewesen ist, war sie bis zum Range einer Kaiserinn gelanget. Nero nahm sie zuerst zur Maitresse, und hernach zur Frau; und der nämliche Mann war ihr Liebhaber, ihr Gemahl und ihr Mörder. Da alle seine Leidenschaften ins Uebertriebene giengen, so tödtete er sie auch in einem Anfall von Zorn, beweinte sie dann, verfluchte sich selbst, ließ sie mit den kostbarsten Specereyen Europens und Asiens einsalben, und hielt in tiefer Trauer ihre Leichenrede auf dem Römischen Rednerstuhl. Die Römer dieser Zeit gaben der Lobrede der Poppäa eben den Beyfall, den sechshundert Jahr vorher andere Römer der Lobrede auf den ersten Brutus gegeben hatten (35).

Nach diesem Zeitpunkt finden wir, bis auf den Titus, keine Spur einer Lobrede, die in Rom gehalten wäre. So geneigt die Römer auch waren, ihre

(34) S. Spartian im Leben des Caracalla. Cap. 8.

(35) S. *Taciti* Annal. XVI. 6.

ihre Kaiser zu loben, so ist doch zu vermuthen, daß Nero als Vergifter, Mordbrenner und Mörder nach seinem Tode diese Ehre nicht erhielt. Seine Laster waren selbst für die übertriebenste Niederträchtigkeit zu groß. Vieleicht lobte man eben so wenig den Galba, der kaum den Thron bestiegen hatte, als ihn seine Schwäche schon wieder herabstürzte; den Otho, der weiter kein Verdienst besaß, als daß er ein weibisches Leben herzhaft endigte; und den Vitellius, den verächtlichsten Menschen und Fürsten. Ueberdem kamen sie alle drey in bürgerlichen Kriegen um. Aber Vespasian, den man vergötterte, und der durch zehn Jahre voller Weisheit den Schaden wieder gut machte, den sechs und funfzig Jahre voller Tyranney, die vor seiner Regierung vorher giengen, verursacht hatten, verdiente gewiß die Ehre einer Lobrede nach seinem Tode.

Daß der Lobredner des Titus, Domitian war, kann man nicht ohne Unwillen lesen. Ob man ihn gleich in Verdacht hatte, daß er seinen Bruder vergiftet habe, so wagte er es doch, Thränen in sein Lob zu mischen. Aber er erbitterte die Römer, anstatt sie zu hintergehen; und man sahe seine Thränen für eine Beleidigung, und seinen Schmerz für eine barbarische Heucheley an.

Man weiß, daß dieser Prinz alle Tugenden sowohl als alle Talente ausrotten wollte. Unter ihm machte man die Lobschriften auf zwey große Männer, den Thraseas und Helvidius bekannt. Beyde hatten in diesen unglücklichen Zeiten eine hohe

Seele

Seele und eine unbiegsame Strenge der Tugend gezeigt. Als Bürger, Senatoren, Freunde, Väter und Gatten, durch Treue gegen alle Pflichten, durch Erhebung über Eigennutz und Furcht, durch feste Beharrlichkeit im Guten, durch Verachtung gegen eine Gunst, die man nicht anders als mit Niederträchtigkeit erlangen konnte, hatten sie das gesunkene Rom in Erstaunen gesetzt und die Erinnerung der alten Zeiten rege gemacht. Die Vergeltung für so viele Tugenden war, so wie man sie damals vermuthen konnte, der Tod; dieser war auch der Lohn für diejenigen, welche den Muth gehabt hatten, sie zu loben. Nicht nur die Verfasser der Lobschriften kamen um, sondern man wollte auch ihre Werke ausrotten. „Konnte man denn erwar„ten, sagt Tacitus, durch die Flammen zugleich „die Stimme des römischen Volks, die Freiheit des „Senats, und das Geschrey der Welt zu zernich„ten?“ *)

Indessen dauerte der Gebrauch, die Kaiser nach ihrem Tode zu loben, immer fort; und niemals konnte er würdiger beobachtet werden, als bey der Gelegenheit, da Marc Aurel seine öffentliche Lob-

rede

*) Legimus, cum Aruleno Rustico Pactus Thrasea, Herennio Senecioni Priscus Helvidius laudati essent, capitale fuisse, neque in ipsos modo auctores, sed in libros quoque eorum saeuitum, delegato Triumuiris ministerio, vt monumenta clarissimorum ingeniorum in comitio ac foro vrerentur. Scilicet illo igne vocem populi Romani, et libertatem senatus, et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur.

rede auf den Antonin hielt. Hier wurde die Tugend von der Tugend gelobt, und der Herr der Welt schwor ihr Menschenliebe und Gerechtigkeit, in dem er diese Eigenschaften auf dem Grabe eines großen Mannes erhob. Unter allen Ehrenbezeugungen, die dem Antonin nach seinem Tode wiederfuhren, war diese unstreitig die größte. Man hatte diesem Prinzen Tempel und Altäre gewidmet; aber die Römer schändeten mehr als einmal ihre Vergötterung, indem sie dieselbe auch Tyrannen ertheilten; hingegen das Lob, das ein tugendhafter Mann giebt, ist eine Ehre, die niemals an das Laster verschwendet wurde.

Die Geschichte gedenkt noch einer Lobrede, die ein Kaiser auf einen andern Kaiser gehalten hat, und Dio Cassius hat uns davon noch ein Fragment aufbewahrt. Es ist nicht übel geschrieben; aber voller Contraste und Antithesen, und zeigt mehr Witz als Geschmack an. Der Redner war Septimius Severus, der sich auf die Philosophie und die schönen Wissenschaften gelegt hatte, und dabey ein Staatsmann, und ein Krieger, eben so thätig als Cäsar, eben so unversöhnlich in seiner Rache, als Sylla, kurz, einer von den Menschen war, die zum Unglück und zum Ruhm ihres Vaterlandes geboren, und zugleich groß und grausam sind. Der Prinz, dessen Andenken er feyerte, war Pertinax. Dieser hatte zwar nur drey Monathe regiert, aber sein Verlust wurde von allen Römern bedauert. Es ist nicht leicht möglich, von einem geringern Range zu einem höhern zu gelangen; denn

er

er war der Sohn eines Freygelassenen und wurde Kaiser. Er war eben so sehr Menschenfreund als Krieger, und auch auf dem Throne der Welt blieb er bescheiden. Aber ohnerachtet dieser Tugenden ward er ermordet. Severus hielt seine Lobrede erst, nachdem er die bürgerlichen Kriege geendigt hatte, die ihn auf den Thron brachten. Es scheint, daß er sie sorgfältig ausgearbeitet hat, und er las sie ab, anstatt sie frey herzusagen. Man unterbrach ihn durch häufige Zurufungen; denn er war Kaiser, und die Beredsamkeit gewinnet allemal dabey, wenn sie durch zehn tausend Mann Leibwache unterstützt wird (36).

Seit diesem Zeitpunkt findet man fast gar keine Reden mehr, die von Kaisern auf Kaisern gehalten wären. Unter dreyßig Prinzen, die vom Severus bis zum Constantin regierten, kamen gegen fünf und zwanzig gewaltsamer Weise um; und diejenigen, die auf den Thron stiegen, waren meistentheils Soldaten von niedriger Herkunft, die mehr Wildheit als Einsicht besaßen, und das Schlachtfeld besser kannten, als den Rednerstuhl. Ueberdem lobt man diejenigen nicht leicht, die man ermordet; und oft waren die Mörder die Nachfolger derjenigen, die sie hatten umbringen lassen. So folgten auf einander Verschwörung, Meuchelmord, Regierung und Tod, um andern Mördern Platz zu machen.

(36) S. Dio Cassius B. 74. Cap. 4. 5.

Zwölftes Capitel.

Von den Panegyrischen, oder Lobreden auf lebende Fürsten.

Bey einem alten Volke war ein Gesetz, welches befahl, alle große Handlungen, die der Fürst ausüben würde, auf einem öffentlichen Denkmaale einzugraben. Man errichtete eine Säule in einem Tempel, zeigte sie dem Prinzen am ersten Tage seiner Regierung, und sagte zu ihm: „hier ist der Marmor, auf dem man alles „das Gute anzeichnen soll, was du thun wirst; „dort ist der Grabstichel, dessen man sich bedienen „soll; hier lese die Nachwelt dein Glück und das „Unsrige!“ Anfangs zeichnete man nichts an, als Wahrheit. Ein Fürst hatte das Unglück, seinen Völkern gar nichts Gutes zu thun, und er starb, ohne daß ein einziger Zug gemachet wäre. Nicht lange darauf veränderte sich alles. Die Schmeicheley nahm den Grabstichel aus den Händen der Wahrheit, und je geringer das Glück der Völker war, desto mehr wurden die Säulen mit Lobsprüchen, Inschriften und Titeln überhäuft. Endlich befahl ein guter König alle diese Säulen zu zerbrechen, und die Stücke davon zu zerstreuen.

Vielleicht müßte man wünschen, daß in dem Augenblick, da der erste Redner aufstand, um den ersten Panegyrikus vor einem, selbst tugendhaften

Prinzen

Prinzen zu halten, ein herzhafter Bürger sich plötzlich zwischen den Prinzen und den Redner gestellt, und mit starker Stimme gerufen hätte: „Prinz! „was willst du erlauben, und was wirst du hören? „verstopfe deine Ohren gegen diese gefährliche Re„den. Unstreitig verdienst du die Huldigung, die „man dir leisten will; verdiene sie ganz dadurch, „daß du sie verachtest. Heute lobt dich die Wahr„heit, morgen erwartet dich die Schmeicheley. Von „allen Seiten stellt dir der Hochmuth Netze, und „verfolgt dich; die Sklaverey hintergeht dich „stillschweigend, und schmeichelt dir; willst du es „auch noch einem Redner erlauben, dich durch sei„ne Kunst zu verführen? besitzest du die Tugenden, „die er an dir lobt, so muß dein Herz dir genug „seyn; besitzest du sie nicht, so beleidigt er dich. „Bedarfst du noch eitler Lobreden, um zu erfahren, „daß du uns glücklich machst? dein Panegyrikus, „deine Lobreden sind unsere besäete Felder; unsere „glückliche Städte; das geheime Gebet des Haus„vaters am Fuße der Altäre; der Greis, der seine „Hände gen Himmel hebt, um den Göttern für die „Verlängerung deines Lebens zu danken. Könnte „wohl ein Lob, daß in deiner Gegenwart ausgespro„chen würde, beredter seyn?“

Wenn man den Muth gehabt hätte, zu einem Prinzen, der ein Menschenfreund wäre, so zu reden, so würde er gewiß, noch ehe er einen solchen Panegyrikus gehöret hätte, den Redner zurück geschickt, und das versammlete Volk würde den ersten

Bürger,

Bürger, der in der Folge diesen Gebrauch wieder hätte einführen wollen, mit Verwünschungen überhäuft haben.

Aber so dachte man bey weitem nicht zu Rom unter der wilden Verfassung, die den Titel eines Reichs führte. Von den Leichenreden in diesem Zeitpunkt haben wir ausführlich gehandelt, und dabey gezeigt, daß diese Ehre zuweilen an Ungeheuer, zuweilen an verdiente Prinzen ertheilt wurde. Aber der Mächtige ist mit einem Lobe, das erst nach seinem Tode erfolgt, selten zufrieden; und der Sklave will denen schmeicheln, die er fürchtet. Daher erzeugten auf der einen Seite die Macht, und auf der andern die Niederträchtigkeit sehr häufig panegyrische Reden; und die einen hatten Muth genug, sie anzuhören, so wie die andern Verwegenheit genug hatten, sie zu halten.

Man erschrickt, wenn man in der Geschichte die ungeheure Anzahl von Lobreden gewahr wird, womit die Römer ihre Kaiser überhäuften. Diese Ueberschwemmung kam aber nicht plötzlich, sondern nur stufenweise. Zuerst begnügte man sich mit Danksagungen an den Fürsten, wenn man Consul geworden war. Ein Dank kann aber nicht ohne ein Lob seyn, und wenn man lobt, so will man gefallen. Das ist natürlich; und eben so natürlich ist es, daß man zu demjenigen, was im vorigen Jahr gesagt wurde, in dem folgenden noch etwas hinzusetzen sucht. Also verwandelte sich das, was anfänglich nur Dank war, allmählich in eine Rede; und

die Rede verwandelte sich in einen Panegyrikus; und der Panegyrikus wurde, wie man leicht denken kann, immer ein größeres Lob auf die schlechten Fürsten, als auf die guten. Man war oft in Kriege verwickelt. Der Kaiser, der den Raub der Welt in Ruhe genoß, verließ oft nicht einmal seinen Pallast; aber die Generale, die zuweilen die Kühnheit hatten, große Männer zu seyn, gewannen für ihn Schlachten. Nun war ausgemacht, daß diese Schlachten in einer Entfernung von dreyhundert Meilen nicht anders, als unter der unüberwindlichen Anführung des Kaisers gewonnen wurden. Daher sagte man nicht ein Wort vom General, sondern hielt im Senat einen Panegyrikus zur Ehre des Fürsten. Wenn aber einmal der Kaiser im Kriege Rom verließ, und von ohngefehr, wie Domitian, entweder von weitem die Gezelte der Armeen sah, oder etwa zwey bis drey Meilen weit in das feindliche Land hineingieng, dann konnte man nicht genug seinen Muth und seine Siege erheben. Mit mehrerem Rechte erschallte das Lob, wenn der Kaiser ein großer Mann war, und an der Spitze seiner Legionen dem Reich durch seine Talente Ehrfurcht erwarb.

Das römische Volk, bey dem der Müßiggang an die Stelle der Eroberungen getreten war, und das nun nicht mehr durch die Regierung der Welt sich die Langeweile vertreiben konnte, suchte sein Vergnügen in öffentlichen Lustbarkeiten, und man gab sie ihm in Ueberfluß. Wenn ein Kaiser zwanzig Jahr regieret hatte, so mußte man über das

Glück

Glück des Reichs Freudenbezeugungen anstellen. Das Volk erhielt dann Spiele, und der Fürst Lobreden. Nachher glaubte man, daß man eine gar zu lange Periode angenommen hätte; man setzte sie also von zwanzig Jahren zuerst auf zehn, und nachher so gar auf fünf Jahre herab. Bey jeder Epoche gab es neue Lobreden und Feste. Beym Anfange des Jahrhunderts, ein Panegyrikus auf den regierenden Fürsten; in der Mitte, eben die Ceremonie; bey jedem Viertel, gleichfalls. Alle Jahre feyerte man Roms Ursprung; an diesem Tage lobte man den Kaiser, und verfehlte nie, dabey anzuführen, daß Rom für ihn vorhanden sey. Am Geburtstage des Kaisers erhielt Rom Glückwünsche; denn für Rom war er gebohren. So ergriff man jede Begebenheit, und jeden Vorwand. Unstreitig mußte die Nation bey dem Glück, das sie unter den Antoninen und den Trajanen genoß, sich beeifern, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Glückliche Kinder mögen gern ihren Vätern ihr Herz zeigen. Aber unter Tyrannen, wie Caligula, Nero, Domitian, Commodus waren, verdoppelte sich die panegyrische Raserey. Es scheint, als wenn diese sklavische Nation sich recht vorgesetzt hatte, keinen Tag ohne Niederträchtigkeiten verstreichen zu lassen, und als wenn sie jedem Theil der verflossenen Zeit gleichsam die Zeichen von ihren Ketten habe eindrükken wollen. Diese Lobsprüche wurden dann im Senat, in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen, und so gar auf dem Theater vorgetragen. Mitten unter den Schauspielen, sagt Plinius, wurde zur

Ehre der Fürsten gespielt, gesungen und getanzt; und der Kaiser erhielt zugleich im Senat und auf der Bühne, vom Comödianten und vom Consul sein Lob *).

Außer den Rednern, die bey allen Feyerlichkeiten in Gegenwart des Kaisers auftraten, und gleichsam im Namen der ganzen Welt Lügen vortrugen, gab es noch in allen Provinzen des Reichs eine Menge von Sophisten oder subalternen Rednern, die auf ihre eigene Rechnung schmeichelten, logen, und den Kaiser lobten, den sie nie gesehen hatten, noch je zu sehen hoffen konnten. Diese wurden nicht einmal für ihre Lügen bezahlt. Sie machten sich verächtlich, und diejenigen, um derentwillen sie sich die Mühe gaben, verächtlich zu werden, wußten nicht einmal, daß sie vorhanden waren. Man muß gestehen, daß diese Art von epidemischer Krankheit der menschlichen Vernunft sehr zur Schande gereicht. Man würde darüber lachen müssen, wenn es nicht natürlicher wäre, Unwillen darüber zu empfinden. Die meisten von diesen Lobreden sind verlohren gegangen; und sie verdien-

*) Ecquis iam locus miserae adulationis manebat ignarus, quum laudes Imperatorum ludis etiam et commissionibus celebrarentur saltarenturque, atque in omne ludibrium effeminatis vocibus, modis, gestibus frangerentur. Sed illud indignum, quod eodem tempore in senatu et in scena, ab histrione et a consule laudabantur.

Panegyr. Traj. 54.

verdienten es. Sie hatten zur Verschlimmerung ihrer Zeiten so viel beygetragen, daß sie der Nachwelt nicht mehr lästig seyn durften. Vermuthlich hat man nur diejenigen aufgehoben, die man für die vorzüglichsten hielt. Wir wollen, zufolge unsers Plans, derselben erwähnen, und sowohl die Namen der Schriftsteller, als den Charakter ihrer Werke kurz anzeigen. Denn auch dieser Theil der Litteratur verdient einen kleinen Platz in der philosophischen Geschichte des Menschen.

Dreyzehntes Capitel.

Lobreden auf die Kaiser vom August bis zum Trajan.

Vor dem Trajan haben wir keine förmliche panegyrische Reden, die ausdrücklich von Rednern in dieser Absicht verfertiget wären; aber am Lobe überhaupt kann es deswegen nicht gefehlt haben, indem Trajan schon zwölf Kaiser vor sich hatte. Schon unter dem Octavius fanden sich zwey Männer, die beyde frey gebohren waren, und beyde die Achterklärungen mit angesehen hatten, und die dennoch den Mann, der durch Mord und Geschmeidigkeit Rom in die Sklaverey gestürzt hatte, um die Wette lobten. Beyde mögen es mir verzeihen; aber nennen muß ich sie; es waren Horaz und Virgil. Schon in den Eklogen ist Augustus ein Gott; in dem Werk vom Landbau stellen die Gestirne sich demüthig in Ordnung, um ihm Platz zu machen, und erkundigen sich, welche Stelle er unter ihnen einnehmen will; und die Aeneide ist vom Anfange bis ans Ende nichts weiter als ein Denkmaal der Knechtschaft, welches vom Genie für Cäsars Familie errichtet wurde. Virgil hatte mehr Zärtlichkeit als Erhabenheit, mehr Sanftmuth als Stärke. Er war es gewohnt, in den Hainen und unter dem sanften Himmel von Neapel herumzuirren, und die Natur zu beobachten,

ten, die er so schön zu schildern wußte. Er mußte also einen vorzüglichen Werth auf die Ruhe setzen; und daher darf man sich nicht wundern, daß er den Octavius gelobt hat; denn unter ihm schlief man in seinen Ketten. Was den Horaz betrift, so besaß er eine lebhafte Imagination, ein zartes Gefühl, die Sucht, den Großen zu gefallen, und die Kunst, seinen Zweck zu erhalten; er hatte also die Talente und die Fehler eines feinen Hofmanns. In solchen kritischen Zeiten, wo die Staatsverfassung sich verändert, und die beunruhigten Völker der republikanischen Freyheit entsagen sollen, um sich einer andern Einrichtung zu unterwerfen, hat der Staatsmann den witzigen Kopf nöthig. Den Horaz konnte, wegen seiner Talente, Octavius sehr nützlich gebrauchen. Die wollüstigen Gesänge desselben besänftigten die Gemüther, welche während der Kriege für die Freyheit verwildert waren. Durch seine Satiren zog er die Blicke von der Regierung und dem Staat, worauf sie bisher gerichtet waren, ab, und lenkte sie auf das Lächerliche. Vermittelst seiner Philosophie, die mehr Behutsamkeit als Eifer lehrte, allenthalben in der Mittelstraße blieb, und nie bis zum Aeußersten gieng, stillte er die aufbrausende Hitze der Römer, und vereinigte die Ruhe mit der Klugheit. Endlich gewöhnte er durch die fortdaurenden Lobsprüche auf den Octavius die Nation zur Ehrfurcht, und zog einen Schleyer über seine Verbrechen. Das folgende Geschlecht, das sie nicht gesehen hatte, wurde betrogen; und diejenigen, die sich ihrer noch erinnerten, zweifelten fast, ob sie

wahr wären. Die Poesie des Horaz brachte bey den Römern eben die Wirkung hervor, die ehemals der Meissel des Phidias bey den Griechen hervorbrachte; sie verschönerte das, was sie anbeten mußten. Daher überhäufte auch der Usurpator den Dichter mit Liebkosungen; und der erkenntliche Dichter fuhr fort, einen Sieger zu erheben, der in der Schlacht zitterte, einen Gesetzgeber, der seine Gesetze selbst nicht achtete, und einen Sittenverbesserer, dem man Blutschande mit seiner Tochter Schuld gab.

Wenn die Schande der Schmeicheley dadurch verringert wird, daß man sich nicht gern den Vorwurf der Undankbarkeit zuziehen will, so waren Horaz und Virgil freylich nicht so strafbar; denn sie lobten ihren Wohlthäter. Aber was war denn Ovid, der seinen Unterdrücker lobte? Ovid, ein geborner römischer Ritter, der durch ein einziges Wort des Octavius vier hundert Meilen weit von Rom unter barbarische Völker verwiesen ward, plagte sechs Jahre lang vom Ufer des schwarzen Meers mit Bitten und Lobschriften seinen Tyrannen, der ihn keiner Aufmerksamkeit würdigte. Er weihete diesem Octavius, den er verabscheuen mußte, nach seinem Tode ein Lobgedicht in Getischen Versen, erbauete ihm eine Capelle, verfertigte Hymnen auf ihn, und brachte seinem Bilde alle Morgen Weihrauch, dessen Geruch in das Capitol, bis zu seinem tyrannischen Nachfolger, Tiber, durchdringen sollte. Er wandte seine Verse und seine

Nieder-

Niederträchtigkeiten zehn Jahre lang vergeblich an. Wie soll man den Ovid nennen? (37)

Es ist traurig für die Dichter, daß sie zu allen Zeiten das Vorrecht der Schmeicheley gehabt haben, ohne daß sie es selbst gewahr wurden, oder bey andern dadurch Aufmerksamkeit erregten. Vielleicht werden sie dereinst selbst ihren Ansprüchen entsagen. Aber wenn auch dies Recht der Dichtkunst vorbehalten bliebe, so könnte es sich doch nie über die Geschichte erstrecken. Sie ist ihrer Natur nach frey, und müßte eben so sehr der Wahrheit heilig seyn, wie die Poesie den Erdichtungen gewidmet ist. Indessen finden wir doch einen römischen Geschichtschreiber, den Vellejus Paterculus, der mit vielem Gepränge die niedrigsten Lobsprüche an den Tiber verschwendet hat. Es fehlt diesem Schrift-

(37) Ich mag weder den August noch den Ovid vertheidigen; beyde haben zu viel schwache Seiten, als daß man sie hochachten könnte; aber das bleibt doch wohl ausgemacht, daß Ovid nicht ganz unschuldig litt. Sein bekanntes: cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci? wenn die Ausleger des Dichters gleich nicht einig sind, wie sie es erklären sollen, zeigt doch allemal einen strafbaren Vorwitz an. Daß er so sehr wünschte, wieder nach Rom kommen zu dürfen, war Schwachheit, aber noch immer zu entschuldigende Schwachheit. Unter den Landsleuten des Hrn. Thomas hat der Graf von Bussy ein sehr gutes Gegenbild zum Ovid gegeben. Wie voll von ewigen Klagen sind nicht die Briefe desselben! und doch waren es noch nicht Geten, und Barbaren, unter die ihn Ludwig XIV. verbannt hatte. Er gab ihm die Freyheit, auf seinen eigenen Landgütern zu leben.

steller nicht an Schönheit und Stärke; er ist in seinen Gedanken und Ausdrücken zuweilen dem Montesquiou ähnlich, und schildert große Männer durch große Züge; aber durch den Ton, auf den er sein Werk gestimmt hat, hat ers ganz verdorben. Besonders die sechzig letzten Seiten könnte man für die Arbeit eines Kammerdieners halten, der die Geschichte seines Herrn verfertigt hätte, und sie ihm alle Morgen beym Aufstehen vorlesen müßte. Wenn man einmal den ganzen Unwillen, den die Schmeicheley erregen kann, empfinden will, wenn man lernen will, wie man es anfangen muß, um keine Gelegenheit, da man einen Mächtigen loben kann, vorbeyzulassen; über seine guten Eigenschaften, wenn er welche besitzt, entzückt zu werden, die schlechten zu verbergen, die gemeinen zu erheben, und die fehlerhaften aus edlen Bewegungsgründen herzuleiten; mit oder ohne Kunst seine Feinde oder Nebenbuhler herabzusetzen; im Vorbeygehen zu loben, und das umständlichere Lob in einem andern Werke zu versprechen; in eben der Absicht unter große Begebenheiten kleine Anecdoten zu mischen; kriechende Schmeicheley in eine Art von Anbetung zu verwandeln, und zu hoffen, daß ein so nützlicher und grosser Mann noch lange mit der Welt Mitleiden haben wird; kurz, wer die Kunst lernen will, alle Formeln und alle Wendungen der Niederträchtigkeit zusammen zu drängen, der lese nur diese sechzig Seiten, und besonders die zwanzig letzten.

Wer vom Tiber Panegyrist war, mußte es auch vom Sejan seyn; und in der That wird auch

in

in diesem Werke Sejan als ein großer Mann geschildert. Er wurde, nach dem Bericht des Geschichtschreibers, gewählt, um den Tiber zu unterstützen, weil Männer von überwiegenden Einsichten allemal Männer von Genie zu ihren Geschäften aufzusuchen pflegen *). Endlich in den letzten Zeilen flehet die Knechtschaft kniend zu allen Göttern in Rom, im Namen der ganzen Welt, um die Erhaltung, — wessen? des Vergifters vom Germanicus, und des Ungeheuers von Capreä. Man sagt, daß Vellejus in die Ungnade des Sejan verwickelt wurde, und mit ihm umkam. So erhielt er dann zum Lohn seiner Lügen die Undankbarkeit eines Tyrannen, ein schimpfliches Leben, einen blutigen Tod, und Schande bey der Nachwelt; das war wohl der Mühe werth, niederträchtig zu seyn.

Daß der Stoiker, Seneka, ein noch niederträchtigeres Werk geschrieben habe, wer sollte das glauben? In der Abhandlung vom Trost beschäftigt er sich durchgängig mit dem Lobe eines Freygelassenen des Claudius, und des schwachen Claudius selbst. Diese Abhandlung ist an den Polybius gerichtet. Dieser Polybius war Sklave gewesen, und wurde allmächtig. So brachte es die Mode in Rom mit sich; indem die Kaiser, entweder aus Trägheit in der Wahl, oder aus Gewohnheit, sich regieren zu lassen, oder aus dem Zutrauen, welches

*) Raro eminentes viri non magnis adjutoribus vsi sunt.

Vell. lib. 2. p. 127.

welches eine tägliche Niederträchtigkeit einflößt, oder aus Bedenklichkeit, ihre Macht solchen Männern anzuvertrauen, vor denen sie sich vieleicht fürchteten, oder auch aus dem geheimen Hochmuth, den ein Despot fühlt, wenn er seine Sklaven groß machen kann, fast immer ihre Minister aus ihren Freygelassenen nahmen. Polybius, der mit in diese Classe gehörte, hatte eben einen Bruder verloren. Seneka lebte damals in der Verbannung in Corsika. Weil er aber lieber in dem reichen und wollüstigen Rom seine Talente zur Bewunderung aufstellen wollte, so bettelte er, unter dem Vorwande, diesen Sklaven zu trösten, durch Lobsprüche um seine Gunst. Im Eingange zankt er sich sehr ernsthaft mit dem Glück, weil es sich unterstanden hat, einen so großen Mann, als Polybius ist, anzugreifen; aber zugleich bemerkt er doch auch die Geschicklichkeit desselben, weil es gerade den einzigen Ort gefunden hat, wo es ihn verwunden konnte. Sollte es ihm seine Reichthümer entreissen? Er verachtet sie. Seine Freunde? Deren kann er so viel haben, als er will. Die öffentliche Achtung? die ist zu fest gegründet. Die Gesundheit? bey solchem Geist, als er besitzt, kann man sie entbehren. Das Leben? Er ist seiner Unsterblichkeit gewiß *). Dazu kommt noch der Panegyrikus auf den Verstorbenen, darinn vornehmlich bewiesen wird, daß der Verstorbene eines solchen Bruders würdig gewesen sey. Alsdenn stellt er ihm vor, daß er zu groß sey, um weinen

*) Seneca de Consolat. ad Polyb. 21.

nen zu dürfen, daß für einen Mann, wie er, nichts niedriges oder gemeines sich schicke, und daß er der Bewunderung, womit er die Welt einmal gefesselt habe, nicht zuwider handeln müsse *).

Bey dem Lobe des Sklaven konnte der ernsthafte Seneka nicht unterlassen, auch den Herrn zu loben. „Da Claudius lebt, ist es dir nicht „erlaubt, zu klagen. So lange er vorhanden ist, „leben auch die deinigen noch, und du hast nichts „verloren. Deine Augen müssen nicht nur trocken, „sondern auch munter aussehen. In ihm bist du „alles; er ist dir so gut, als alle zusammen.“ **) Weiter hin heißt es: „Dein Bruder ist glücklich. „Da er starb, ließ er den Claudius, sein Haus, „und dich auf der Erde.“ Ferner sagt er: „Ich „werde nicht aufhören, dich an den Kaiser zu erin„nern. So lange er, bey seiner Regierung über „die Welt, den Beweis giebt, daß Wohlthaten bes„sere Nutzen der Herrschaft sind, als Waffen, so „lange er über die Schicksale der Menschen die Auf„sicht führt, wirst du es nicht gewahr werden, daß „du einen Verlust gehabt hast. Ermanne dich, „und so oft dir eine Thräne in die Augen dringt, „schaue den Kaiser an; vertrocknen wird sie bey „dem

*) l. c. 25.

**) Fas tibi non est, saluo Caesare, de fortuna queri. Hoc incolumi salui tibi sunt tui, nihil perdidisti. Non tantum siccos tuos oculos esse, sed etiam laetos oportet. In hoc tibi omnia sunt, hic pro omnibus est.

Ibid. 26.

„dem Anblick dieses mächtigen und herrlichen Schutz-
„gottes. Gewiß wird er bey der Gelindigkeit und
„Nachsicht, die er einem jeden beweiset, diese Wunde
„schon durch vielfache Trostgründe geheilt, und
„Hülfsmittel zur Linderung deines Schmerzes ange-
„wandt haben. Gesetzt aber, er hätte es nicht ge-
„than, wird nicht schon der Anblick des Kaisers
„und selbst der Gedanke an ihn dir zum größten
„Troste gereichen? Leihet ihn, ihr Götter und alle
„Göttinnen, der Erde noch lange! Laßt ihn dem gött-
„lichen August in seinen Handlungen gleich kommen,
„und in seinen Jahren ihn übertreffen; und so lan-
„ge er unter den Sterblichen seyn wird, schützet
„sein Haus vor Erinnerungen der Sterblichkeit.
„Nur spät erst, und unter unsern Enkeln erscheine
„der Tag, an dem seine Vorfahren ihn zu sich in
„den Himmel erheben werden.“ *) Nachher folgt eine

*) Non desinam offerre tibi Caesarem. Illo moderante terras et ostendente, quanto melius beneficiis imperium custodiatur, quam armis, illo rebus humanis praeside, non est periculum, ne quid perdidisse te sentias. Attolle te, et quoties lacrymae suboriuntur oculis tuis, totus illos in Caesarem dirige; siccabuntur maximi et clarissimi conspectu numinis. — — Nec dubito, cum tanta illi aduersus omnes suos sit mansuetudo tantaque indulgentia, quin multis jam solatiis tuum istud vulnus obduxerit, nonnulla, quae dolori tuo obstarent, congesserit. Quid porro, vt nihil horum fecerit, nonne protinus ipse conspectus per se tantummodo, cogitatusque Caesar maximo solatio tibi est! Dii illum Deaeque omnes terris diu commodent. Acta hic Diui Augusti aequet, annos vincat; ac quam diu inter mortales erit, nihil in domo sua mortale esse sentiat.

eine Anrede an das Schicksal, einem so großen Fürsten zu erlauben: „daß er das menschliche Geschlecht von seinen schon so lange daurenden Krankheiten und Entkräftungen heilen könne. — Wenn „das Schicksal noch nicht beschlossen hat, das „menschliche Geschlecht zu zernichten, wenn es noch „mit Gnade auf Rom herabblickt, so soll es diesen „Fürsten, der der Welt geschenkt ist, um sie aus „ihrem Verfall aufzurichten, sich eben so heilig seyn „lassen, wie er allen Sterblichen heilig ist.“ *)

Nur eine Anmerkung will ich machen. Der hier spricht, ist Seneka; und er spricht vom Claudius. Aber aus Liebe zur Gerechtigkeit muß ich auch hinzufügen, daß eben dieser Mann, der in seiner Verbannung so schwach erscheint, mit dem größten Muthe starb. So wahr ist es, daß man Schwachheit und Größe mit einander vereinigen, und wechselsweise unverzagt und feige seyn kann.

Daß

sentiat. Sera et nepotibus demum nostris dies nota sit, qua illum gens sua coelo asserat.

Ibid. 31.

*) Abstine ab hoc manus tuas, Fortuna — — Patere illum generi humano iamdiu aegro et affecto mederi. Sidus hoc, quod praecipitato in profundum ac demerso in tenebras orbi refulsit, semper luceat. Ibid 32.

Hoc vnum obtineamus ab illa votis ac precibus publicis, si nondum illi genus humanum placuit consumere, si Romanum adhuc nomen propitia respicit, hunc principem, lapsis hominum rebus datum, sicut omnibus mortalibus, sibi esse sacrosanctum velit.

Ibid 36.

Daß Lucan den Nero lobte, ist bekannt. Wir haben zwanzig Verse von ihm, im Anfange seiner Pharsalia, worin dies Ungeheuer in den Himmel erhoben wird (38). Indessen ist es ausgemacht, daß Lucan die Tyrannen haßte. Er spricht vom Cato und vom Brutus mit Entzückung; den Pompejus schildert er als den Rächer, und den Cäsar als den Unterdrücker seines Vaterlandes; und er nahm so gar an der berühmten Verschwörung des Piso Antheil. Um dies Räthsel aufzulösen, darf man sich nur erinnern, daß Nero nicht immer ein Tyrann war. Der Prinz, welcher sagte: ich wünschte, daß ich nicht schreiben könnte, war nicht eben der, der seinen Bruder, seine Gemahlinn, seine Mutter, und eine Menge von Römern hinrichten ließ. Aber Nero verschlimmerte sich, und sein Lob ist erhalten worden.

Lucan ließe sich also vertheidigen; aber wie wird man, unter einer folgenden Regierung, den Quintilian, Martial und Statius entschuldigen können? Der gesetzte Verfasser der oratorischen Insti-

(38) Was kann übertriebener seyn, als folgende Schmeicheley im Anfange des ersten Buchs!

— — Te, quum statione peracta
Astra petes serus, praelati regia coeli
Excipiet gaudente polo. Seu sceptra tenere
Seu te flammigeros Phoebi conscendere currus
Telluremque nihil mutato sole timentem
Igne vago lustrare juvet: tibi numine ab omni
Cedetur, jurisque tui natura relinquet,
Quis Deus esse velis, vbi regnum ponere mundi.

Institutionen schämt sich nicht, im Anfange des vierten Buchs den Titel eines heiligen Richters und einer günstigen Gottheit an den Domitian zu verschwenden (39), an diesen eifersüchtigen, eigensinnigen und feigen Tyrannen, unter dem so gar der Name der Tugend verbannet war, der keine andere Eigenschaften hatte, als Laster, und keine andere Handlungen verrichtete, als Verbrechen, der vielleicht den Titus vergiftet hat, und, mit Blut gefärbt, dennoch Ansprüche auf den Namen eines gerechten Mannes und eines Gelehrten machte.

Statius, der aus Neapel gebürtig war, und eine starke, obgleich unregelmäßige Einbildungskraft besaß, erniedrigte sein Genie durch eben solche Lobeserhebungen. Seine beyden Gedichte sind diesem Tyrannen zugeschrieben, den er in den Himmel, vermuthlich zwischen dem Octavius und Nero setzt. Außerdem haben wir noch drey oder vier panegyrische Gedichte von ihm. Das eine hat die Aufschrift: daß Pferd des Domitian; in dem andern, wie er sich ausdrückt, betet er das siebzehnte Consulat des Kaisers an; und in dem dritten dankt er ihm dafür, daß er seiner heiligen Tafel gewürdigt worden ist. Ich darf wohl nicht besonders hinzufügen,

(39) In der Vorrede zum vierten Buch nennt er ihn sanctissimum censorem, und gleich darauf sagt er: mihi quoque ignosci poterit, si — — nunc omnes in auxilium Deos, ipsumque inprimis, quo neque praesentius aliud neque studiis magis propitium numen est.

zufügen, daß die Lobsprüche eben so lächerlich sind, als die Titel (4°).

Ueber den Martial muß man fast noch mehr erstaunen. Dieser Spanier, der früh nach Rom kam, um daselbst Verse zu machen, zu verläumden und zu schmeicheln, und der allen den Beyfall fand, den ein feiner und beißender Witz in einer großen Stadt, wo Müßiggang, Künste und Laster herrschen, finden kann, hat uns ohngefehr achtzig kleine Gedichte, oder Epigrammen zur Ehre des Domitian hinterlassen. Sie sind achtzig Denkmaale der Niederträchtigkeit. Sie versichern uns, daß man in Rom nie so glückliche Zeiten, so glänzende Unternehmungen, so große, den Bürgern von ihren Fürsten ertheilte Freyheiten, so zärtliche Liebe der Bürger gegen den Kaiser angetroffen habe, als unter dem Domitian. Wäre es wohl möglich, noch niederträchtiger seyn zu können? Und doch hat Martial die Kunst gefunden, es zu seyn, indem er nachher den Trajan mit eben den Lobsprüchen überhäufte, und dabey die Laster des Domitian tadelte, den er bey seinem Leben in den Himmel erhoben hatte (41). Kann je ein Sklave,

(40) Man findet diese Gedichte in des Statius Silvis; gleich Anfangs L. I. 1. steht Equus maximus Domitiani; das zweyte: XVII Consulatus Domitiani findet man L. IV. 1. gleich nach der prosaisch abgefaßten Dedication an den Marcell; und auf dasselbe folgt Epulum Domitiani eucharisticon. Zu diesen Lobgedichten kann auch das gleich nachher stehende: Via Domitiana gerechnet werden.

(41) Eine höchst übertriebene Schmeicheley ist es, wenn Martial im 9ten B. Epigr. 4. sagt: Domitian

Sklave, der auf dem Markt zum Verkauf ausgestellt wird, so viel Verachtung und Mitleiden einflößen, als so ein Schriftsteller? und doch stand er, zu seiner Zeiten und Roms Schande, in Ansehen.

tian habe so große Verdienste um die Götter und diese wären so sehr seine Schuldner, daß wenn sie alles verkaufen wollten, was sie hätten, der Ertrag einer solchen Auktion ganz und gar nicht hinreichen würde, ihre Schulden abzutragen.

Quantum iam superis, Caesar, coeloque dedisti,
Si repetas, et si creditor esse velis:
Grandis in aethereo licet auctio fiat olympo,
Coganturque dei vendere, quicquid habent:
Conturbabit Atlas, et non erit vncia tota,
Decidat tecum qua pater ipse deum.

Kann ein Lob höher zum unnatürlich hyperbolischen hinauf getrieben werden? Bleiben hier nicht Lucan und Statius, so übertrieben schmeichlerisch auch ihr Lob ist, weit zurück? Es ist nichtsbedeutend dagegen, wenn er denselben Kaiser B. 5. Epigr. 8. Dominum Deumque nostrum nennet. Aber ganz anders redet er von demselben Kaiser B. 12. Epigr. 6. wo er den Nerva lobet: und den günstigen Einfluß, den seine Regierung auf Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit hatte, preiset. Er nennet hier den Domitian einen harten Regenten, und rechnet es dem Nerva als ein großes Verdienst an, daß er es gewagt, unter dessen Regierung tugendhaft zu seyn.

— — Sed tu sub Principe duro
Temporibusque malis ausus es esse bonus.

Und nicht günstiger urtheilt er vom Domitian B. 12. Epigr. 15. worin er dem Trajan schmeichelt.

Omnes cum Ioue nunc fumus beati:
At nuper, pudet, ah! pudet fateri,
Omnes cum Ioue pauperes eramus.

Vierzehntes Capitel.

Des jungen Plinius Panegyrikus auf den Trajan.

Nun sind wir zu dem Panegyrikus des Plinius gekommen, der unter allen, die wir von Kaisern haben, der erste und berühmteste ist. Vom Plinius selbst darf ich nicht viel sagen. Man weiß, daß er einer von den größten Rednern seiner Zeiten war. Er besaß zu viel Tugend, als daß er unter dem Domitian nichts hätte fürchten dürfen; aber der Tod des Tyrannen rettete ihn. Vom Nerva und Trajan wurde er geliebt; und man kann nichts größeres zu seinem Ruhm sagen, als daß er der Nacheiferer und Freund des Tacitus war. Da beyde in gleichem Ansehen standen, und einer an dem Ruhme des andern Antheil nahm, so genossen sie in ihrer freundschaftlichen und gelehrten Verbindung das reine Glück, welches man weder durch Stand noch durch Beyfall erlangt, und welches man noch weniger in der Verbindung antrift, die durch Eigenliebe und Schmeicheley, durch scheinbare Zuneigung und wirkliche Gleichgültigkeit geknüpft wird, und die man so unrichtig mit dem Namen der Gesellschaft belegt hat; denn wenn diese betrügerische Verbindung gleich eitle Seelen belustigen, und leichtsinnigen Gemüthern Nahrung geben kann, so schreckt sie doch fühlbare Herzen zurück,

und

und veranlaßt mehr Trennung und Einsamkeit, als sie Vereinigung unter den Menschen zu stiften scheint. Man darf nur die Briefe des Plinius lesen, wenn man diese genaue Freundschaft näher will kennen lernen. Man theilt sie mit ihnen, und beneidet sie. Sie wollten zusammen leben und sterben; und sie wünschten, daß nach ihrem Tode die Nachwelt ihre Namen so vereinigen möchte, wie ihre Seelen im Leben vereinigt gewesen waren. Man wird es mir verzeihen, daß ich mich einen Augenblick bey den Reizen einer so rührenden Freundschaft aufgehalten habe. Es ist angenehm, selbst im Schreiben, sich zuweilen den Bewegungen seines Herzens überlassen zu können; und ich lege noch einen größern Werth auf ein Empfindniß, das mich tröstet, als auf eine Wahrheit, die mich unterrichtet.

Plinius war Consul, als er seinen berühmten Panegyrikus hielt. Man pflegt zu sagen, Trajan würde ihn ganz verdient haben, wenn er ihn nicht angehört hätte; aber zum Glück wurde er nicht so gehalten, als er aufgeschrieben ist. Er war Anfangs nichts als bloße Danksagung mit untermischten Lobsprüchen. Nachher bearbeitete ihn Plinius weiter, ehe er ihn bekannt machte, verfertigte daraus beynahe ein neues Werk, und gab ihm allmählich so eine Ausdehnung, welche die meisten Menschen nicht einmal einer Satyre zu gute halten würden. Wenn man seine Vorzüge sowohl als seine Verdienste richtig beurtheilen will, so muß man selbst ihn lesen. Wer von der Natur eine starke Seele erhalten hat;

wem das Glück oder Unglück zu Theil geworden ist, tief zu empfinden; wer mit Hitze sowohl bewundert als tadelt; wer die Gegenstände immer von einer gewissen Höhe betrachtet, sie schnell ausmißt, und dann zu andern Gegenständen fortstürzt; wer sich mehr mit dem Ganzen, als mit einzelnen Stücken beschäftigt; wer Vergnügen an dem Drange, und gleichsam am Getümmel der Ideen findet, und also eine Beredsamkeit verlangt, die seiner Art zu empfinden und zu denken angemessen ist; der wird freylich mit dem Werke des Plinius nicht zufrieden seyn. Er wird darinn von Erhabenheit, von Hitze, von fortreißendem Gange wenig antreffen, und fast nicht einen einzigen Zug finden, der in die Seele dringt, und in derselben starke und tiefe Eindrücke zurückläßt. Aber es giebt auch Menschen von stiller Imagination und ruhiger Seele, die mehr Vergnügen an Anmuth als an Stärke finden, die zwar leicht bewegt, aber nicht erschüttert seyn wollen, die sich an Witz belustigen, aber durch lebhafte Empfindungen ermüdet werden; und die werden gewiß ein ganz anderes Urtheil fällen. Ihnen wird an Plinius die Anmuth des Stils, die Feinheit der Lobsprüche, und oft der Glanz der Ideen gefallen. Sie werden nicht mit fortgerissen werden; aber sie werden allenthalben mit Vergnügen stille stehen. Wenn auch nicht jeder Gedanke neu ist, so wird er ihnen doch immer durch die scharfsinnige Art, womit der Redner ihn vorstellt, angenehm seyn. Oft werden sie auch eine Aehnlichkeit mit denen Gestalten bemerken; die der halbe Schleyer, womit sie bedeckt sind, verschönert;

und

und sie werden das Vergnügen haben, dasjenige zu errathen, was der Redner nicht sagt, und ihm sein Geheimniß gleichsam abzulocken. Diese Beschäftigung ist sowohl für den Witz angenehm, weil er sich übt, ohne sich zu ermüden, als auch für die Eigenliebe, weil sie mit dem Redner fortarbeitet, und durch die Enträthselung seiner Gedanken einen Beweis von ihren eigenen Kräften erhält. Aber diese Art von Annehmlichkeiten hat auch ihre Fehler. Je scharfsinniger man seyn will, desto weniger bleibt man natürlich. Es geht in den Schriften so wie in den Gesellschaften. Die beständige Begierde zu gefallen verengert die Seele, und raubt ihr die Empfindniß und den Drang zu großen Dingen. Diese übertriebene Sucht, sich beliebt zu machen, hält die freyen und kühnen Bewegungen der Imagination zurück, und zwingt sie zu einem trägern Gange. Der Stil wird angenehm und kalt. Dazu kommt noch die Einförmigkeit, die aus dem beständigen Bestreben zu gefallen entsteht, und der ausgezeichnete Contrast zwischen großen Materien und einer kleinen Manier.

Es wäre zu wünschen, daß man dem Plinius keinen von diesen Vorwürfen machen dürfte. Vielleicht ist er auch in andern Absichten nicht ganz fehlerfrey. So gar in den Lobsprüchen, die der Consul dem Kaiser ertheilt, herrscht eine umständliche Erzählung von Kleinigkeiten. So gar scheint mir der Ton nicht immer die gehörige Würde zu haben. Die Römer erhalten in diesem Panegyrikus die Mine von Sklaven, die eben von ihren Fesseln befreyet

sind, sich selbst über ihre Freyheit wundern, und ihrem Herrn Dank dafür wissen, daß er sie nicht ganz zertreten will, und sie noch würdigt, als Menschen zu behandeln. Aber diesen Fehler muß man mehr der Zeit als dem Redner auf die Rechnung schreiben. So groß ist der Einfluß der Regierung auf die Beredsamkeit und die Künste. Gemüther, die lange niedergeschlagen gewesen sind, können sich nicht so gleich wieder erheben; und wer sich in den Ketten eine krumme Lage angewöhnt hat, dem sieht man sie nachher noch an, wenn er wieder in Freyheit geht. Selbst Tacitus, der eine so stolze und hohe Seele hatte, fühlte dies Unglück, und klagte darüber. So groß, pflegte er zu sagen, ist die Schwachheit der Menschen; die Arzeneyen wirken immer langsamer, als die Krankheiten; und es ist leichter, ein Genie zu ersticken, als zu ermuntern.

Ohngeachtet dieser allgemeinen Anmerkungen trift man doch in dem Panegyrikus des Plinius an vielen Stellen wahre Beredsamkeit, Erhabenheit und Stärke an. Dahin gehört die, wo er von dem scheuen und einsiedlerischen Leben des Domitian redet. Er schildert ihn „in seinen Pallast eingeschlos„sen, wie ein wildes Thier in seiner Höle, wo er „sich bald mit dem Blute seiner Verwandten tränk„te, bald aber herausstürzte, um die berühmtesten „Männer zu zerreißen. Schrecken und Drohung „bewachten die Thüre des Pallasts; und wer her„eingelassen wurde, zitterte eben so sehr, als wer „ausgeschlossen war. Niemand wagte es sich zu

„nähern,

„nähern, oder einen Prinzen anzureden, der die „Finsterniß und das Geheimniß liebte, und nie aus „seiner Einöde herausgieng, außer wenn er Ein„öden machen wollte (42). Indessen schloß er in „den Mauern, die ihm zur Erhaltung dienen soll„ten, Betrug und Nachstellung und den Gott ein, „der die Laster bestraft.“ *) Kurz nachher zeigt er uns die niedergerissenen Statüen des Domitian, und den aufgebrachten Pöbel, der mit der Axt in der Hand sich beeifert, diese goldenen Bildsäulen

(42) Diesen spielenden Witz hätte Hr. Thomas, wenigstens im Vorbeygehen, wohl bemerken können. Bey einer so tragischen Materie ist er doppelt auffallend. Das darauf kommende: Deum inclusit sowohl, als die ganze folgende Beschreibung von den zerbrochenen Säulen, hat der Verf. vermuthlich als ein Beyspiel des gezwungenen und räthselhaften Scharfsinns angeführt, den er vorher mit unter die Fehler des Plinius rechnete. Die wahre Beredsamkeit verachtet solche Künsteleyen sowohl in Gedanken, als im Ausdruck.

*) Nec salutationes tuas fuga et vastitas sequitur. Remoramur, resistimus vt in communi domo, quam nuper illa immanissima bellua plurimo terrore munierat, quum velut quodam specu inclusa, nunc propinquum sanguinem lamberet, nunc se ad clarissimorum ciuium strages caedesque proferret. Obuersabantur foribus horror et minae; et par metus admissis et exclusis. Non adire quisquam, non alloqui audebat tenebras semper secretumque captantem, nec vnquam ex solitudine sua prodeuntem, nisi vt solitudinem faceret. Ille tamen quibus sibi parietibus et muris salutem suam tueri videbatur, dolum secum et insidias et vltorem scelerum Deum inclusit.

Paneg. 48. 49.

zu verstümmeln, als wenn er auf den Tyrannen selbst losschlüge. Er zeigt uns diese ehemals drohenden Bildnisse und Gegenstände des öffentlichen Schreckens, die durch das Feuer eine andere Form erhalten haben, und von nun an zum Nutzen und Vergnügen der Bürger dienen sollen *).

Um von dem Charakter des Plinius und von der Art seiner Beredsamkeit noch einen deutlichern Begrif zu geben, will ich einige einzelne Stellen aus diesem Panegyrikus anführen, der, ohngeachtet seiner Fehler, eins der schätzbarsten Werke des Alterthums bleibt.

Trajan, sagt er, rechnet sich mit unter uns, und er ist um so viel erhabener, weil er sich unter uns rechnet. Er erinnert sich eben sowohl, daß er ein Mensch ist, als, daß er über Menschen herrscht **).

Die Reichen werden durch große Vortheile und eben so große Strafen aufgemuntert, Kinder zu erzeugen;

*) Illae autem aureae et innumerabiles statuae strage et ruina publico gaudio litauerunt. Iuuabat illidere solo superbissimos vultus, instare ferro, saeuire securibus, vt si singulos ictus sanguis dolorque sequeretur. Nemo tam temperans gaudii seraeque laetitiae, quin instar vltioni videretur cernere laceros artus, truncata membra, postremo truces horrendasque imagines obiectas excoctasque flammis, vt ex illo terrore et minis in vsum hominum ac voluptates ignibus mutarentur.

Paneg. 52.

**) Vnum ille se ex nobis, et hoc magis excellit atque eminet, quod vnum ex nobis putat: nec minus hominem se, quam hominibus praeesse meminit.

Paneg. Traj. 2.

gen; für die Armen ist ein guter Fürst dazu der einzige Antrieb. Nur durch seine Wohlthaten kann er diejenigen ernähren, die ihr Daseyn blos dem Vertrauen auf ihn zu danken hatten. Ohnedem beschleunigt er den Untergang seiner Regierung und den Untergang des Staats zugleich; und er kann eben so wenig für die Großen sorgen, wenn er das Volk vernachläßigt, als ein Haupt erhalten werden kann, dem der Körper fehlt *).

Es ist freylich ein großer Reiz zur Fortpflanzung seines Geschlechts, wenn man für seine Kinder Unterhalt und Geschenke erwarten kann; aber noch größer ist er, wenn man hoffen kann, daß sie in Freyheit und Sicherheit leben werden. Der Fürst hat gar nicht nöthig, Geschenke oder Unterhalt zu geben; er darf nur einem jeden sein Vermögen und sein Leben lassen; dann werden sich Leute genug finden, die beerbt zu seyn wünschen **).

Durch

*) Locupletes ad tollendos liberos ingentia praemia et pares poenae cohortantur; pauperibus educandi vna ratio est bonus princeps. Hic fiducia sui procreatos nisi larga manu fouet - - - Occasum imperii, occasum reipublicae accelerat; fruſtraque proceres, plebe neglecta, vt defectum corpore caput - - - tuetur.

Paneg. 26.

**) Magnum quidem est educandi incitamentum, tollere liberos in spem alimentorum, in spem congiariorum; maius tamen in spem libertatis, in spem securitatis; atque adeo nihil largiatur princeps, dum nihil auferat; non dat, dum non occidat; nec deerunt, qui filios concupiscant.

Paneg. 27.

Durch die Aufhebung der heimlichen Anklagen hast du ein innerliches Uebel ausgerottet, und mit einsichtsvoller Strenge dafür gesorgt, daß Gesetze, auf die die Erhaltung des Staats sich gründete, nicht zugleich Ursachen seines Untergangs würden *).

Unter deiner Regierung bringt die Tugend so gar Vortheile, da man sonst schon völlig zufrieden seyn kann, wenn sie nur nicht Schaden bringt **).

Die vorigen Kaiser fanden mehr Vergnügen an den Lastern, als an den Tugenden der Bürger; theils weil man es überhaupt gern sieht, wenn andere mit uns einerley Charakter haben, theils, weil sie glaubten, daß diejenigen die Sklaverey geduldiger ertragen würden, die nichts weiter als Sklaven zu seyn verdienten ***).

Vieleicht befördert ein Fürst die Sittlichkeit mehr; wenn er den Unterthanen erlaubt, gut zu seyn, als wenn er sie dazu zwingt ****).

So

*) Excidisti intestinum malum, et prouida seueritate cauisti, ne fundata legibus ciuitas euersa legibus videretur. *Paneg.* 34.

**) Prodest bonos esse, quum sit satis abundeque si non nocet. *Paneg.* 44.

***) Et priores quidem principes - - - vitiis potius ciuium quam virtutibus laetabantur, primum, quod in alio sua quemque natura delectat, deinde, quod patientiores seruitutis arbitrabantur, quos non deceret esse nisi seruos. *Paneg.* 45.

****) Nescio an plus moribus conferat Princeps, qui bonos esse patitur, quam qui cogit. Ibid.

So bald ein Prinz zur Regierung gelangt, wird sein Name, entweder durch gute oder durch schlechte Urtheile, gewiß verewigt. Er hat also nicht für einen beständigen Namen, denn der bleibt wider seinen Willen, sondern für einen guten zu sorgen *).

Beurtheile uns, Cäsar, nach dem Rufe, worinn jeder steht. Auf ihn richte deine ganze Aufmerksamkeit. Es ist nicht so sicher, einzelnen Menschen zu trauen, als allen insgesammt. Einzelne Menschen können hintergehen, und hintergangen werden. Aber niemand hat alle Menschen betrogen, oder ist von allen betrogen worden **).

Da du den Ruhm deines Geschlechts noch durch deine Tugend übertrifft, warum sollten denn unter deiner Regierung diejenigen, welche Stifter einer berühmten Familie zu seyn verdienten, ein schlechteres Schicksal haben, als die, deren Vorfahren berühmte Männer gewesen sind? ***)

Wer

*) Vt quisque factus est Princeps, extemplo fama eius, incertum bona an mala, caeterum aeterna est. Non ergo perpetua Principi fama, quae inuitum manet, sed bona concupiscenda est. *Paneg.* 55.

**) Tales nos crede, Caesar, qualis cuiusque fama est. Huic aures, huic oculos intende. Melius omnibus quam singulis creditur. Singuli enim decipere et decipi possunt. Nemo omnes, neminem omnes fefellerunt. *Paneg.* 62.

***) Cur te Principe, qui generis tui claritatem virtute superasti, deterior esset conditio eorum, qui posteros habere nobiles mererentur, quam eorum, qui parentes habuissent? *Paneg.* 70.

Wer zum höchsten Range gelangt ist, kann nur dadurch sich mehr erheben, wenn er, sicher auf seine Größe, sich herabläßt *).

Es war eine Zeit, und sie hat nur zu lange gedauert, wo das Glück oder Unglück des Kaisers von dem unsrigen sehr verschieden war; mit dir aber haben wir jetzt frohe und traurige Schicksale gemein, und wir können ohne dich eben so wenig glücklich seyn, als du ohne uns **).

Durch keine Handlungen erregt man mehr Mißfallen, als durch diejenigen, welche allgemeinen Beyfall zu haben scheinen ***).

Du hast Freunde, weil du selbst freundschaftlich bist. Denn die Liebe läßt sich von den Unterthanen nicht so wie andere Dinge durch Befehle erzwingen, und bey keiner Neigung trift man so wie bey ihr, Stolz, Liebe zur Freyheit, Widerwillen gegen Herrschaft und eigene Thätigkeit an. Es kann seyn, daß ein Prinz, ohne es zu verdienen, dennoch zuweilen gehaßt wird, ob er gleich selbst nicht

*) Cui nihil ad augendum fastigium supereſt, hic vno modo crescere potest, si se ipse submittat, securus magnitudinis suae. *Paneg.* 71.

**) Fuit tempus, ac nimium diu fuit, quo alia aduersa, alia secunda Principi et nobis; nunc communia tibi nobiscum tam laeta quam tristia, nec magis sine te nos esse felices, quam tu sine nobis potes. *Paneg.* 72.

***) Nulla magis omnibus displicent, quam quae sic fiunt, tanquam omnibus placeant. *Paneg.* 76.

nicht Haß hegt; aber geliebt kann er nie werden, wenn er selbst nicht liebt *).

Man sieht in allen diesen Stellen den Charakter des Redners und den Gang seines Geistes. Seine Gedanken sind wahr, zuweilen stark, oft in Epigrammen zugespitzt, und durch einen Contrast in Worten oder Ideen erhöht. Diese Art der Beredsamkeit ist unstreitig nicht die beste, und kann getadelt werden; aber deswegen verdienen die nützlichen und edlen Wahrheiten, wovon das Werk voll ist, nicht weniger Beyfall. Man muß die subalterne Aufmerksamkeit, welche die Redensarten in eine Wagschale legt, und mehr auf Worte als auf Gedanken achtet, nicht zu weit treiben. Ein guter Bürger, sollte ich denken, hat immer noch mehr Werth, als ein vortreflicher Redner; und wenn man das Verderben des Geschmacks verhindern muß, so muß man doch noch immer mehr darauf sehen, daß Menschen und Fürsten nicht verdorben werden.

*) Habes amicos, quia amicus ipse es. Neque enim vt alia subjectis, ita amor imperatur. Neque est vllus affectus tam erectus et liber, et dominationis impatiens, nec qui magis vires exigat. Potest fortasse princeps inique, potest tamen odio esse nonnullis, etiamsi ipse non oderit; amari, nisi ipse amet, non potest.

Funfzehntes Capitel.

Vom Tacitus. Von einer Lobrede, die er als Consul hielt; von seiner historischen Lobschrift auf den Agricola.

Tacitus hat zwar auf keinen Prinzen einen Panegyrikus gemacht; indessen erfodert doch die Ordnung der Zeiten, die Verbindung der Ideen, das Verdienst dieses großen Mannes, und der besondere Charakter seiner Werke, daß wir seiner hier Erwähnung thun. Ein französischer Officier, der bey der Einweihung einer Statüe Ludwigs XIV. eine Compagnie von der Garde angeführt hatte, kam beym Abmarsch vor der Statüe Heinrichs IV. vorbey; hier sagte er zu den Soldaten: „Meine Freunde, wir wollen auch diesen be„grüßen; er ist wohl so viel werth, als ein ande„rer!“ und zugleich ließ er die Fahnen bis zur Erde senken. Bey unsrer Musterung der Schriftsteller verdient Tacitus eben die Ehre. Wenn man nur wenige Empfindung hat, so wird bey seinem Namen die Einbildungskraft sich erhitzen, und das Herz sich erheben. Fragt man mich, welcher Mann die Laster und die Verbrechen am besten schildert, und am meisten Unwillen und Verachtung gegen diejenigen einflößt, die das menschliche Geschlecht unglücklich gemacht haben? Ich antworte, Tacitus. Wer der unterdrückten Tugend die heiligste

ligste Ehrfurcht erwirbt, und sie auf die erhabenste Art in den Fesseln oder unter den Streichen des Henkers vorstellt? es ist Tacitus. Wer die Schande der Freygelassenen und der Sklaven, und aller derjenigen, die am Hofe der Kaiser krochen, schmeichelten, raubten und verführten, am besten aufgedeckt hat? auch dies that Tacitus. Man nenne mir einen Mann, der jemals der Geschichte einen würdigern Charakter ertheilt, oder ein schrecklicheres Ansehen für die Nachwelt gegeben habe. Philip II. Heinrich VIII. und Ludwig XI. hätten den Tacitus in einer Bibliothek nie ohne eine Art von Schauder bemerken sollen.

Wenn wir von der moralischen Seite ferner zum Genie fortgehen, welcher Mann zeichnete jemals die Charaktere stärker? wer drang tiefer in die Geheimnisse der Staatskunst ein? zog besser große Schlüsse aus den kleinsten Begebenheiten? entwarf richtiger in jeder Linie der Geschichte eines Menschen, die Geschichte des menschlichen Geistes und aller Jahrhunderte? überraschte stärker die Niederträchtigkeit, die sich verbirgt und einhüllt? entwickelte deutlicher alle Arten der Furcht sowohl als des Muths, alle Geheimnisse der Leidenschaften, alle Triebfedern der öffentlichen Reden, alle Contraste unter den Gesinnungen und Handlungen, alle Bewegungen, welche die Seele vor sich selbst verbirgt? zeichnete besser die sonderbare Mischung von Tugenden und Lastern und die Verbindung verschiedener und oft entgegengesetzter Eigenschaften; die Wildheit, die beym

Tiber kalt und dunkel, beym Caligula hitzig, beym Claudius schwach, beym Nero ungebunden und unverschämt, und beym Domitian heuchlerisch und furchtsam war; die Laster der Gebieter sowohl als der Sklaven; den Hochmuth, der auf der einen Seite Fesseln trug, um auf der andern befehlen zu können; die Verschlimmerung, die bald unvermerkt und träge, bald heftig und ungestüm anwuchs; den Charakter und den Geist der Revolutionen; die entgegengesetzten Absichten der Anführer; den Instinct, der bey den Soldaten wild und gierig, und beym Pöbel unruhig und schwach war; und in Rom bey dem ganzen Volk die Dummheit, die sich um den Sieger eben so wenig bekümmerte, als um den Besiegten; ohne Wahl, ohne Kummer und ohne Verlangen, während der Schauspiele, kaltsinnig erwartete, wen man zum Herrn ausrufen würde; und bereit war, demjenigen zuzuklatschen, der erscheinen würde, und den es zertreten hätte, wenn ein anderer Sieger geworden wäre? Kurz, aus zehn Seiten des Tacitus kann man die Menschen besser kennen lernen, als aus drey Viertheilen aller heutigen Geschichte. Er schreibt für Greise, Philosophen, Bürger, Hofleute und Fürsten. Er tröstet den, welcher von der Welt entfernt lebt, und unterrichtet den, der genöthigt ist, in derselben zu seyn. Hochachtung gegen die Menschen flößt er uns freylich nicht ein; aber wir wären sehr glücklich, wenn ihr Umgang uns nicht noch schlechtere Begriffe von ihnen beybrächte, als Tacitus thut.

Die Art seiner Beredsamkeit ist bekannt. Sie besteht nicht in Worten und Wohlklang, sondern in Ideen, die einander folgen und fortstoßen. Jeder Gedanke scheint sich zusammen zu ziehen, um weniger Platz einzunehmen. Man kommt ihm nie zuvor, sondern hat immer Mühe, ihm zu folgen. Oft entwickelt er sich nicht ganz, sondern zeigt sich gleichsam nur halb versteckt. Man denke sich eine Sprache, die so schnell wäre, wie die Bewegungen der Seele, die das Empfindniß, welches sie ausdrücken wollte, nie in mehrere Worte zerlegen durfte, und die durch jeden Ton eine Sammlung von Ideen bezeichnete, beynahe zu einer solchen Vollkommenheit hat Tacitus die römische Sprache gebracht. Nicht ein einziges unnützes Zeichen; nicht die geringste überflüßige Begleitung! die Gedanken drängen einander, und nehmen die Einbildungskraft haufenweise ein; aber sie füllen sie nur an, ohne sie zu ermüden. Was seinen Stil betrift, so ist er kühn, fortreißend, oft ungestüm, aber nie ohne Stärke. Er schildert mit einem Zuge. Die Verbindung steckt aber mehr in den Ideen, als in den Worten. Muskeln und Nerven findet man mehr bey ihm als Anmuth. Er ist der Michael Angelo der Schriftsteller; er hat seinen Tiefsinn, seine Stärke, und vieleicht auch etwas von seiner Rauhigkeit.

Es ist bekannt, daß er den größten Theil seines Lebens als Redner zubrachte, und sich erst im Alter auf die Geschichte legte. In seinem Consulat unter dem Nerva hielt er eine Rede auf den Tod des

Virginius. Dieser Feldherr hatte dreymal die Krone ausgeschlagen, und sich dadurch das Mißfallen der Armeen zugezogen, deren Haß er verachtete, und sie zum Gehorsam zwang, indem er ihr Geschenk verwarf. Er lebte ruhig und angesehen unter sechs Kaisern, ob es gleich nur auf ihn angekommen war, ihren Platz zu besitzen. Der jüngere Plinius, dessen Vormund und Freund Virginius gewesen war, redet in verschiedenen seiner Briefe mit Entzückung von ihm. „Er genoß, sagte er, „seinen Ruhm dreyßig Jahre lang. Er sah die Ge„dichte, die ihm zu Ehren verfertigt waren; er las „selbst seine Geschichte; und die Nachwelt fieng für „ihn noch bey seinem Leben an. Sein Leichenbe„gängniß, fügt er hinzu, machte dem Kaiser, sei„nem Jahrhundert, den Römern, und dem Red„nerstuhl Ehre; und überhaupt fehlte nichts zu dem „Glücke seines Lebens, da er nach seinem Tode „durch den größten Redner gelobet wurde.“ *)

Ein Lob auf einen solchen Mann, dessen Urheber ein Tacitus ist, mußte anziehend genug seyn; aber es ist nicht bis zu uns gekommen. Dagegen haben wir noch von ihm das Leben des Agricola, welches man als ein Meisterstück und als das Muster historischer Lobschriften betrachten kann.

Der Anfang, welcher große Schönheiten enthält, verräth eine Beredsamkeit, die natürlich und zugleich stark ist. Er spricht darin von dem alten Gebrauch,

*) *Plin.* Epist. lib. 1.

Gebrauch, große Männer zu rühmen, von der Gleichgültigkeit gegen diejenigen, die ihr Andenken erhalten, von der Gefahr, die Tugend unter Tyrannen zu loben, und von den Wirkungen der Unterdrückung, die das Genie erstickt, und den Künsten tödtlich ist. „Das letzte Jahrhundert, sagt er, „sah die äußersten Ausschweifungen der Freyheit, „das unsrige den höchsten Grad der Sklaverey. „Die heimlichen Auflaurer haben uns so gar die „Freyheit zu reden und zu hören benommen, und „und wir würden selbst die Erinnerung verlohren „haben, wenn dem Menschen das Vergessen so leicht „wäre als das Schweigen.“ *) Er redet darauf von sich selbst, wie er am Ende der Regierung des Domitian sich als einen Menschen betrachtet habe, der den Ketten und dem Tode entwischt sey, wie er andere und gleichsam sich selbst überlebet, und funfzehn Jahre seines Lebens verlohren habe, die unter Unthätigkeit und Stillschweigen verflossen wären. Aber doch, fügt er hinzu, wolle er wenigstens die letzten Kräfte eines schwachen Talents, und einer beynahe erstorbenen Stimme anwenden, um sowohl die vergangene Sklaverey als auch die gegenwärtige Glückseligkeit der Römer für die Nachwelt aufzuzeichnen. „Unterdessen, sagt er, widme ich diese „Schrift dem Andenken meines Schwiegervaters „Agricola, und meine Zärtlichkeit für ihn wird mir „entweder Entschuldigung oder Lob erwerben.“ **)

*) Agric. 2.

**) Agric. 3.

Darauf geht er die vornehmsten Veränderungen in dem Leben seines Helden durch, und wir sehen unter seinem meisterhaften Pinsel an dem Hofe eines Tyrannen, einen großen Mann, den selbst seine Dienste strafbar machen, der gezwungen ist, seinem Herrn für seine Ungerechtigkeiten zu danken, und der mehr Kunst anwenden muß, das Andenken seines Ruhms zu vertilgen, als er gebraucht hatte, Provinzen zu erobern, und Armeen zu besiegen. „Man haßt, sagt Tacitus, diejenigen, die man „beleidiget hat. Domitian wurde, ohngeachtet „seiner natürlichen Wildheit und des bittern Hasses, „der eben, weil er ihn verbarg, um so viel unversöhnlicher wurde, dennoch durch die Klugheit und „Mäßigung des Agricola in Schranken gehalten. „Dieser machte mit seiner Tugend kein Gepränge, „und suchte nicht auf eine schwärmerische Art dem „Kaiser zu trotzen und die allgemeine Aufmerksam„keit auf sich zu ziehen. Die Bewunderer des Ueber„triebenen sollten bedenken, daß es auch unter schlech„ten Fürsten große Männer geben kann, und daß „eine ruhige uud bescheidene Tugend, die von Ent„schlossenheit und Talenten unterstützt wird, nicht „weniger Ruhm erhält, als der Mann, der ihm „durch Abgründe nacheilt, und einen großen Na„men durch einen Tod erkauft, der zwar glänzend „ist, aber dem Vaterlande keinen Nutzen bringt.“ *)

So oft Tacitus von den Tugenden des Agricola spricht, scheint sein stolzes und feuriges Herz etwas

*) Agric. 42.

was sanfter zu werden; aber er taucht seinen Pinsel wieder in dunklere Farben, so bald er den Tyrannen schildert, der im Verdacht war, diesen großen Mann vergiftet zu haben, sich mit unruhiger Neugierde nach dem Fortgange seiner Krankheit erkundigt, seinen Tod von einem Augenblicke zum andern erwartet, darüber sich betrübt stellet, und nur, wie er erfährt, daß Agricola nicht mehr ist, sich über diesen Gegenstand seines Hasses beruhiget. Tacitus, der hier Redner wird, wünschet dem Agricola zu seinem Tode Glück. Er hat die letzten Verbrechen des Tyrannen nicht gesehn; er hat die Zeiten nicht erlebt, da Domitian überdrüßig war, das Blut tropfenweise zu vergießen, und also den Staat und Rom gleichsam mit einem Streiche niederhieb, da der Senat sich von Mördern umgeben sah, da der Tyrann den Hinrichtungen, die er befohlen hatte, selbst mit beywohnte, an der Bläße der Sterbenden sich vergnügte, und mitten unter den Henkern die Seufzer und die Klagen berechnete. „Du bist „glücklich gewesen, sagt er, aber wer wird deine „Tochter und mich trösten, daß wir einen Vater „verlohren haben? wer wird uns trösten, daß wir „in deiner Krankheit nicht unsere zärtliche Sorgfalt „für dich beweisen, dich nicht an unsere Brust drükken, uns an einem so werthen Anblick nicht sättigen, von deinem sterbenden Munde deine letzten „Seufzer und Ermahnungen nicht einsammlen konnten? Zwar, Bester der Väter! hattest du bey „dir eine Gattinn, die dich anbetete, und deiner „Asche ist alle die Ehre erzeiget worden, die du ver-

„dienteſt; aber doch floſſen wenigere Thränen auf „dein Grab, und deine brechende Augen ſchienen „noch Sehnſucht zu äußern. Wenn es einen Auf„enthalt für die tugendhaften Seelen giebt, wenn „große Männer, wie unſere Weiſen ſagen, ihre „Aſche überleben, o! ruhe in Friede! blicke deine „Familie an, endige unſere Klagen und unſere fei„gen Seufzer, um uns zur Betrachtung deiner Tu„genden zu erheben! Nein; Thränen ſollen ſie nicht „mehr beleidigen; durch Bewunderung derſelben, „und, wenn wir nicht zu ſchwach für ein ſo großes „Muſter ſind, durch ihre Nachahmung vorzüglich, „müſſen wir ſie ehren. Dies Opfer kommt dir zu. „Ich ſelbſt, wenn ich deine Gattinn und deine Toch„ter ermuntern werde, dein Andenken nicht zu be„leidigen, will ihnen den Rath geben, unaufhör„lich deiner Handlungen und deiner Reden ſich zu „erinnern, und deinen Ruhm und gleichſam deine „Seele lieber als kalte Bildſäulen zu umfaſſen. „Ich unterſage es nicht, auf Marmor oder Erz die „Züge großer Männer nachzubilden; aber dieſe „Bilder ſind ſo vergänglich, wie das, was ſie vor„ſtellen; dahingegen der Eindruck der Seele ewig „iſt. Nicht durch Kunſt, nicht durch vergängli„che Denkmünzen kann man die Seele eines großen „Mannes abzeichnen; durch unſer Betragen muß „es geſchehen, und durch unſere Sitten; und „ſ. w.“ *) (43)

In

*) Agric. 45. 46.

(43) Wir haben dieſe Lobſchrift des Tacitus auf den Agricola

In diesem Werke, welches, wie man sieht, eine wahre Lobschrift ist, hat Tacitus Philosophie mit Geschichte, und Geschichte mit Beredsamkeit verbunden. In jeder Zeile wird man die Seele eines Bürgers gewahr, der das ganze Gewicht von den Leiden der Tugend empfindet, und der bey der Beschreibung von dem Unglück seines Vaterlandes dasselbe zum zweytenmal fühlt. Der ganze Schluß ist voll rührender Zärtlichkeit, und zugleich voller Würde. Es scheint, als wenn die schmerzhaften und tiefen Bewegungen, die der Unwille über Verbrechen, und der Anblick des Hofes eines Tyrannen erregen muß, den Tacitus so ermüdet hatten, daß er, um diese Eindrücke zu schwächen, bey den sanftern Empfindungen der Natur auszuruhen suchte. So zeigt sich die Empfindlichkeit eines großen Mannes, die unsere Seelen zugleich rührt und erhebt.

Agricola zwar schon deutsch, sowohl in einer besondern zu Breslau vor einigen Jahren herausgekommenen Uebersetzung derselben, als auch in den sämtlichen Werken des Tacitus, die uns Hr. Müller geliefert hat. Aber doch verdiente sie noch eine neue Bearbeitung, wenn der Mann, der sich daran wagte, mit seiner Muttersprache und mit dem Tacitus in einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bekannt wäre. Sie ist, in aller Absicht betrachtet, vortreflich.

Sechszehntes Capitel.

Von den Griechischen Sophisten. Manier ihrer Beredsamkeit und ihrer Lobschriften. Panegyrische Reden vom Trajan bis zum Diocletian.

Während der Zeit, daß in Rom Tacitus die Geschichte schrieb, Plinius den Trajan erhob, Quintilian die Beredsamkeit lehrete, Martial die leichtere Dichtkunst ausübte, Statius Helden besang, und Juvenal voller Hitze und Bitterkeit mit dem Schwerdt der Satyre die Verbrechen der Römer bestrafte, lebten an dem andern Ende des Reichs, in Jonien, Griechenland und einem Theil von Asien die griechischen Redner, welche man Sophisten nannte, spielten daselbst die größte Rolle, und erfüllten zuweilen Städte und Provinzen mit der Bewunderung ihres Namens. (44) Sie unterschieden sich beson-

(44) Daß das Wort Sophist ursprünglich einen Lehrer bedeutet, der andere unterweiset, lehret der bekannte Vers des Euripides:

Μισῶ σοφιστὴν, ὃς ὐχ ἑαυτῷ σοφός.

Turpe est doctori, quum culpa redarguit ipsum.

Hernach verlohr dieses Wort seine erste edle Bedeutung, und bezeichnete solche Leute, die Philosophie und Beredsamkeit, als Werkzeuge der Ruhmsucht und des Eigennutzes brauchten, die eine gründliche Erkenntniß ganz und gar nicht sich zum Augenmerk mach-

besonders durch die Kunst aus dem Stegreif mit der größten Leichtigkeit zu reden. Diese Kunst entstand in den blühendesten Zeiten der Griechen, und entsprach der feurigen und leichten Einbildungskraft eines Volks, welches von jeder Empfindung schnell durchdrungen wurde, und dessen fruchtbare und biegsame Sprache den Ideen vorzueilen schien. Gorgias aus Sicilien gab zuerst den Athenienſern das Beyspiel davon; (45) und nicht allein Kritias und machten, sondern nur darauf dachten zu schimmern und sich vielen Beyfall zu erwerben. Cicero giebt diesen Begrif an in seinen Akademischen Untersuchungen B. 4. Cap. 23. Sophistae appellantur ii, qui ostentationis aut quaestus causa philosophantur. Ein Begrif, der sehr nahe an dem gränzt, was wir uns denken, wenn wir einen gelehrten Windbeutel nennen.

(45) Gorgias von Leontium in Sicilien gebürtig, ist der Vater der redneriſchen Sophisten. Cicero sagt das de finibus bon. et mal. B. 2. Cap. 1. ausdrücklich. Primus est ausus Leontinus Gorgias in conuentu poscere quaestionem, id est iubere dicere, de qua re quis vellet audire. Er macht dabey die richtige Anmerkung: Audax negotium; dicerem impudens, nisi hoc institutum postea translatum ad philosophos nostros esset. Plato hat seinen Namen demjenigen Dialogen, der gegen die Sophisten geschrieben ist, vorgesetzt. Er fand mit seiner Beredsamkeit einen so ausnehmenden Beyfall, daß die Athenienser die Tage, da er sich öffentlich hören ließ, festliche Tage nannten; so gar wurde ihm zu Delphi eine goldene Bildsäule errichtet. Wir haben noch 2 Reden von ihm Griechisch, nämlich eine Lobrede auf die Helena und eine Vertheidigungsrede für den Palamedes. Man findet die erste in der Aldinischen Ausgabe der Reden des Isocrates, Alcidamas und Aristides. Venedig 1513. Fol. und in der Stepha-

und Alcibiades, die noch jung waren, sondern auch Thucydides und Perikles, die sich schon in einem höhern Alter befanden, giengen hin, um ihn zu hören, und bewunderten ihn. Aeschines, der Nebenbuhler und Feind des Demosthenes, hatte eben das Talent. Seine Vorträge waren, wie man sagt, voller Heftigkeit und Genie, und er schien begeistert zu seyn, wie die Priester, wenn sie Aussprüche des Orakels vortrugen. Diese Kunst wurde nachher mit vielem Glücke geübet, und unter den Kaisern erwarb sie denen, die sich darauf legten, das größte Ansehn. Zu Athen, Alexandrien, Tarsus, Smyna, Ephesus und Byzanz waren für dieselbe beständig öffentliche Schulen, wo sich diese Redner bildeten, und von da sie sich in die angesehensten Städte von Europa und Asien begaben. Bey ihrer Ankunft versammlete sich das Volk haufenweise vor den Bühnen, auf den öffentlichen Plätzen, und bey den Eingängen der Tempel. Man gab ihnen eine Materie, und sie redeten unter lautem Beyfall. Oft machten sie auch den Anfang mit einer Lobrede auf die Stadt. Aus ihnen wählte man die Abgeordneten an die Kaiser. Ihr Ruhm hatte sie schon angekündiget, ehe sie in Rom ankamen, und oft ertheilte ihnen der Fürst Vorrechte, Befreyungen von Auflagen, und zuweilen die ersten Würden des Reichs. Die Völker errichteten ihnen Ehren-

Stephanianischen Ausgabe der alten Griechischen Redner v. J. 1575. Fol. die andere findet man in der Aldinischen Ausgabe der alten Griechischen Redner v. J. 1513. Fol.

Ehrensäulen; man stellte ihre Bildnisse in die Tempel auf, und ihr Vaterland ernährte sie auf Kosten des Staats.

Man sieht leicht ein, daß die meisten von diesen Rednern oder Sophisten, deren Kunst und Talent darin bestand, aller Materien mit Schnelligkeit sich zu bemächtigen, eine lebhafte Einbildungskraft und einen schwärmerischen Witz besitzen mußten. Einer von ihnen, der die Stadt Smyna zum Abgesandten an den Kaiser ernannte, richtet, in den Augenblick, da er es erfährt, ein Gebet an die Götter um die Beredsamkeit eines seiner Nebenbuhler. Ein anderer beschäftigte sich nur des Nachts mit Nachdenken. O Nacht! sagte er, ich rufe dich an! Unter allen Gottheiten spricht keine mächtiger zum Herzen, als du. Ein anderer gab den Rath, die Städte zu fliehen, und behauptete, daß die Lage der Oerter einen Einfluß auf die Seele habe. Bewohne und durchstreife die Gebürge, sagt er, die Sonne trift sie mit ihren ersten Strahlen, und die letzten Strahlen derselben ruhen auf ihnen. Erhebe dich zum Himmel; verlasse den Schatten, und athme das Licht und die Reinigkeit des Tages! Ein anderer nahm nach dem Tode seiner Gattinn ihren ganzen Schmuck zusammen, und hieng ihn in einem Tempel auf, um ihn der Gottheit des Orts zu heiligen.

Der berühmteste unter ihnen war Herodes Atticus. Er stammte vom Miltiades ab, hatte unter seinen Vorfahren einen römischen Consul, war selbst Consul, und besaß unermeßliche Reichthümer;

aber

aber alle diese Vorzüge schätzte er nicht so hoch, als den Ruhm aus dem Stegreif mit Beredsamkeit Vorträge halten zu können. In dieser Kunst wurde er von einem berühmten Redner zu Smyna unterrichtet, und sein erster Versuch in derselben war eine Lobrede auf seinen Vater. Da er in seiner frühen Jugend in einer Anrede an den Kaiser verstummt war, so gerieth er darüber in Verzweifelung, und wollte sich in den Fluß stürzen. Er hatte einen Freund, den er zärtlich liebte. Ihm zu Ehren ließ er eine Statüe aufrichten, und am Fuß derselben eine Verwünschung wider diejenigen eingraben, welche die Statüe seines Freundes niederreissen würden. In seinem Alter gab er einem mächtigen Manne auf seine Drohungen zur Antwort: weißt du nicht, daß man in meinen Jahren sich nicht mehr fürchtet? (46)

Aber

(46) Tiberius Klaudius Attikus Herodes, von Marathon im Attischen gebürtig, lebte im 2ten Jahrhundert nach der Geburt Christi, und war ein Liebling der beyden Antoninen und des Lucius Verus. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts fand man 2 Inschriften in Italien, welche diesen Herodes und seine Frau betreffen. Saumaise, oder nach seinem schriftstellerischen Namen Salmasius, gab sie mit weitläuftigen, das Leben des Herodes erläuternden Anmerkungen zu Paris 1619. 4. heraus. Von seinen Reden haben wir noch eine von der Republik (περὶ πολιτείας), welche man in den schon angeführten Aldinischen und Stephanianischen Sammlungen alter Griechischen Redner, imgleichen nebst Wilh. Kanters lat. Uebersetzung in der mit Gruters Vorrede zu Hanau 1619. 8. herausgekommenen Sammlung findet. Auch hätte es Polemo,

Aber durch welche Mittel konnten diese sonderbaren Leute es dahin bringen, daß sie über allerley Materien ohne Vorbereitung zu reden im Stande waren? Ihre Kunst setzte, außer einer sehr lebhaften und schnell zu erhitzenden Einbildungskraft, auch einen sehr anhaltenden Fleiß voraus. Sie erfoderte ein überlegtes Studium der Sprache; genaue Bekanntschaft mit allen Schriftstellern, und besonders mit denen, die im Stil die meiste Fruchtbarkeit und Biegsamkeit hatten; eine anhaltende Lectur der Dichter, weil diese die Einbildungskraft am stärksten erschüttern, und ihnen Mittel an die Hand geben konnten, den Mangel der Gedanken unter dem Glanz der Bilder zu verstecken; eine genauere Wahl in den Mustern, welche sie sich vorsetzten, um diejenigen nachzuahmen, mit denen ihr Talent und ihr Charakter die meiste Aehnlichkeit hatte; ein schnelles Gedächtniß, welches alle seine Reichthümer zum Dienst der Imagination anwenden konnte; eine beständige Uebung im Sprechen, woraus die Gewohnheit entstehen mußte, Ideen schnell zu verbinden; tiefe Untersuchungen über alle Arten von Empfindungen und Leidenschaften; viele allgemeine Begriffe über Tugenden und Laster; und vieleicht auch glänzende Stellen, die vorhero überdacht waren; Bekanntschaft mit der Geschichte, und allen den großen

Bege-

lemo, ein berühmter Sophist, den Herodes bewundert hat, nicht weniger verdienet, hier angeführt zu werden; von welchem Fabricius in seiner Griechischen Biblioth. B. 4. S. 368 u. f. f. ausführliche Nachricht giebt.

Begebenheiten, welche die Beredsamkeit nützen kann; schon fertige Eingangsformeln, die sich für die Oerter, die Zeiten und das Alter des Redners schickten; vieleicht auch die Kunst, ihre Ideen von allen Objekten unter gewisse Classen zu bringen, um sie bey jedem Vorfall wieder finden zu können; vielleicht die Klugheit, auf alle mögliche Materien voraus zu denken, und sie unter gewisse allgemeine Eintheilungen von Leidenschaften, Lob, Tadel, politischen, moralischen und gottesdienstlichen Materien zusammen zu fassen; vieleicht endlich die Fertigkeit sich durch die Aussprache gewisser Worte, die sie an ehemalige Empfindungen erinnerten, schnell zu begeistern, so wie die großen Acteurs, die ausser dem Theater kalt und ruhig sind, aber so bald sie gewisse Töne aussprechen, plötzlich in die Empfindungen des Schauderns, des Unwillens, der Zärtlichkeit bis zu Thränen versetzt werden. Ueberdem weiß man ja, daß selbst der Vortrag den Redner mit sich fortreißt, erhitzt, und durch eine Art von Mechanismus in ein Feuer versetzt, das er vorher nicht hatte.

Hierinn bestand vermuthlich die Kunst dieser Redner. Wenn man aber die Art ihrer Beredsamkeit genauer will kennen lernen, so muß man alles was darauf einen Einfluß haben konnte, in Erwegung ziehen. Die meisten Sophisten hielten sich in Athen oder in den griechischen Städten Asiens auf. Athen befand sich damals in der Sklaverey. Der Rednerstuhl des Demosthenes war zerbrochen, und seine Nachfolger kannten weder Stolz, noch Hof-

nung,

nung, noch Furcht mehr. Was ihnen noch übrig war, waren die Denkmäler vergangener Größe, und die traurige Einförmigkeit der gegenwärtigen Knechtschaft. Indessen suchten die Athenienser mit eben dem Leichtsinn, womit sie sich ehemals in die größten Angelegenheiten gemischt hatten, jetzt ihr Vergnügen in Kleinigkeiten, und ihre ohnmächtige und thätige Einbildungskraft erhielt sie in einer beständigen Bewegung und Unruhe. Nun kann man sich leicht vorstellen, wie die Beredsamkeit beschaffen war, die aus einer solchen Lage, und aus dem Charakter eines Volks entstehen konnte, das in der Sklaverey eben so ausschweifte, als in der Freyheit, und mit eben dem Ungestüm jetzt seinen Herren oder seinen Tyrannen schmeichelte, mit der es sich ihnen ehedem wiedersetzt hatte.

Was die griechischen Städte in Asien betrift, so hatten sie so gar die Erinnerung ihrer Größe verloren. Da sie schon viel früher die Knechtschaft kennen lernten, und den Satrapen gehorchen mußten, so waren sie kaum der Freyheit gewohnt geworden. Ueberdem hatte das angenehme und weichliche Clima seine Einflüsse auch auf die Beredsamkeit geäussert. Asien hat niemals die Art von Lebhaftigkeit gehabt, die den Geist in schnelle Bewegung setzt, und den Ideen Stärke giebt. Die Nachbarschaft des Despotismus, der Einfluß des Himmelstriches, die Menge sanfter und ruhiger Empfindungen, der stärkere Hang zum Vergnügen, die geringere Anlage zu Anstrengungen des Nachden-

kens, und die Neigung zu einer gewissen Ruhe der Seele — alles das zusammen mußte in den wärmern Gegenden der Beredsamkeit nachtheilig seyn. Daher haben auch die europäischen Redner über die Asiatischen eben das Uebergewicht gehabt, welches die nordischen Völker in ihren Kriegen zu allen Zeiten über die südlichen hatten.

Dazu kommt noch, daß die wahre Beredsamkeit sich nicht leicht zeigen kann, wenn der Redner keine Materie hat, die ihn interessirt, und wenn die Zuhörer nicht das nehmliche Interesse mit ihm haben. Wenn die Redner des alten Griechenlandes auftraten, so hatten sie immer wichtigere Angelegenheiten vorzutragen. Demosthenes hörte hinter seinem Rednerstuhl die Ketten, welche der Ehrgeiz der Tyrannen schüttelte, und mußte sowohl seines Vaterlandes Freyheit als seine eigene vertheidigen. Aber bey den Sophisten war alles Erdichtung, und sie hatten blos den Vorsatz, ein müßiges Volk zu belustigen, und sich den Beyfall der Zuhörer zu erwerben.

Selbst dieser Beyfall, nach dem sie mit so vieler Eifersucht rangen, mußte ihrer Beredsamkeit schädlich seyn. So bald jemand keinen andern Zweck hat, so werden seine Gedanken unnatürlich. Entweder er verbirgt einen Theil davon, damit der andere um so viel mehr glänzen soll; oder er stellt sie in Verbindungen auf, die Erstaunen erregen, und mehr sonderbar als wahr sind; oder er nimmt einzelne Theile vom Ganzen weg, und trägt sie als witzige Einfälle vor; oder er will ihnen den Schein

der

der Erhabenheit geben, und drückt Gedanken allgemein aus, die nur in einzelnen Fällen gegründet sind; oder er kleidet das in feine Wendungen ein, was nur schlechthin gesagt werden sollte; oder er sucht Feinheit und Nachdruck zu verbinden, und also durch zwey entgegengesetzte Eigenschaften zu überraschen; oder er will die Aufmerksamkeit beschäftigen, und trägt eine Menge kleiner Umstände vor, vernachlässigt aber darüber die Größe und den Gang des Ganzen. Daraus folgt also, daß die Beredsamkeit, die Beyfall und Händeklatschen sich zu ihrem letzten Ziel setzt, in der Länge kalt, unrichtig und mittelmäßig werden muß.

Selbst die Gewohnheit, und die Nothwendigkeit aus dem Stegreife zu reden, mußte ohngeachtet des Blendenden, was sie mit sich führte, und der Geschicklichkeiten, die sie voraus setzte, doch dem wahren Geschmack nachtheilig seyn. Man hatte gar zu leicht Nachsicht gegen die Geringfügigkeit des Plans, gegen die Armuth an Gedanken, den Mangel der Farbenmischung, den Ueberfluß an Worten, die Schwäche und Mattigkeit der Empfindnisse. Der Redner verdarb den Geschmack des Volks, und die Nachsicht des Volks verdarb den Redner. Dies ist unstreitig der Grund von den Vorwürfen, die man zu allen Zeiten der Beredsamkeit der Sophisten gemacht hat, ob es gleich einigen unter ihnen nicht an Talenten und an glücklichem Erfolge fehlete, und der Ruhm, den sie erhielten, ausserordentlich war. Auch ist keiner von

diesen Griechen dem Tacitus, oder Quintilian, oder Plinius gleichgekommen. Doch kommt das sehr dabey in Anschlag, daß sie nicht einerley Aufenthalt mit ihnen hatten.

Rom war der Mittelpunkt aller Bewegungen. Dort vereinigten sich die großen Auftritte, die grossen Angelegenheiten, und die großen Leidenschaften. Ein Mann, der das Schicksal der Welt in seinen Händen hatte, ein Hof, wohin man sich aus allen Gegenden von Europa, Afrika und Asien versammlete, eigensinnige Tyrannen, die hundert Nationen in Bangigkeit setzen konnten, selbst eine Knechtschaft, die etwas großes mit sich führte, weil sie über die ganze Welt verbreitet war, endlich die römische Würde, welche von allen Seiten, auch sogar aus den Ruinen der Freyheit, hervor blickte — dies ganze Schauspiel setzte wenigstens in den ersten Jahrhunderten des Reichs die Gemüther stark in Bewegung. Der Redner, der Philosoph, und der Dichter hatten also zu Rom weit mehrere Uebung, und wurden durch die beständigen Abwechselungen der Auftritte daselbst weit stärker beschäftiget, als in Griechenland, oder in Asien, wo man alle diese Auftritte höchstens nur in der Entfernung sah.

Selbst in den Fehlern der Schriftsteller mußte sich eine Verschiedenheit zeigen. In Rom neigte sich alles zum Uebertriebenen, und in den griechischen Städten zur Weichlichkeit. Es ist nicht einerley, ob das Verderben des Geschmacks aus Lastern und heftigen Leidenschaften, oder ob es aus

Mangel

Mangel an Thätigkeit, und aus einem Müssigange entsteht, der in Kleinigkeiten Vergnügen sucht. Im ersten Falle strengt man sich zu sehr an, im andern nicht genug; und was jener übertreibt, das schwächet dieser. Vieleicht war eben daher der Geschmack seinem gänzlichen Verfall in Rom näher, als in Griechenland und Asien. Denn wer so weit nicht kommt, als er kommen kann, bleibt doch der Natur immer näher, als derjenige, der zu weit gegangen ist; und beym Geschmack gehört nicht so viel Kraft dazu, sich zum Ziele zu erheben, als sich wieder herab zu lassen.

Unter den griechischen Rednern oder Sophisten, mit denen wir uns jetzt beschäftigen, verfertigten viele auf Privatpersonen, Städte und Kaiser Lobreden. Wir haben noch eine davon auf den Trajan, die aber in einem ganz andern Geschmacke ist, als die Lobrede des Plinius. Ihr Verfasser ist Dio Chrysostomus (47), der seinen Zunamen von seiner

(47) Dio Chrysostomus aus Prusa in Bithynien gebürtig, war anfänglich ein Sophist, übte sich in Schulreden, und grif die vortreflichsten Griechischen Philosophen und Dichter älterer Zeiten mit heftigem Tadel an. Er verließ endlich die Sekte der Sophisten, und machte von seinem Genie und seiner Beredsamkeit eine edlere Anwendung. Die Bildung der Sitten nach den Grundsätzen der Stoischen Philosophie war sein vornehmster Gegenstand, und seine noch vorhandene Reden oder Abhandlungen, die sich durch eine gute Schreibart sowohl als durch Auswahl und Gründlichkeit der Gedanken empfehlen, zeugen deutlich, wie vorzüglich geschickt er dazu gewesen sey. Seine Schriften hätten es

weit

Beredsamkeit erhielt. Er kam unter dem Domitian zuerst nach Rom, aber da er eben so tugendhaft als beredt war, so hatte er den Muth, oder das Unglück, Mißfallen zu erregen. In einem sklavischen Lande war er frey, und unter den Verstellungen des Hofes war er aufrichtig. So bald die Wahrheit tadelt, wird sie als eine Beleidigung, und dann als ein Verbrechen angesehen. Man wollte sich seiner bemächtigen, und er war genöthiget, die Flucht zu nehmen. Er verhehlte seinen Namen und seine Herkunft, und lebte viele Jahre unbekannt, irrete von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land, mußte sehr oft, um Unterhalt zu haben, den Acker pflügen, oder in den Gärten arbeiten, und machte seinem Stande durch seinen Muth, Ehre. Von seinem ganzen Vermögen hatte er nichts übrig, als einen Dialog des Plato, und eine Rede des Demosthenes, welche er allenthalben bey sich führte. So gieng er durch Mösien und Thracien, kam bis zu den Scythen, erregte zuweilen die Bewunderung dieser barbarischen Völker, und nahm zuletzt seinen Aufenthalt bey den Geten, wo er den größten Theil seiner

weit mehr verdient, als die Abhandlungen des Maximus Tyrius, durch eine neue Ausgabe gemeinnützliger gemacht zu werden, zumal da die Ausgabe des Fed. Morells, die zu Paris 1604. Fol. herausgekommen ist, sich sehr selten gemacht hat, ob sie gleich 1623 wieder gedruckt ist. Was der Verfaser von der Rede des Dio, womit er den Aufruhr der Römischen Soldaten gedämpfet hat, erzählet, findet man beym Philostratus, im 1sten Buche der lebenden Sophisten.

seiner Verbannung zubrachte. Also lebte ein Philosoph, weil er dem Domitian die Wahrheit gesaget hatte, als ein Vertriebener in eben der Gegend, wo Achtzig Jahr vorher Ovidius leben und sterben mußte, weil er einen andern Tyrannen, Namens Augustus, bey seinen verborgenen Ausschweifungen betroffen hatte.

Als Domitian umkam, befand sich Dio, als Bettler gekleidet, eben in einem römischen Lager, wo ihn niemand kannte, und wo er von den mühsamsten Arbeiten lebte. Wie die Armee den Tod des Kaisers erfuhr, wollte sie anfangen zu rebelliren. Plötzlich wirft Dio die Lumpen ab, womit er sich bedeckt hatte, eilt zu einem Altar, redet von da die Soldaten an, und sagt: endlich hat der weise Ulyß seine Lumpen abgelegt *)! er fährt fort zu reden, giebt sich zu erkennen, spricht mit dem größten Beyfall, stillet den Aufruhr, und beruhiget die Armee. Nerva hatte für ihn die größte Achtung, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Aber noch rührender war für den Dio die zärtliche Freundschaft dieses Prinzen; denn Ehre ist nur für eitle Seelen ein Bedürfniß, aber Freundschaft ist das Bedürfniß fühlender Gemüther. Es ist als denkwürdig angemerkt worden, daß Trajan, der Freund des Plutarch, des Tacitus, des Plinius, und des Dio war; aber das konnte nicht anders seyn. Man haßt nur diejenigen, deren Ver-

*) Ein Vers aus der Odissee.

achtung man befürchtet, und Trajan durfte weder vor der Vernunft, noch vor der Tugend erröthen.

Dio verfertigte vier Reden über die Pflichten der Könige. Eine darunter besonders kann für einen wahren Panegyrikus auf den Trajan gelten. Man findet darinn nicht die scharfsinnige und glänzende Beredsamkeit des Plinius, aber mehr Geschicklichkeit in den Wendungen. Dio lobet, indem er weiter nichts als Vorschriften zu geben scheint, und unter dem Vorwande, zu beschreiben, wie ein großer Mann beschaffen seyn soll, beschreibt er in der That den Trajan. Das Ende dieser Rede ist eine halb poetische halb moralische Erfindung in Lucians Geschmack. Dio schildert den Trajan unter dem Sinnbilde des Hercules. Der Bothe der Götter steigt vom Himmel herab, um diesen Helden zu unterrichten, und führt ihn auf einen gähen, von Abgründen umgebenen Berg. Auf diesem Berge ragen zwey Gipfel hervor; einer davon reicht bis zum Himmel, und glänzt von einem reinen und heitern Lichte; der andere ist viel niedriger, und von Donner und Wolken umgeben. Diese beyden Gipfel sind der Aufenthalt der Tyranney und der Königlichen Würde. Beyde Göttinnen bewohnen jede ihren Tempel. Der Tempel der Tyranney ist eine mit Blut bespritzte Festung. Ihr Thron ragt hoch hervor, aber unter demselben befindet sich ein Abgrund. Sie hat ein feuriges und finsteres Ansehn, einen unruhigen Blick, und wilde Sitten. Sie ist zugleich kühn und feige, trotzig und furchtsam.

sam. Sie drohet, und erblaßt. Sie raffet Gold zusammen und wirft es um sich her. Bey ihr steht die Schmeicheley im Sklavenkleide, die ihr zulächelt, während der Liebkosungen sich wider sie verschwört, und sie ins Elend stürzt. Der andern Göttinn Gestalt ist majestätisch und reizend. Auf einem glänzenden Throne, mit einem weissen Rocke bekleidet, sieht sie um sich her Haufen von Gold und Eisen, aber zieht ihnen die Früchte und die Korngarben vor. Bey ihr befindet sich die Gerechtigkeit, deren Blick zugleich ehrwürdig und sanft ist; der Schutzgeist der Regierung mit Aufmersamkeit und Ernst; der Friede mit einem Lächeln voll Anmuth; die Vernunft, welche das Amt des Rathgebers bekleidet, und das Gesetz mit weissen Haaren und einem goldenen Scepter, dessen Stärke unüberwindlich ist. Herkules betrachtet beyde Göttinnen, wird für die letzte eingenommen, und wider die erstere dergestalt aufgebracht, daß er sie von ihren Felsen herab zu stürzen wünscht. Zur Belohnung geben ihm die Götter die Herrschaft über die Welt, und er fängt darauf an, die Noth und das Verbrechen allenthalben zu verfolgen (48). So

(48) Vermuthlich hat Hr. Thomas durch die angeführte Allegorie mehr ein Beyspiel von dem Geschmack der damaligen Zeiten, als ein Muster der Nachahmung für den Redner geben wollen. Das letztere kann diese Allegorie gar nicht seyn. Dem Maler könnte sie vieleicht Ideen an die Hand geben, aber nie dem Redner, nicht einmal dem Dichter. Ein Produkt, das wir vor Augen haben, und mit einem Blicke übersehen, kann uns sehr gefallen;

endiget sich dieses Werk, welches an den Trajan selbst gerichtet ist, und worinn man durchgängig den Helden gewahr wird, den er schildern wollte. Man kann es als eine Art von allegorischer Lobrede ansehen. Das Lob ist darinn um so viel angenehmer, da es versteckt ist. Unter einer solchen Einkleidung verliert es das Ansehn der Schmeicheley von der Seite des Redners; dem großen Mann, der es verdient, und sich doch fürchtet es zu hören, und selbst demjenigen, der anstatt groß zu seyn, nichts weiter als eitel wäre, würde es die mühsame Verlegenheit ersparen, bescheiden zu seyn.

Auf den Antonin haben wir keinen Panegyrikus, und doch war es der Mühe wohl werth, ihn zu loben. Nur das wissen wir, daß ein griechischer Redner, Kallinikus, ausser verschiedenen andern Lobreden auch einen Panegyrikus auf diesen Prinzen geschrieben hat. Aber von dem Redner ist weiter nichts übrig, als sein Name (49).

Aristi-

fallen; aber darum gefällt es noch nicht, wenn wir es hören, und uns Stückweise erzählen lassen. Ein Redner, der uns mit einer solchen allegorischen Vorstellung unterhalten wollte, könnte sicher seyn, daß er uns Langeweile machte. Das Herz bleibt kalt, und selbst die Imagination schöpft kein Vergnügen daran, weil sie sich durch eine so überladene Gruppe nicht durchzufinden weiß.

(49) Vom Kallinikus, mit dem Beynamen, Sutorius, der unter dem Kaiser Gallienus öffentlich zu Rom lehrte, haben wir noch ein Fragment einer Lobrede auf Rom, welches Leo Allatius in seinen Excerptis variis Graecorum Sophistarum et Rheto-

Aristides, ein griechischer Redner aus Mösien, der zu eben der Zeit lebte, verfertigte Lobreden auf Athen und Rom, und einen Panegyrikus auf den Marc Aurel, den wir noch haben. Er wohnte zu Smyna, und stand daselbst im größten Ansehn. Wie Marc Aurel in diese Stadt kam, war er begierig, ihn zu hören. Es war ihm aufgefallen, daß er der einzige war, der sich am Hofe nicht hatte sehen lassen. Er ließ ihn also vor sich fodern. Den folgenden Tag kam Aristides, und entschuldigte sich mit seinen Arbeiten, daß er dem Kaiser den Tag vorher nicht aufgewartet hätte. Der Kaiser gab ihm die Materie zu einer Rede, und fand an der Art, wie sie ausgeführet wurde, viel Vergnügen. Aristides reisete durch Italien, Egypten und einen Theil von Griechenland, und hatte allenthalben Beyfall. Als Smyna durch ein Erdbebeben zerstört war, baten ihn die Einwohner, an den Kaiser zu schreiben. Er machte eine rührende Schilderung von dem Unglück dieser Stadt, welche den Kaiser bewog, Smyna wieder aufbauen zu lassen, und die Einwohner errichteten dem Redner eine Statüe von Erzt. Diese Statüe ist noch vorhanden, sie ist sitzend und bekleidet, und befindet sich in der Bibliothek des Vaticans zu Rom. Zum Unglück entsprechen die Werke des Aristides nicht ganz diesem Ruhm und diesen Ehrenbezeugungen. Man hätte zu ihm sagen können: Zerbrich

ent-

Rhetorum S. 256 - 258. griechisch und lateinisch herausgegeben hat. S. Fabricii Bibl. graeca. T. IV. p. 412.

entweder deine Statüe, oder vernichte deine Werke. Besonders ist der Panegyrikus auf den Marc Aurel weit unter der Materie. Er hat weder Erhabenheit, noch Feuer, noch feine Empfindung, noch Stärke; die Beredsamkeit darinn ist schwach, und die Philosophie von gemeinem Schlage. Ich fodere einen jeden fühlenden Menschen heraus, eine Stunde an den Marc Aurel zu denken, und es doch nicht besser zu machen (50).

Es

(50) Aelius Aristides, ein Schüler des Herodes Attikus und des Polemo ist 129 zu Adrianopel in Bithynien, oder wie diese Landschaft vorher hieß, Mysien, gebohren. Seine Reden wurden von seinen Zeitgenossen als Meisterstücke einer zierlichen Beredsamkeit bewundert. Er unterschied dadurch sich auf eine rühmliche Art, daß er nie ohne vorhergegangene Vorbereitung öffentliche Vorträge hielt. Er selbst sagte, nach dem Bericht des Eunapius, zum Kaiser M. Aurelius Antoninus, er sey nicht einer von denen, die ihre Reden aus dem Ermel schüttelten, sondern von denen, die mit der erforderlichen Sorgfalt sich darzu vorbereiteten (ἐκ ἐμούντων ἀλλ' ἀκριβούντων). Von der Statüe, welche ihm zu Smyna ist errichtet worden, und die noch in der Bibliothek des Vatikans zu Rom zu sehen ist, findet man eine Abbildung in des Gronouii Thesauro Antiquitt. Graec. B. III. Von seinen Reden haben wir noch 53.; woraus man die Beredsamkeit des Aristides beurtheilen kann, die freylich nicht so groß ist, als er es von sich selbst glaubte, und als seine Zeitgenossen ihn bewunderten. Seine Lobrede auf den M. Aurelius Antoninus ist allerdings ihres erhabenen Gegenstandes unwürdig. Aber gleichwohl scheint des Verfassers Urtheil davon etwas übertrieben zu seyn. Die sämmtlichen Werke des Aristides hat Sam. Jebb nach Handschriften berichtiget, nebst Anmerkungen verschiedener

Es ist zu vermuthen, daß um eben die Zeit dieser Prinz von einem Manne gelobt worden ist, der seiner würdiger war. Dies war Cornelius Fronto, einer von den berühmtesten Rednern, die jemals in Rom gelebt haben. Wir haben von seinen Werken nichts mehr, aber Macrobius in seinen Saturnalien, Ausonius in seinem Panegyrikus, Hieronymus und Sidonius Apollinaris reden davon mit der größten Achtung. Daß er nicht mittelmäßig war, kann man schon daraus schließen, weil er in seiner Beredsamkeit sich nach keinem Muster richtete, sondern wie die berühmten Mahler, eine eigene Schule stiftete. Diejenigen Römer, welche sich blos mit der Critik beschäftigten, den Talenten, die sie vieleicht selbst nicht hatten, ihren Werth anwiesen, und ihre Redner in Classen brachten, empfehlen den Cicero wegen des Reichthums, den Sallustins wegen der Kürze, den Plinius wegen der Annehmlichkeit, und den Fronto wegen eines gewissen strengen Ernstes. Antonin wählte ihn zum Lehrer für den Marc Aurel, und wie dieser zur Regierung gekommen war, ließ er ihm nicht allein eine Statüe errichten, sondern ernannte ihn auch zum Consul. Also genoß er alle die Ehrenbezeugungen, welche den Ruhm zuerst schon zum voraus setzen, und nachher noch vermehren. Aus seinem Panegyrikus haben wir nur eine einzige Stelle, die in einem andern Werke dieser Art aufbehalten ist,

ner gelehrten Männer in 2 Quartbänden zu Oxford 1722 herausgegeben.

ist, welches hundert funfzig Jahr nachher geschrieben wurde. Man schätzt den Redner hoch, der einen großen Mann lobte; aber man wünscht, daß dieser große Mann ein Lob, das ihm bey seinem Leben ertheilt wurde, abgelehnt hätte (51).

So dachte ein römischer Feldherr, der zwanzig Jahr nachher in Syrien zum Kaiser ausgerufen wurde. Pescenninus Niger war es. Seine

(51) Vom Fronto schreibt Hieronymus in Epist. ad Rusticum Monachum, *Macrobius* Saturnal. V. 1. Sidonius *Apollinaris* Lib. IV. Epist. 3. VIII. 10. Man kann diese und mehrere Stellen in Baylens Wörterbuche nachlesen, der ausführlich das Leben des Fronto erläutert hat. Eumenius, ein Redner, der zur Zeit des K. Constantius Chlorus sich bekannt gemacht hat, erwähnt in seiner Lobrede, die er auf gedachten Kaiser wegen der Wiedereroberung Britanniens gehalten, nicht nur, daß Fronto auf den K. Antonin nach glücklich geendigtem Britannischen Kriege eine Lobrede gehalten habe, sondern führet uns auch einen Gedanken aus dieser Rede an Cap. 14. §. 2. Itaque Fronto, Romanae eloquentiae non secundum sed alterum decus, quum belli in Britannia confecti laudem Antonino principi daret, quamuis ille in ipso vrbis palatio residens, gerendi eius mandasset auspicium, *veluti longae nauis gubernaculis praesidentem totius velificationis et cursus gloriam meruisse*, testatus sit.

Aul. Gellius, ein Zeitgenosse des Fronto, rühmt nicht nur denselben als einen gelehrten Mann, von dem er viel gelernet hatte, sondern theilet auch in seinen Noctibus Atticis B. 2. Cap. 26. B. 19. C. 8. verschiedene philologische Anmerkungen mit, die er von demselben gehöret hatte, welche von dessen philologischer Gelehrsamkeit einen vortheilhaften Begrif erwecken.

ne Armee, der Senat, und das Volk hatten ihn gewählt, aber Septimius Severus stürzte ihn durch seine Thätigkeit. So bald Niger ausgerufen war, zeigte sich einer von den Leuten, die mit ihrer Niederträchtigkeit einem jeden, der Ansehn erlangt, entgegen eilen, und wollte ihm seinen Panegyrikus halten. Niger betrachtete ihn mit Mitleiden, und sagte: „Redner, halte mir eine Lobrede „auf den Marius, oder Hannibal, oder einen „andern großen Mann, der nicht mehr lebt, und „erzähle mir, was er gethan hat, damit ich ihm „nachahmen kann. Denn wer die Lebenden lobt, „verräth Eigennutz oder Schwachheit, besonders „wenn er sein Lob an Fürsten ertheilt, von denen „man hoffet, und vor denen man sich fürchtet, welche glücklich machen, verbannen und tödten können. Ich in meinem Leben verlange Liebe; loben „mag man mich, wenn ich nicht mehr seyn werde.“ Wer so dachte, verdiente bey dem Streit um den Thron Sieger zu seyn (52).

Eben solche Gesinnungen zeigte nachher der junge Alexander Severus, der in seinem dreyzehnten

(52) Spartian im Leben des Pescennius Niger hat diese Antwort aufgezeichnet Cap. 11. Quum imperatori facto quidam panegyricum recitare vellet, dixit ei: scribe laudes Marii vel Annibalis, vel alicuius ducis optimi vita functi, et dic, quid ille fecerit, vt eum imitemur. Nam viuentes laudare irrisio est, maxime imperatores, a quibus speratur, qui timentur, qui praestare publice possunt, qui possunt necare, qui proscribere; se autem viuum velle placere, mortuum etiam laudari.

ten Jahr Kaiser wurde, und im sechs und zwanzigsten starb, von einer Mutter, die selbst einen großen Geist hatte, erzogen war, Standhaftigkeit und zugleich ein fühlendes Herz besaß, und alle Tugenden mit allen Reizen verband. Er spottete öffentlich über alle diese Lobreden auf Fürsten, und in den dreyzehnten Jahren seiner Regierung wollte er niemals erlauben, daß man ihm eine Ehre erzeigte, die er zwar für gefährlich, aber noch mehr für lächerlich hielt. In den Augenblicken seiner Muße verfertigte er selbst Lobschriften auf die tugendhaftesten Prinzen, die in Rom regiert hatten. Er besang die Antoninen, wie Achill die Helden besang, und was noch schwerer und zugleich gröſſer war, er ahmte sie nach (53).

(53) Lampridius, dem wir eine schöne Biographie von diesem Kaiser zu danken haben, sagt von ihm, Cap. 34: Oratores et poetas, non sibi panegyricos dicentes, quod exemplo Nigri Pescennini stultum dicebat; sed aut orationes recitantes aut facta veterum, libenter audiuit; libentius tamen, si quis recitauit Alexandri Magni laudes aut meliorum retro principum, aut magnorum vrbis Romae virorum. Die Mutter des Alexander Severus war die vortrefliche Mamäa, die Eusebius in seiner Kirchengeschichte, B. 6, Cap. 21, eine Prinzessinn voller Gottesfurcht (Θεοσεβεστατην) nennt. Von ihren Verdiensten um die Erziehung ihres Sohns s. Herodians Römische Geschichte B. 5. Cap. 7.

Siebzehntes Capitel.

Von der Beredsamkeit zu den Zeiten des Diocletian. Von den Rednern der Gallier. Lobreden auf den Maximian, und Constantius Chlorus.

Die Nachfolger vom Alexander Severus dachten bey weitem nicht so, wie er. Besonders erfolgte zu den Zeiten des Diocletian eine gänzliche Umänderung. Der Asiatische Pomp löschte die noch übrigen Spuren der römischen Sitten auf immer weg. Es wurde durch ein Edict befohlen, den Kaiser anzubeten. Man vervielfältigte alles, was ihm beym Volk ein äusserliches Ansehn geben konnte, und nur zu viele Kaiser glaubten daher, daß sie die wirkliche Größe entbehren könnten. Nun verdoppelte sich die Sucht der Panegyrischen Reden, und sie wurden eine Hofetikette. Die Dichtkunst, die Beredsamkeit, und die Wissenschaften schienen wieder etwas Leben zu bekommen; aber die Regierung hatte das Genie verderbt, und die Veränderung des Geschmacks vom Constantin zurück bis auf den Trajan war noch größer, als die vom Trajan bis auf den August. In der ersten Periode hatte man den richtigen Punkt der Verbindung zwischen Größe und Geschmack gefunden; in der zweyten übertrieb man die Stärke, und in der dritten die Schwäche.

Aber vorzüglich zeichnen sich die Redner dieser Zeit durch ihre ausschweifende und niedrige Schmeicheleyen aus, durch welche sie zur Verunstaltung der Künste und zu Vernichtung des Geschmacks das meiste beytrugen. Diese Veränderung war langsam und stufenweise, durch eine Folge von drey Jahrhunderten zubereitet worden, und sie mußte zuletzt nothwendig zutreffen. Ich übergehe alle übrige Ursachen derselben, und bemerke nur, daß schon seit dem ersten Jahrhundert die Grösse des Reichs, eine Macht, die durch nichts beschränkt wurde, Hirngespinnste die eben so unbegränzt waren als die Macht, und Schätze, die man bey aller Verschwendung nicht erschöpfen konnte, bey den Kaisern einen gewissen Hang zum ausserordentlichen erzeugten, der eine Krankheit des Verstandes sowohl als des Herzens war, und sich über alle Grenzen der Natur hinweg setzen wollte. Daher kam die Menge von Colossalischen Figuren, die man den Kaisern widmete (54); die Narrheit des Caligula, der allen Statüen den Kopf abschlagen, und den seinigen darauf setzen ließ; der goldene Pallast des Nero, der einen Theil von Rom und überhaupt von den Reichthümern der Welt verschlungen hatte; die Statüe des Hadrian auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen, die auf dem Gipfel eines

(54) Schon Nero ließ sich in einer Größe von hundert und zwanzig Fuß malen. S. Sueton in Nerone C. 24. Ueberhaupt kann man von den Beyspielen, die Hr. Thomas hier anführt, im Sueton weitere Erläuterungen finden.

nes Gebäudes stehen sollte, und daher von einer Größe war, von der wir uns kaum einen Begrif machen können; sein Landhaus, das noch jetzt in seinen Ruinen mehr als zehn Welsche Meilen im Umfange enthält, und wo er die berühmtesten Lagen, Gebäude und Oerter der Welt hatte nachahmen lassen; Endlich der Pallast des Diocletian zu Spalatro in Illyrien, ein ungeheueres Gebäude, das vier Straßen ausfüllt, und davon jede Seite sieben hundert Fuß lang war. Es scheint, als wenn die Kaiser sich selbst in Verhältniß gegen die Welt, die sie beherrschten, zu vergrößern gewünscht *); und, da sie ohngeachtet ihrer Bemühungen doch immer nur Menschen blieben, wenigstens ihre Bildnisse, und alles was einen Theil von ihnen selbst auszumachen schien, vergrößert hätten. Aus eben der Idee entstand die Vergötterung ihrer Vorfahren; die Thorheit, sich selbst noch in ihrem Leben anbeten zu lassen; die Tempel, die man ihnen in allen Theilen des Reichs errichtete; die ungeheuere Menge goldener und silbernen Statüen, Säulen und Triumphbogen; die Heiligkeit, die man ihren Bildnissen und so gar ihren Münzen beylegte; der Titel eines Herrn, den selbst noch Tiber mit Unwillen verworfen hatte, und der unter dem Domitian gemein wurde (55); die Formel in den Schrif-

 ten

*) Caligula war eifersüchtig auf einen gewissen Proculus, weil er eine ausserordentliche Grösse hatte, und ließ ihn hinrichten.

(55) Domitian zeichnete sich hierinn auf eine ganz ausnehmende Art aus. Er erfüllte, nach dem Berichte

ten der Kaiserlichen Räthe: dies ist der Befehl unsers

richt des Dio Cassius die Welt mit seinen Bildsäulen, und die man ihm auf dem Kapitolium setzte, mußten von Silber oder gar von Golde und von einer nicht geringen Schwere seyn. Plinius in seiner bekannten Lobschrift zielet darauf. Denn wenn er im 53. Cap. zum Lobe des Trajans sagt: Tuam statuam in vestibulo Iouis optimi maximi vnam alteramue, et hanc aeream, cernimus: so setzt er gleich hinterher: At paullo ante aditus omnes, omnes gradus, totaque area, hinc auro, hinc argento relucebat seu potius polluebatur, quum incesti Principis statuis permixta deorum simulacra forderent. Diesen Bildsäulen des Domitians brachte man eine so große Menge Schlachtopfer, daß dadurch oft die Straßen nach dem Kapitolium versperret wurden, und man vergoß so viel Blut von Opferthieren, das Bild des Tyrannen zu ehren, als er Blut von Menschen vergoß, um seiner Grausamkeit ein Genügen zu thun. Plinius am angeführten Orte sagt uns dies auf eine des Redners würdige Art. Ante quidem ingentes hostiarum greges per Capitolinum iter, magna sui parte velut intercepti, deuertere via cogebantur: *quum saeuissimi domini atrocissima effigies tanto victimarum cruore coleretur, quantum ipse humani sanguinis profundebat.* Wie weit diese niederträchtige Art der Verehrung getrieben worden, davon zeuget aufs deutlichste das Gedicht des Statius, das die Aufschrift hat: Equus maximus Domitiani. Ja Domitian war auf die seinen Bildsäulen zu erweisende Ehrfurcht so eifersüchtig, daß er nach dem Bericht des Dio eine Frau blos deswegen zum Tode verurtheilen ließ, weil sie sich vor einem Bilde, welches ihn vorstellte, entkleidet hatte. Ja er ließ sich seiner vermeinten Siege wegen in den verschiedenen Quartieren der Stadt eine so große Menge Triumphbogen aufrichten, daß es endlich dem Publikum unausstehlich ward, und man auf ein solches Denkmal einmal schrieb: ἄρκει, es ist genug. Ja

unsers Herrn und unsers Gottes *). Als

er verwandelte das Haus, worinn er gebohren war, in einen Tempel, den er seiner Familie, und dem Flavianischen Namen widmete, und für den er einen eigenen Priesterorden errichtete. Kurz Domitian übertrieb die Verehrung seiner Person bis auf den höchsten Grad des Unsinns, so daß er nach dem Caligula, dessen unsinnige Ausschweifungen hierinn bekannt genug sind, hierinn nicht seines gleichen in der Geschichte hat. Er machte sich dadurch so verhaßt, daß er nach seinem Tode des Vorzugs der Vergötterung entbehren mußte, ja daß selbst Gallien, der mit dieser Ehrenerweisung gegen seine Vorfahren so verschwenderisch war, ihn nicht einmal dieser Ehre würdigte.

*) Edictum Domini Deique nostri. (56).
Martial.

(56) Vom Esius Proculus, der wegen seiner Grösse den Beynamen Colofferos erhalten hatte, und von den Mishandlungen, die Caligula an ihm ausübte, schreibt Sueton im Leben des Caligula, Cap. 35. Hunc e spectaculis detractum repente et in arenam deductum, Thraci et mox hoplomacho comparauit; bisque victorem constringi sine mora iussit, et pannis obsitum vicatim circumduci ac mulieribus ostendi, deinde iugulari.

Von dem Beynamen: Dominus Deusque schreibt Sueton im Leben des Domitian, Cap. 13. Pari arrogantia cum procuratorum suorum nomine formalem dictaret epistolam, sic coepit: *Dominus et Deus noster sic fieri iubet.* Vnde institutum posthac, vt ne scripto quidem ac sermone cuiusquam appellaretur aliter. Lutropius in seiner Römischen Historie, B. 7. Cap. 23 sagt vom Domitian: Dominum se et Deum primus appellari iussit. Diesen Titel eignete sich nachher auch Aurelian zu, wie aus seinen Münzen erhellet. Auch Carus wird auf einigen Münzen so genannt, und vom Diocletian ist es bekannt, daß er sich diesen Titel gleichfalls beylegen ließ.

nachher die Kaiser durch ihren langen Aufenthalt und durch die Kriege im Orient an die Denkungsart dieser Gegenden gewöhnt wurden, so mischte sich die Sklaverey des äusserlichen Betragens bey den Römern zuletzt unter die Sklaverey der Sitten, und so kam zu allen vorigen Ausschweifungen noch die Gewohnheit, sich vor dem Kaiser niederzuwerfen, die selbst durch Gesetze verordnet wurde.

Auf die Art trieb man unter den Kaisern alles aufs äusserste; und nun ist es leicht einzusehen, was für Wirkungen dieser allgemeine Geschmack nach drey Jahrhunderten in der Poesie, der Beredsamkeit, und der Sprache überhaupt hervor bringen mußte. Es war nothwendig, den Ausdruck zu übertreiben, wenn die Sprache den andern Künsten nichts nachgeben sollte. Sobald der Mahler, der Bildhauer und der Baumeister sich mit dem Kaiser beschäftigten, so machten sie aus ihm einen Gott; der Redner oder der Dichter, der ihn als einen Menschen vorgestellet hätte, würde für schwach oder für strafbar angesehen seyn.

Merkwürdig ist es, daß man in diesen Zeiten keine Spur von lateinischer Beredsamkeit antrift, ausser in Gallien. Die Celten waren also die Nachfolger des Hortensius und Cicero. Dies Volk, das so lange in seinen Wäldern frey gelebt, und selbst Rom oft in Schrecken gesetzt hatte, nachher aber durch eine lange Sklaverey gezähmt, und durch seine Ueberwinder und selbst durch ihre Laster verfeinert worden war, hatte sich den Wissenschaften gewid-

gewidmet, um darin gleichsam während der Knechtschaft Aufmunterung und Schadloshaltung zu suchen. Zu Autun, Lion, Marseille, Bourdeaux legte man sich auf die Beredsamkeit, und zuweilen schickten so gar die angesehensten Römer ihre Kinder in die Schulen dieser Städte (57). In der That war es nach dem Marc Aurel den Künsten und Wissenschaften schwer, in Rom einen Aufenthalt zu finden. Denn beynahe hundert Jahre hindurch herrschte daselbst nichts als Verschwörung, Mord,

(57) Von diesen Gallischen Schulen siehe Conrings Dissert. de Antiquitt. academicis nach Heumanns Ausgabe S. 20. 21. und von den Gelehrten, die diese Schulen berühmt gemacht, und glänzende Zierden der Gallischen Litteratur in den damaligen Zeiten gewesen sind, handelt der Abt Longchamp im ersten und 2ten Theil des Abregé historique et critique de l'histoire de la litterature Françoise, von welchem Werke, welches grösstentheils ein Auszug aus der bekannten Histoire litteraire de la France von den Benediktinern der Congregation von St. Maur ist, die 2 ersten Theile in einer wohl gerathenen deutschen Uebersetzung zu Halle 1770. 8. erschienen sind. Imgleichen gehört hieher des Ausonius Commemoratio Professorum Burdigalensium, der selbst zu Bourdeaux gebohren und in seiner Vaterstadt das Amt eines Lehrers der Sprachkunst und der Beredsamkeit 30 Jahre verwaltet hat, und nachher vom Kaiser Valentinianus nach Trier an den Hof berufen ist, wo ihm der Unterricht des Gratians anvertrauet wurde. Ganz vorzüglich dienet davon nachgelesen zu werden des Cellarius Diss. de studiis Romanorum litterariis in vrbe et prouinciis, so in der von dem seel. Jo. Geo. Walch 1712 in 8. zu Leipzig herausgegebenen Sammlung der akademischen Dissertationen des Cellarius S. 341. 370 anzutreffen ist.

Tiranney und Aufruhr. Die Provinzen waren vor diesen Stürmen sicherer. Man erfuhr daselbst wohl die Revolutionen des Throns, aber man empfand sie nicht so sehr; man hatte daselbst weder so viel zu fürchten, noch zu hoffen, und man kannte die unruhige Wildheit nicht, die durch beständige Gefahren und durch den Anblick fortdaurender Verbrechen hervor gebracht wird. Ueberdem war Gallien voll von Römern. Mit ihrem Handel brachten sie dahin zugleich ihre Kenntnisse und den Geschmack, der seinen Ursprung immer in den Hauptstädten nimmt, indem er nichts anders ist, als das Resultat aus einer Menge verglichener Ideen, und aus einem Vorrathe von Empfindungen, die nur Müssiggang, Ueberfluß und Ueppigkeit erzeugen können. Dazu kam noch das angenehme Clima und die Denkmäler der Römischen Größe, die in diesem Lande errichtet waren. Alles dies zusammen setzte die Gemüther nach und nach in die nützliche Gährung, woraus die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften entsteht. Da aber auch jedes Jahrhundert seinen eigenen Charakter hat, den man durchgängig gewahr wird, so verbreitete sich auch die Knechtschaft Asiens bis nach Gallien. Die Beredsamkeit wurde auch hier, wie anderwärts, geschwächt und verdorben, und blieb weiter nichts als ein unglückliches Talent, Laster zu verhüllen, oder das Lob einzelner Tugenden zu übertreiben. Gewöhnlich hatten dergleichen Werke den Fehler, daß sie leer an Ideen waren, und daß man tönende Worte gebrauchte, um kleine Sachen auszudrücken. Auch war die Sprache bey weitem

nicht

nicht mehr den Zeiten des Cicero und August ähnlich. Gallier, Germanier, Spanier, Sarmaten, alles stürzte in das gemeinschaftliche Vaterland. Die natürliche Folge davon war, daß die römische Sprache verdorben wurde. Sie war nie eine Sprache der Philosophen gewesen (58), und nun blieb sie auch nicht einmal mehr eine Sprache der Redner.

Dennoch haben drey Schriftsteller, in diesem Jahrhunderte, sich Ruhm erworben. Eumenius (59),

(58) Freylich bey weitem nicht so, wie die Griechische Sprache, die darinn vieler Ursachen wegen einen unstreitigen Vorzug hatte. Aber außer dieser Vergleichung wird man ihr unmöglich diesen Ruhm grade zu absprechen können, wenn man die philosophischen Schriften eines Cicero lieset, wo die Philosophie in einem so reizenden Römischen Gewande erscheint. Des Hrn. D. Ernesti vortreflich geschriebene Initia solidioris doctrinae, und des sel. Mosheims schöne lateinische Uebersetzung von dem bekannten Werk des Cudworth, der durch eine sorgfältige Lesung der philosophischen Schriften des Cicero zu dieser Uebersetzung sich vorbereitet hatte, können der lateinischen Sprache gegen diesen Vorwurf zu einer Ehrenrettung dienen. Nur wird man freylich von der Philosophie einen andern Begrif sich machen müssen, als daß man sie für eine Sammlung gewisser symbolisch gewordener Schulformeln hält; denn nach diesem unphilosophischen Begrif würde man die vortreflichen philosophischen Schriften eines Sulzers, Moses Mendelsohns, Garve, u. a. nicht mehr zu dieser Klasse rechnen können, und so würde auch für unsere deutsche Sprache der Ruhm ganz dahin fallen, daß sie eine Sprache für die Philosophie sey.

(59) Eumenius war nicht wie einige ohne allen Grund meinen, aus Cleve, sondern aus der Stadt Augusto-

Mamertin (60) und Nazarius (61) waren alle drey

dunum, die jetzt Autün heißt, gebürtig. Er ist in der Mitte des 3ten Jahrhunderts gebohren, und lebte noch nach 310. Sein Großvater hatte vor ihm in der Schule zu Autün die Beredsamkeit mit vielem Beyfall gelehret. Er trat in seine Fußstapfen, legte sich auf die Beredsamkeit mit dem lebhaftesten Eifer, und lehrete dieselbe öffentlich. Constantius Chlorus rief ihn an seinen Hof und hier mußte er wider seinen Geschmack und Neigung dessen Staatssecretär (Magister memoriae) werden. Als er einige Zeit diesen Posten mit Ruhm bekleidet hatte, so ward er mit Beybehaltung seines Gehalts, seines Dienstes entlassen, und genoß wieder das Vergnügen, sich dem Studieren ganz zu widmen. Doch Constantius, der die Schule zu Autün zu ihrem vorigen Glanz erneuert wissen wollte, berief ihn bald hernach zum öffentlichen Lehramt der Beredsamkeit bey dieser Schule. Der Brief des Constantius, der ein deutliches Zeugniß von der grossen Achtung, worinn Eumenius bey diesem Kaiser stand, enthält, ist noch vorhanden. Man kann ihn lesen in des Cellarius Dissertatione de studiis Romanorum litterariis in vrbe et prouinciis S. 368 und in des Crevier Römischen Kaiserhistorie Th. II. S. 314. u. f. nach der deutschen Uebersetzung. Eumenius erfüllte die Absicht des Constantius über alle Erwartung. Nicht genug, daß er mit dem größten Eifer die Pflichten des Lehramts übernahm; er wandte auch seinen Professorgehalt, der nach unserm Gelde zu rechnen sich auf 20000 Rthlr. belief, zum Flor der Schule an, ob er gleich eine zahlreiche Familie hatte. Er war nach dem Mamertin, den er sich zu seinem Muster erwählet hatte, der zweyte Gallische Panegyrist. Von seinen Werken sind noch vier panegyrische Reden übrig. Die erste pro restaurandis scholis Augustodunensibus hielt er im J. 297. in Gegenwart des Statthalters vom Lyonnischen Gallien. Die zweyte, die zu Trier gehalten worden, hat die Eroberung Britanniens,

so

so Constantius unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, zu ihrem Gegenstand und beschäftiget sich ganz mit dem Lobe dieses Prinzen. Man kann das Jahr nicht genau bestimmen, da sie gehalten ist. Die dritte ist eine Lobrede, die er in Gegenwart Constantins des Großen im J. 309 gehalten, worinn er zuerst den Constantius Chlorus, hernach den Constantin lobet. Die vierte ist eine Danksagungs-Rede an den Constantin wegen der Erlassung einiger Abgaben und anderen Wohlthaten, so er der Stadt Autün erwiesen hatte, welche zur Dankbarkeit den Namen Flavia vom Kaiser angenommen hatte. Man findet diese Reden in der Sammlung des Cellarius, die unter dem Titel: Duodecim panegyrici veteres ex seculo a Diocletiano ad Theodosium superstites, zu Halle 1703. in 8. herausgekommen ist S. 55. 83. 134. 172. und in des Jacob de la Baune Sammlung alter lateinischer Lobreden, wovon die 2te Ausgabe zu Venedig 1728. in 4. erschienen ist.

(60) Claudius Mamertinus, den man mit einem jüngern Lateinischen Lobredner dieses Namens nicht verwechseln muß, ward im J. 292 berühmt. Trier, von welcher Stadt er ein Bürger war, wurde zu gleicher Zeit der gewöhnliche Aufenthalt der Kaiser, und der Hauptsitz der Gallischen Litteratur. Er stiftete die erste Schule zu Trier, die durch ihn zugleich den glänzendsten Ruhm erhielt. Er ward das Muster der Gallischen Redner seiner und der nachfolgenden Zeit. Die Ehre zum Panegyristen des Reichs erklärt zu werden, die ihm zu Theil ward, und welche er mit so vielem Ruhm behauptete, ward das Ziel für den Ehrgeiz aller seiner Nacheiferer, welcher Wetteifer für die Gallische Litteratur den erwünschten Erfolg hatte, daß Gallien bis zu Ende des fünften Jahrhunderts die mehresten Panegyristen des Reichs geliefert hat. Man hat von diesem ältern Mamertin noch 2 Lobreden, welche in den angeführten Sammlungen des Cellarius und des de la Baune stehen. Sie sind beyde zum Lobe des Kaisers Maximianus Herkuleus abgefaßt.

(61) Na-

drey Panegyristen von Kaisern, und wurden von ihnen mit Wohlthaten überhäuft. Denn so wie die Wahrheit denenjenigen, welche Muth hatten sie zu sagen, oft schädlich gewesen ist, so haben Schmeicheley und Lügen fast immer denenjenigen Nutzen gebracht, die sich nicht schämten, ihre Ehre gegen Reichthümer zu vertauschen.

Mamertin hielt zwey panegyrische Reden auf den Maximian. Wenn man den Werth derselben richtig bestimmen will, so muß man sich erinnern, daß Maximian, der Anfangs Bauer, und nachher schlechter Soldat gewesen war, bey seiner Gelangung zum Thron, weil er doch einen Beynamen haben wollte, sich den vom Hercules beylegte. Da ermangelte man nun nicht, ihn in gerader Linie von dem Hercules herzuleiten, der zur Zeit Evanders nach Italien gekommen, oder nicht gekommen war. Das einzige Verdienst des Kaisers bestand darinn, daß er den Krieg liebte und Glück darinn hatte. Uebrigens war er hart und unerbittlich, begierig nach Gold und Blut, zugleich wild und schwach, ein Löwe an der Kette, den Diokletian führte, und

(61) Nazarius, ebenfalls ein gallischer Panegyrist, den Hieronymus und Ausonius wegen seiner Beredsamkeit ausnehmend rühmen, ward im J. 321 bekannt. Er war aus Aquitanien, oder, wie andere behaupten, aus Provence gebürtig. Von seinen Schriften hat man nichts als die Lobrede, die er im J. 321 zu Rom auf den Kaiser Constantin und dessen beyde Söhne, die Caesares Crispus und Constantin, gehalten hat. Sie steht in der Sammlung des Cellarius und des de la Baune.

und dem Thron näher gebracht hatte, um ihn von da auf die Feinde des Reichs zu schleudern. Nach einer zwanzigjährigen Regierung wurde er genöthigt, wider seinen Willen die Krone niederzulegen, hatte aber nicht Stärke genug, die Ruhe zu ertragen, und beschäftigte sich unaufhörlich mit Verschwörungen und Verbrechen. Dreymal nahm er den Purpur an, und dreymal verlohr er ihn wieder. In eine Verschwörung wider den Maxentius, seinen Sohn, und den Constantin, seinen Eidam, wollte er so gar seine Tochter verwickeln, und sie bereden, an dem Morde ihres Gemahls Theil zu nehmen. Da es ihm hierinn nicht glückte, so brachte er sich selbst um, und erhenkte sich zu Marseille. Und dies ist der Mann, auf den wir drey prächtige Lobreden haben, derjenige, den man den heiligsten Kaiser nennt, und dem man von Gottheit, von der Pflicht gottesdienstlicher Verehrung, und vom Majestätischen Pallast, der ihm zum Tempel dient, vorspricht.

Gewiß ist es, daß die erste von diesen Reden, die zu Trier gehalten wurde, von Anfang bis zu Ende ein Meisterstück von Unverschämtheit und Schmeicheley genennt werden kann.

Die zweyte ist vernünftiger; wenigstens enthält sie nicht so viele Lügen und empörende Niederträchtigkeiten. Das Lob wird mehr auf Thaten gegründet, und sie hat überhaupt Beredsamkeit, Stil und Wohlklang. Aber an Philosophie fehlt es ihr ganz, und meistentheils auch an Geschmack.

Die

Die dritte, davon man den Verfasser nicht kennt (62), verdient besonders wegen der Art, wie er von der Abdankung des Kaisers und von seiner Rückkehr zum Throne redet, angeführt zu werden. Es scheint, als wenn die Welt untergehen müßte, wenn Maximian aufhören würde Kaiser zu seyn. „Es „ist uns erlaubt, sagt der Redner, uns über die „Götter zu beklagen, wenn sie aufhören für die „Welt zu sorgen. Dann zerschmettern Hagelgüsse „die Erndten, die Erde öfnet sich, Städte sinken „in den Abgrund; und diese Plagen verwüsten die „Welt, nicht weil es die Götter wollen, sondern „weil sie die Erde nicht ihres Anblicks würdigen. „Das war unser Schicksal, großer Kaiser! wie du „aufhörtest, über die Welt und über uns zu wa„chen". Darauf wird dem Maximian bewiesen, daß er ohngeachtet seines hohen Alters der Sorge für das Reich nicht ohne Ungerechtigkeit entsagen könne. „Aber die Götter erlaubten es, sagt der „Redner, weil das Glück, welches nichts ändern „durfte, so lange du auf dem Throne warst, einige „Abwechselung in den Lauf der Welt zu bringen „wünschte". Darauf wird Rom voller Verzweifelung über den Verlust eines so großen Prinzen vorgestellt; auf den Knien streckt es seine Hände aus, und

(62) Die dritte steht in der Sammlung des Cellarius gleich nach der Rede des ältern Mamertin, und hat die Aufschrift: Genethliacus Maximiano Augusto dictus. Einige halten den ältern Mamertin für den Verfasser derselben, welches aber nicht erweislich ist.

und beschwört ihn in einer affectvollen und rühren-
den Rede um die Wohlthat einer längern Regierung.
Man lobt ihn wegen seiner himmlischen Frömmig-
keit, und wegen der gnädigen Willfahrung auf die
dringenden Bitten des Vaterlandes. „Unsterbli-
„cher Kaiser! Du hast den Thränen dieser ehrwür-
„digen Mutter nicht widerstehen können!“ Darauf
vergleicht man ihn mit der Sonne, die ihren Wa-
gen wieder besteigt, ihn mit eigenen Händen durch
den Himmel führt, und so den Unordnungen der
Welt abhilft, die Phaeton aus Unwissenheit ange-
zündet hätte. Man erstaunt, daß er sich nochmals
die Mühe geben will, die Welt zu beherrschen, da
er schon die Süßigkeiten und die Reize der Ruhe ge-
kostet hatte, und man schließt mit einer Bitte an
seine Gottheit, von der Höhe, darauf sie sich gesetzt
hat, über die Welt zu wachen, und mit ihrem
himmlischen Haupte einige Winke zu geben, welche
den Lauf der menschlichen Schicksale bezeichnen
können.

Nicht leicht kann die Thorheit der Schmei-
cheley höher getrieben werden. Sollte ein Fürst
dergleichen niedrige Lügen wohl ohne Verdruß an-
hören können? oder sollte er nicht vielmehr dem ver-
ächtlichen Redner Stillschweigen gebieten? Aber
vielleicht war diesen Unglücklichen eben so viel dar-
an gelegen, sich schmeicheln zu lassen, als den Red-
nern, ihnen Schmeicheleyen vorzusagen. Der Hoch-
muth hat eben sowohl seine Bedürfnisse, als die Nie-
derträchtigkeit. Ein Gemüth, daß sich durch die
Empfindung der Macht verblenden läßt, verliert

den

den richtigen Maaßstab sowohl von seiner eigenen, als von fremder Größe, und betrachtet das ganze menschliche Geschlecht nicht anders als in einer entfernten Vertiefung. Auf einer von den Halbinseln Indiens sitzt das Oberhaupt einiger Dörfgen auf einer Strohdecke, welche den Namen eines Throns erhält, und sagt mit kalter Miene zu den Europäern, die ihn besuchen: warum kommst du nicht öfter vor den König des Himmels? und dieser König des Himmels ist er selbst.

Nach der Ordnung der Zeitfolge kommen wir auf einen Panegyrikus, den Eumenius bey der Einweihung der öffentlichen Schulen zu Autün gehalten hat. Eumenius war zwar Redner, lebte aber am Hofe, und bekleidete daselbst ein ansehnliches Amt. Er bekam den Auftrag, in seiner Vaterstadt Autün den Geschmack an Beredsamkeit und Künsten wieder aufzumuntern, und erhielt darüber von den beyden Kaisern *) die verbindlichsten Briefe. Sie sind ein schmeichelndes Denkmal von der Achtung der Macht für die Talente. Die ganze Rede des Eumenius handelt von den Vortheilen, die seinem Vaterlande und den Wissenschaften bewilliget worden sind. Man erhohlt sich einigermaßen, wenn man unter so vielen, theils lächerlichen, theils gehässigen Materien zu Lobreden einmal eine vernünftige findet. Aber die Wahl der Materie ist auch das beste in der ganzen Rede. Der Redner richtet seinen Vortrag an den Stadthalter der Provinz, und verfehlt nicht, ihn den vollkommensten

*) Constantius Chlorus und Galerius.

mensten Mann zu nennen *). Dieser Ehrentitel sollte vermuthlich eine geschickte Erinnerung seyn, die einem mächtigen Manne unter dem Schleyer der Hochachtung gegeben wurde.

Einige Zeit nachher hielt Eumenius einen andern Panegyrikus auf die Siege des Constantius Chlorus in Holland, und besonders auf seine Eroberung von England. Er erzählt uns, daß dieser Prinz, nachdem er angelandet war, seine Flotte in Brand stecken ließ, damit er sich in die Nothwendigkeit zu siegen setzte, so wie es vorher ein König von Syrakus gemacht hatte, welcher Carthago bekriegte, und wie es nachher Cortes machte, als er in Mexico ankam. Die Geschichte zeigt uns oft, daß verschiedene Menschen und verschiedene Zeitalter durch einerley Handlungen und einerley Kühnheit merkwürdig geworden sind. Der Redner hält sich lange bey den Gemeinörtern des Blutvergießens auf. Besser wäre es meiner Meinung nach gewesen, die Tugenden des Constantius Chlorus zu rühmen; denn er hatte wirklich welche. Der Redner hätte von

*) Vir perfectissime (63).

(63) Vir perfectissimus (διασημοτατος) war ein Ehrentitel, den der Gebrauch kurz vor den Zeiten Constantin des Großen eingeführt hatte, und der den Praefectis beygelegt wurde, wie aus dem Ammianus Marcellinus B. 21. C. 16. deutlich erhellet. Man muß also hiebey, wie überhaupt bey Titeln, nicht an die etymologische Bedeutung denken; und dem Redner geschieht Unrecht, wenn man ihm den Gebrauch eines gewöhnlichen Ehrennamens als eine Schmeicheley anrechnen will.

von dem Kaiser sagen können, daß er sanft und bescheiden war; daß seine Menschlichkeit nichts bey seiner Tapferkeit verlor; daß er durch seine Tugenden seiner unbegränzten Gewalt Schranken setzte; daß er keinen Schatz hatte, weil er wollte, daß jeder Unterthan einen haben sollte; daß er an den Festtagen von seinen Freunden goldene und silberne Geschirre lieh, weil es ihm selbst daran fehlte, daß er in der Religion und in der Politik gleich menschlich dachte; und daß er ohngeachtet der Beyspiele eines unruhigen und wilden Aberglaubens, die ihm seine Vorfahren in der Verfolgung der Christen gegeben hatten, während seiner ganzen Regierung in seinen Staaten weder eine Blutbühne errichten, noch einen Scheiterhaufen anzünden ließ. Das wäre gewiß Materie zu einem beredtern und zugleich nützlichern Panegyrikus gewesen. Aber es giebt Zeiten, wo die großen Wahrheiten der Moral von Nebeln bedeckt sind. Das menschliche Geschlecht scheint die Spur davon verloren zu haben, und es werden Revolutionen und Jahrhunderte erfodert, um es wieder darauf hinzuführen.

Acht-

Achtzehntes Capitel.

Jahrhundert des Constantin. Panegyrische Reden auf denselben.

Nun sind wir auf die Periode eines von den Prinzen gekommen, die das Unglück gehabt haben, bey ihrem Leben am meisten gelobt zu werden, und die vielleicht die größten Veränderungen auf der Erde verursachet haben. Vor dem Constantin war das Schicksal der Welt gleichsam unentschieden. Von den innersten Provinzen der Scythen an bis an die äußersten Grenzen Spaniens kämpfte Rom gegen die Barbaren, und die Barbaren gegen Rom; und seit drey Jahrhunderten kämpfte das Christenthum gegen die Henker und gegen die Cäsars. Constantin gab der Waagschale den Ausschlag. Da er Rom verließ, beschleunigte er den Fall des Occidents, und da er Italien, Frankreich, England, Deutschland und Spanien den Barbaren überlieferte, legte er von weitem den Grund zu der gegenwärtigen Verfassung von Europa. Durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel gab er dem Orient eine neue Richtung, wies der Politik und dem Handel einen neuen Mittelpunkt an, führte Vormauern auf, und riß andere nieder, und war Ursache, daß mitten in Thracien ein Theil von Griechenlands Geschmack und Kenntnissen aufkeimte, oder wenigstens tausend

Jahre lang sich erhielt. Endlich, da er das Christenthum auf den Thron erhob, so wirkte er die größte Veränderung, die jemals in den Ideen, den Gesetzen, den Sitten, und dem allgemeinen Geiste der Nationen vorgefallen ist, und veranstaltete, ohne es zu wissen, die Triebfedern, welche fast auf alle politische und religiöse Erfolge der neuern Geschichte ihre Einflüsse äußern sollten. So wichtig war die Periode von Constantins Regierung.

Untersuchen wir ferner seinen Charakter und seine persönliche Eigenschaften, so finden wir an ihm diese Liebe zur Ehre, ohne welche noch nie ein Mensch große Bewegungen um sich herum gewirkt hat; diese Thätigkeit, welche zu allen Arten von Erfolgen, besonders im Kriege, und noch vorzüglicher in einem Reiche, welches hundert Provinzen enthielt, nöthig ist; diese Wildheit, welche der allgemeine Fehler seiner Zeit war, und die ihn zu den Lastern brachte, die er bald mit einer ruhigen Grausamkeit begieng, z. B. der Mord seines Neffen (64) und die Hinrichtung der gefangenen Könige, die er zum Schauspiel für das Volk von den Thieren zerreißen ließ; bald aber aus Hitze und Leidenschaft verübte z. B. der Mord seiner Gemahlinn und seines Sohns (65); diese

(64) Licin, seiner Schwestersohn. S. Eutropius B. 9. C. 4., imgleichen des Eusebius Chronikon nach des Hieronymus lateinischer Uebers. beym J. 329.

(65) Crispus, ein Prinz von vortreflichen Eigenschaften, der den Lactanz zum Lehrer gehabt hatte, und den Eusebius und der Redner Nazarius sehr loben, wurde durch die falschen Anklagen seiner Stiefmutter

diese Liebe zum Despotismus, die von einer großen kriegerischen Macht, und dem Geiste der Eroberung, besonders aber der Begierde, ein neues Reich zu gründen, fast unzertrennlich ist; eine Neigung zur Pracht; welche die Völker so leicht für Größe halten, besonders wenn sie von einigen glänzenden Handlungen und glücklichen Erfolgen unterstützt wird; weise und oft wohlthätige Gedanken über die Verbesserung der Gesetze und der Mißbräuche, aber zugleich eine grausame Güte, die nicht zu strafen wußte, wenn die Völker unglücklich gemacht und gedrückt wurden. Ueberhaupt findet man im Constantin eine Mischung von Eigenschaften, die sich zu widersprechen scheinen (66). Er hatte die Seele

ter Fausta, die, wegen ihrer Söhne, seine vorzügliche Eigenschaften und seinen Ruhm mit neidischen Augen ansah, bey seinem Vater, dem Constantin, so verhaßt gemacht, daß er ihn nach Pola in Istrien verwies, und bald darauf mit Gift hinrichten ließ. Georg Codinus, ein neuerer Grieche aus dem funfzehnten Jahrhundert, der aber viele ältere Zeugen anführt, erzählt, daß Constantin diese Uebereilung lebhaft bereuet, und dem Crispus eine Bildsäule mit der Inschrift errichtet habe: Dies ist mein unschuldiger und unglücklicher Sohn. Auch wurde Fausta nachher, sowohl wegen dieser falschen Anklage, als auch wegen anderer Verbrechen, auf Befehl des Constantin durch den Dampf eines heißen Bades erstickt. S. Zosimus B. 2. C. 29. S. 179 nach der Ausgabe des Cellarius. — Das schöne Trauerspiel des Hrn. Weisse, wozu er den Stoff aus dem unglücklichen Schicksal des Crispus hergenommen hat, ist unter uns bekannt.

(66) Darauf zielte das Distichon auf den Constantin,

eines Kriegers, und liebte Pomp und Weichlichkeit. Er war in seiner Gesetzgebung gelinde, und in seiner Politik barbarisch. Er vergab Beleidigungen, und ließ seine Verwandten und Freunde erwürgen. Er schenkte aus Leutseligkeit, und ließ die Provinzen aus Schwachheit plündern. Kurz, an manchen Tagen war er Antonin, und an andern Nero. Vielleicht muß man aus seinem Genie die glücklichen Erfolge, die er hatte, aus seinen Leidenschaften die Verbrechen, die er begieng, und aus seinem Christenthum die Gesetze, die er gab, herleiten.

So oft ein Mann von großem Charakter an der Spitze einer Nation steht, werden die Gemüther erschüttert, die Herzen gestärkt, die Künste und Wissenschaften entweder in Blüthe gebracht, oder aus dem Staube gehoben, oder vor dem nahen Falle bewahrt. Beyspiele davon finden wir unter dem Perikles, dem Alexander, dem August, dem Constantin, Carl dem Großen, Carl V. und Ludwig XIV. Constantin ließ die Schulen von Athen wieder eröfnen, er ehrte die Wissenschaften, er beschäftigte sich selbst mit ihnen, aber freylich so, wie

tin, das einst unter das Volk gekommen war, und darin dem Kaiser zugleich Schwelgerey und Grausamkeit zur Last gelegt wurde:

Saturni aurea secla quis requirat?
Sunt haec gemmea, sed Neroniana.
S. Sidon. Apoll. Epist. V. 8.

Vollständig und unpartheyisch findet man Constantins Charakter in Hrn. Prof. Schröckh Biographie Th. 4. geschildert.

wie er sich in seinem Zeitalter, und unter den Sorgen der Kriege und des Throns damit beschäftigen konnte. Die römische Beredsamkeit war damals sehr in Verfall. Die Griechische hingegen erhielt sich noch. Asien war der beständige Aufenthalt der Kaiser geworden, und die herrschende Sprache dieser Gegenden war die von Athen. Dazu kam noch die Verbreitung des Christenthums, die Erneurung des Platonismus, die Schule zu Alexandrien, der Kampf der beyden Religionen, unter welchen die heidnische eben so viel Eifer im Angrif, als die christliche in der Vertheidigung zeigte; und alles dies trug dazu bey, im Orient Wissenschaften und Geschmack zu erhalten. Bischöfe studirten den Homer, und Heilige den Aristophanes. Plato wurde fast eben so oft angeführt als ein Kirchenvater. Er war gleichsam ein feindliches Zeughaus, aus welchem die Christen sich bewafneten, und man bestritt die Fabeln und die Mythologie der Griechen mit ihrer eignen Beredsamkeit.

Zu eben der Zeit erfolgte eine Veränderung, durch welche eine Art von Beredsamkeit veranlaßt wurde, die man vorher nicht kannte, und die in der Folge die größten Einflüsse hatte. Das Recht, zu dem versammleten Volke zu reden, war in Rom zu den Zeiten seiner Freyheit den obrigkeitlichen Personen, und zu den Zeiten der Sklaverey den Kaisern zugekommen. Dieses Recht machte einen Theil der höchsten Gewalt aus, und die dadurch geäusserte Befehlshaberschaft war um so viel mächtiger, weil sie durch den Verstand die Neigungen lenkte, und

weil eine jede von einem ganzen versammleten Volke angenommene Meynung von dem größten Gewicht ist, indem die Kraft eines jeden auf die Weise durch die Kraft des Ganzen vervielfältigt wird. Dieses Recht erhielten unter dem Constantin die Diener der Altäre. Die christlichen Priester bestiegen öffentlich die Kanzeln und heilige Reden traten an die Stelle der weltlichen. Zu den Zeiten des Cicero blühte die republikanische Beredsamkeit, die durch Freyheit und wichtige Vortheile belebt wurde; unter den ersten Kaisern eine Art von monarchischer Beredsamkeit, die sich auf die Nothwendigkeit zu schmeicheln und zu gefallen gründete; um die Zeiten des Marc Aurel die Beredsamkeit der Sophisten, die kein wirkliches Interesse zum Grunde hatte, und also für den Redner blos ein Spiel des Witzes, und für die Zuhörer ein Zeitvertreib wider die Langeweile war. Endlich sah man in dieser vierten Periode die christliche Beredsamkeit entstehn, die sich mit ganz neuen Ideen, Grundsätzen und Gegenständen beschäftigte. Die Verbesserung der Welt, die Aussöhnung der Erde und des Himmels, ein Friedensstifter zwischen Gott und den Menschen, ein künftiges Leben und große Hoffnungen oder große Befürchtungen jenseit der Zeit ein solches Gemählde stellte diese Beredsamkeit den Menschen dar. Der Redner, der im Namen Gottes sprach, mußte nothwendig einen erhabnern Ton annehmen. Die religiösen Ideen, besonders in Asien, und in dem Zeitpunkt einer entstehenden Religion, mußten der Einbildungskraft mehr Wärme mittheilen. Grundsä-

ße, welche zur Absicht hatten, die Schwachheit zu erheben, den Hochmuth zu dämpfen, und den Rang nach den Tugenden zu bestimmen, mußten der Beredsamkeit eine Mischung von Nachdruck und Sanftmuth geben. Auch verbreitete das Studium der heiligen Bücher öfters über diese Vorträge ein orientalisches Ansehen, welches die Redner des Reichs bisher nicht gekannt hatten. Auf der andern Seite mußte die Verachtung eines eiteln Ruhms, das Stillschweigen der Leidenschaften, der Eindruck, den der Redner oft durch die bloße Vorstellung des Gottes, dessen Diener er war, machte, und die Ueberzeugung, daß in den Händen der Gottheit alle Werkzeuge gleich sind, den Fortgang in dieser Art der Beredsamkeit entweder aufhalten oder schwächen. Die christlichen Redner mußten selbst zu Folge ihrer Grundsätze die Kunst vernachlässigen. Viele würden geglaubt haben, die Wahrheit zu beleidigen, wenn sie dieselbe ausschmückten, und die Sache Gottes zu schwächen, wenn sie sich gar zu sehr um menschliche Hülfsmittel bekümmerten. Aus allen dem entstand nun eine Mischung von Schönheiten und Fehlern, Nachläßigkeit im Stil und Größe in den Ideen, zuweilen die ganze Stärke und Heftigkeit des religiösen Eifers, zuweilen die ganze Schwäche einer kalten und einförmigen Moral. Die Einbildungskraft konnte oft erschüttert, aber eben so oft mußte auch der Geschmack beleidiget werden (67).

(67) Man sieht leicht, daß Hr. Th. hier nicht von dem Kanzelvortrage überhaupt redet. Die Tugenden sowohl

Constantin erhielt von den Rednern beyder Religionen gleiches Lob. Das heidnische Rom machte ihn zum Gott, und das christliche zum Heiligen. Dieses betrachtete ihn als einen Wohlthäter, jenes verehrte an ihm seine Macht und seine glücklichen Unternehmungen. Sein Geschmack an den Wissenschaften erwarb ihm noch mehr Lobredner; denn dieser Art von Verführung können selbst Philosophen nicht widerstehn. Ueberdem regierte er auch lange, und daraus entsteht immer neue Nahrung für die Vergötterung der Höfe, die mehr Grund in der Gewohnheit als in der Empfindung hat. Man darf sich also nicht wundern, daß in Italien, in Griechenland, in Gallien, in Asien, in den Städten, in den Lägern, allenthalben die Panegyristen ihn verfolgten. Bey jeder glücklichen Unternehmung wurde er durch ein Lob gestraft (68).

Aus

sowohl als die Fehler desselben können nicht nach eben dem Maaßstabe berechnet werden, nach welchem man den Werth eines Panegyrikus bestimmt. Ein Freund, der sich mit mir über meine wichtigsten Angelegenheiten unterhält, mich mit Sanftmuth belehret, und mit Theilnehmung bessert, muß für seine Vorträge eine ganz andere Theorie haben, als der Redner, der mich in Erstaunen setzen, und mit sich fortreißen, meine Imagination vergnügen, und mein Herz erschüttern will. Jener sucht meine Glückseligkeit, dieser meinen Beyfall. An das alles durfte Hr. Th., seiner Absicht nach, jetzt nicht denken. Er war hier weiter nichts, als Geschichtschreiber; er erzählte Thatsachen; und seine Erzählung ist eben so richtig, als wegen der Folgen, die daraus gezogen werden können, merkwürdig.

(68) Hält man es der Mühe werth, die verschiedenen

nen

Aus dieser unzählbaren Menge sind uns zum Glück nur noch sechs oder sieben übrig. Ich werde mich wohl hüten, von allen zu reden; aber eine darunter verdienet doch ihrer Sonderbarkeit wegen bekannt zu werden. Der Redner fängt seinen Vortrag damit an, daß er sagt, er habe bisher nicht eine Gelegenheit verfehlt, dasjenige zu erheben, was durch die Gottheit Constantins großes gewirkt sey, und er würde es also für das größte Verbrechen halten, wenn er bey einer Begebenheit schweigen wollte, welche alle andere an Wichtigkeit überträfe; und dies ist der Sieg über den Maxenz (69). Er fühlt zwar die Schwäche seiner Talente, sonderlich wenn er sich mit so viel berühmten Rednern vergleicht. „Aber bey einer Schlacht, sagt er, mischt man zu„weilen mitten unter die Feldmusik auch den Ton „der Flöte.“ Nach diesem Anfang kommt er auf die Materie selbst. Er erstaunt, daß sein Held mit so weniger Macht einen so wichtigen Krieg unternommen hat. „Sicher, sagt er, hast du ein „geheimes Verständniß mit dem allgemeinen und „göttlichen Geist, der dich allein seiner Offenbarun„gen würdigt, da wir hingegen nur unter den Gott„heiten der zweyten Ordnung stehen, die den Auf„trag

nen Lobredner des Constantin kennen zu lernen, so kann dazu Joh. Vogt Historia litteraria Constantini M. Hamb. 1720. 8. nützlich seyn.

(69) Diese Lobrede eines Ungenannten auf den Constantin, wegen des Sieges über den Maxentius hat in der Sammlung des Cellarius die achte Stelle. S. 197. ff.

„trag haben, uns zu leiten.“ Er kann es ferner nicht begreifen, daß in der Welt sich Menschen gefunden haben, die die Kühnheit hatten, dem Constantin zu widerstehen. „Weichen hätten sie müssen, nicht blos vor der Gegenwart deiner Gottheit, „sondern schon vor dem Schalle deines Namens.“ Bald darauf macht er seinem Helden ein Verbrechen daraus, daß er selbst in der Schlacht war, sich mitten unter die Feinde mischte, und dadurch, wie er sich ausdrückt, beynahe den Untergang der Welt verursacht hätte. Dies ist gewiß das erstemal, da ein römischer Redner einem Kaiser Lehren der Feigheit gab. Weniger kann doch ein Fürst, wenn er wegen eines Throns Krieg führt, wohl nicht thun, als daß er selbst bey der Schlacht gegenwärtig ist, und sich in seiner eignen Angelegenheit mit denjenigen vereinigt, die sich erklären, für dieselbe zu kämpfen und zu sterben. Man könnte sich hier des Einfalls erinnern, welchen ein berühmter Engländer *) über Philip V. und den Erzherzog hatte, die beyde bey der Schlacht von Almanza nicht zugegen waren. Aber das seltsamste und zugleich unglaublichste ist hier, daß der Redner dem Constantin im ganzen Ernst das Beyspiel eines Prinzen vorhält, der oben von einer Leiter einer Schlacht in der Ferne zugesehen hatte. „Dies Beyspiel, sagt er, ist zwar „nicht edel aber es ist sicher.“ Darauf schildert der Panegyrist seinen Helden, wie er an die Ufer des Rheins eilt, um die Franken zu bekämpfen, und

*) Mylord Peterborough.

und lobt ihn sehr ernsthaft, „daß er als Sieger „den Römern ein Vergnügen durch das Nieder„metzeln der Besiegten gemacht, daß er mit ihren „Blute den Pomp der Schauspiele verschönert, und „ihnen die Freude gegönnt hat, von den Thieren „eine unzählbare Menge gefangener Feinde ver„schlingen zu sehen, dergestalt daß diese Unglückli„che in ihrem letzten Augenblick noch mehr von den „Beleidigungen ihrer Sieger, als von den Bissen „der wilden Thiere und von den Tode selbst litten.“ In welchem Zeitalter voll Wildheit und Niederträchtigkeit konnte ein solcher Panegyrikus wohl verfertigt werden? Wenn die Seele noch nicht ganz durch Despotismus oder Sklaverey entstellt ist, kann man sich dann wohl bey dem Lesen eines solchen Lobes enthalten, dem Redner zu fluchen, der es ertheilte, und dem Fürsten, der es annahm? In der That sind fast alle Redner und Panegyristen dieser Zeiten Füchse, welche Tigern liebkosen. Dieser macht den Schluß damit, daß er den Constantin mit seiner Gottheit unterhält, welcher der Senat eine goldne Statüe geweihet hat. Darauf richtet er ein Gebet an den Schöpfer der Welt, und beschwört ihn, den Constantin für alle Jahrhunderte zu erhalten, hofft auch, daß diese Gnade der Welt bewilligt werden wird, denn da er Gott ist, so muß er ja das, was gerecht ist, wollen, und da er allmächtig ist, so kann er keinen Grund haben, es abzuschlagen; also rechnen der Redner und die Welt auf die Ewigkeit Constantins. Aus diesem Panegyricus kann man fast auf alle andere schließen, die

in

in lateinischer Sprache auf diesen Fürsten gehalten sind. Man hat noch viere von der Art, und findet bey ihnen beynahe durchgängig den nämlichen Ton, die nämliche Wahrheit in den Lobsprüchen, und besonders die nämliche Philosophie in den Ideen. Indessen sind sie doch nicht ganz leer von einzelnen Schönheiten und Zügen von Beredsamkeit; denn in den Zeitaltern, die wieder in die Barbarey sinken, so wie auch in denen, die sich eben erst herausheben, trift man noch ehe Beredsamkeit an, als Geschmack.

Wir wollen noch ein anderes Werk von eben dieser Art anführen, dessen wir besonders auch darum erwähnen, weil wir es als den ersten christlichen Panegyrikus betrachten, der überhaupt gehalten, oder wenigstens bis auf uns gekommen ist. Er ist griechisch geschrieben, und wurde zu Constantinopel im dreyßigsten Jahr der Regierung Constantins gehalten. Der Verfasser davon war Eusebius von Cäsarea, der sich durch seine Werke uud durch seine Laster gleich bekannt gemacht hat. Ein kriechender Bischoff, ein verdächtiger Geschichtschreiber, und ein Panegyrist, so wie er es in seinen Zeiten seyn konnte (7°).

Diese

(70) Des Eusebius Lobrede auf den Constantin ist der Ausgabe seiner Kirchengeschichte, die Valesius zu Paris 1659. Fol. besorgt hat, einverleibt; S. 603-665. Von eben diesem Schriftsteller hat man das Leben des Constantin in vier Büchern, worin er dessen Verdienste um die Kirche erzählt, aber so, daß er auch hier das Lob übertreibt.

Diese in ihrer Form sonderbare Rede ist zugleich ein Panegyrikus, eine Predigt, ein Catechismus, ein Glaubensbekenntniß, eine metaphysische und rhetorische Abhandlung, eine Mischung von Sätzen aus der Philosophie des Pythagoras und Plato und aus den Lehren unserer heiligen Bücher. Constantin wird in derselben durchgängig als der Zerstörer des Götzendienstes vorgestellt. Man vergleicht sein Reich auf der Erde mit dem ewigen Reiche Gottes über die Welt. Man redet von seinem unmittelbaren Umgange mit der Gottheit, und man bittet ihn, den Gläubigen (wenn er Zeit dazu haben wird) etwas von der unendlichen Menge von Erscheinungen, Gesichten, himmlischen Träumen, worinn Jesus Christus sich ihm offenbart, und vielen andern Geheimnissen zu erzählen, die kein Mensch außer ihm kennt, und die in seinem kaiserlichen Gedächtnisse wie in einem Schatze verwahret liegen. Zuletzt wird er gelobt, hintergangen, und unterrichtet; und der Redner, der den Stil der Kanzel und des Hofes auf eine geschickte Art zu verbinden weiß, überhäuft ihn zugleich mit Schmeicheleyen und Lehren.

Man lobte ihn nicht allein in Prosa, sondern auch in Versen; aber diese fielen noch schlechter aus. Optatianus Porphyrius, der mit dem Philosophen dieses Namens nicht verwechselt werden muß, und ein sehr mittelmäßiger Dichter war, verfertigte auf diesen Prinzen, der ihn verbannet hatte, ein langes panegyrisches Gedicht, welches nicht viel taugte, und folglich sehr wohl bezahlt wurde. Vor dem

Con-

Constantin hatten es Alexander und zwanzig andere Prinzen eben so gemacht. Das ist billig. Die Mittelmäßigkeit braucht Belohnung; aber vom Genie setzt man voraus, daß es seine Vorzüge fühle, und sich also selbst genug sey. Doch gefällt mir der Zug an einem arabischen Prinzen noch besser, der für ein schlechtes arabisches Gedicht, das an Seine Hoheit gerichtet war, dem Dichter zuerst zwanzig Goldthaler deswegen gab, weil er es gemacht hatte, und nachher noch vierzig, damit er keines mehr machen möchte. Mit dem Panegyristen des Constantin hätte man eben so verfahren sollen (71).

(71) Publius Optatianus Porphyrius wird gemeiniglich unter die heidnischen Dichter gerechnet; aber mit Unrecht; der Grund davon liegt blos in einigen Ethnicismen des Stils in seinem Gedicht; und ein solcher Grund beweiset allerdings zu viel, daß er ein Christ war, beweiset schon seine Anrede an Gott:

> Omnipotens genitor, tuque o diuisio mixta
> Filius atque pater et sanctus spiritus, vnum
> Faueas votis.

Dies Beyspiel dient zugleich, um ihn als Dichter zu charakterisiren. In dem ganzen Gedicht findet man kaum hin und wieder einzelne poetische Spuren. Wir haben es noch ganz in des Peter Pithöus Sammlung, die unter dem Titel: Epigrammata et poematia vetera zu Paris 1590. 12. herausgekommen ist; imgleichen mit einigen kritischen Anmerkungen des Christ. Dammius; in den Werken Marc. Velsers, Nürnb. 1682. Fol.

Neunzehntes Capitel.

Lobreden des Kaisers Julian.

Nach so vielen unbekannten Namen schwacher Schriftsteller, welche die Nachwelt fast nicht mehr kennt, kommen wir endlich auf den Julian, der um so viel berühmter ist. Ein jeder Prinz, der Schriftsteller wird, kann sichere Rechnung auf die Aufmerksamkeit der Welt machen. Der gemeine Haufe der Leser will aus Neugierde oder aus Schwäche alles von denjenigen wissen, die durch ihren hohen Rang seine Blicke an sich ziehen; der Philosoph beobachtet die Art, wie die Gegenstände vom Thron angesehen werden; der Geschichtschreiber sucht in den Schriften eines Königes die Geschichte seiner Gedanken; der zergliedernde Kritiker studirt das geheime Verhältniß zwischen dem Charakter, den Grundsätzen und der Regierung eines Prinzen auf der einen Seite, und seiner Imagination, seinem Stil und der Art, seine Ideen darzustellen, auf der andern. Je mehr Ruf der Prinz hat, desto stärker wird die Aufmerksamkeit. Man findet ein Vergnügen daran, einen Mann, den man am Hofe und auf dem Schlachtfelde bewunderte, zu beobachten, wie er in seinem Cabinet schreibt und denkt, und wie er als Philosoph zu den Völkern redet, die er als König zu regieren weis.

Julian verband diese beyden Arten des Verdienstes; aber man muß dabey bemerken, daß dieser Vorzug bey den Alten lange nicht so selten war, als er bey uns ist. Zu Rom hatten sich viele Kaiser auf die Wissenschaften gelegt. Es ist bekannt, daß Cäsar der Nebenbuhler vom Cicero auf dem Rednerstuhl war, und es auch vom Sophokles auf dem Theater seyn wollte. August schrieb sehr gute Prosa, und machte überdem Trauerspiele und Gedichte. Cajus war auf seine Beredsamkeit stolz. Claudius hatte einen reinen Stil, und verfertigte die Geschichte seiner Zeit. Nero bey seiner hitzigen und stürmischen Imagination legte sich auf die Poesie eben so sehr, als auf die Musik. Hadrian, welcher Dichter, Maler, Baumeister und Geschichtschreiber war, wurde auch für den ersten Redner seiner Zeit gehalten. Marc Aurel war Philosoph, wie Epiktet, und auch Schriftsteller, wie er. Septimius Severus, der in beyden Sprachen Reden hielt, schrieb die Denkwürdigkeiten seiner Regierung. Alexander Severus besang die Tugenden, die er in seinem Herzen hatte, und machte Gedichte auf die würdigsten seiner Vorfahren im Reich. Der ältere sowohl als der jüngere Gordian sind wegen ihrer Kenntnisse in den Gesetzen, in dem Kriegeswesen und in den Wissenschaften bekannt, und einer von ihnen, ehe er zur Regierung gelangte, hatte ein Gedicht in dreyßig Gesängen zur Ehre des Marc Aurel und Antonin heraus gegeben. Balbin, den der Senat erwählte, die Armee aber ums Leben brachte, verstand die Poesie eben so gut als die Beredsam-

redsamkeit. Gallien, der zugleich wollüstig und tapfer war, und sich durch Siege und witzige Einfälle berühmt machte, besaß das Talent, gut zu schreiben, und verfertigte Gedichte, die zwar Wollust, aber doch auch Geschmack verriethen. Der Kaiser Tacitus war als Herr der Welt stolz auf seine Abstammung von dem Geschichtschreiber dieses Namens, und brachte nicht eine Nacht zu, ohne zu lesen oder zu arbeiten (72). Dem Numerian errichtete man als Redner eine Ehrensäule, und nur ein einiger Mann im ganzen Reich *) machte ihm den

(72) Der Kaiser Tacitus verdient noch den Dank der Nachwelt wegen seines Eifers für die Erhaltung der vortreflichen Werke seines Vorfahren, des Cornelius Tacitus. Nach dem Bericht des Vopiscus in dessen Leben, Cap. 10. gab er Befehl, daß diese Schriften für alle öffentliche Bibliotheken angeschafft, und jährlich zehn Exemplare davon in den Archiven auf Kosten des Staats abgeschrieben, und an die Bibliotheken vertheilt werden sollten. Welcher Kenner des vortreflichen Geschichtschreibers wird den Kaiser nicht wegen dieser Vorsorge hochschätzen!

*) Nemesian (73).

(73) Was der Verfasser vom Numerian nur kürzlich berührt, das erzählt Vopiscus im Leben desselben im ersten Abschnitt vollständiger. Numerianus — eloquentia etiam adeo praepollens, vt etiam publice declamauerit, feranturque illius scripta nobilia, declamationi tamen, quam Tulliano accommodatiora stilo. Versu autem talis fuisse praedicatur, vt omnes poetas sui temporis vicerit. Nam et cum Olympio Nemesiano contendit, ἁλιευτικὰ, κυνηγετικὰ, ναυτικὰ scripsit — — Huius oratio fertur ad senatum missa tantum habuisse eloquentiae, vt illi statua, non quasi Caesari, sed quasi rhetori decerneretur ponenda in bibliotheca Vlpia, cui subscriptum

Preis der Dichtkunst streitig. Constantin endlich vereinigte die Gebräuche des alten Roms und der Kirche, die Rechte des Altars und des Throns mit einander, und war zugleich Kaiser und heiliger Redner. Er verfertigte und hielt viele Predigten, und man hat noch ein Werk dieser Art von ihm unter dem Titel: Rede an die Versammlung der Heiligen, eine Predigt, die am Osterfeste zu Bizanz von dem Nachfolger Cäsars und Augusts verfertigt und gehalten ist (74).

Also

scriptum est: *Numeriano Caesari oratori temporibus suis potentissimo.*

Marcus Aurelius Olympius Nemesianus, mit dem Numerian in der Dichtkunst um den Vorzug stritte, war aus Carthago gebürtig und ward um das J. 284. berühmt. Man hat von seinen dichterischen Werken nichts mehr übrig als ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica), wovon noch 325 Verse vorhanden sind, und 4 Eclogen, welche von einigen dem Dichter Calpurnius; der sein Zeitgenosse war, beygelegt werden. Das Gedicht von der Jagd sowohl, als die 4 Eclogen hat Burmann in seinen Poëtis Latinis minoribus Tom. I. S. 319. mit seinen und anderer Anmerkungen geliefert. Die Gedichte des Nemesian, so wenig sie an die Schönheiten der Virgilianischen Muse reichen, haben dennoch in Gedanken, Ausdrücken und Wendungen einige Züge von wahrer Poesie, und erheben sich sehr merklich über den schlechten poetischen Geschmack der damaligen Zeiten.

(74) Man findet diese Rede griechisch und lateinisch mit kritischen Anmerkungen, in der Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius, die Valesius veranstaltet hat. S. 567-602.

Also hat man vor dem Julian sechszehn römische Kaiser, die zugleich Schriftsteller waren, und man kannte damals in der Welt noch nicht den Wahn, welcher die Unwissenheit zu einem Vorrechte des europäischen Adels machte, und Leuten, welche einen Namen hatten oder zu haben glaubten, verbot, ihn durch die Kunst zu denken oder zu schreiben verächtlich zu machen. Dieser Wahn wurde erst nachher durch die nordischen Wilden, die nichts verstanden, als verwüsten, eingeführt, und durch die Besitzer von Schlössern unterstützt, die außer der Unterdrückung, dem Zweykampf und der Jagd, keine Kunst weiter kannten. Eine solche Denkungsart ist in der That dieser beyden Zeitalter würdig, hat nach vierzehn Jahrhunderten noch nicht ausgerottet werden können und erhält sich selbst in unsern Tagen allgemeiner, als man glaubt. Julian, den wir hier nur von der litterarischen Seite betrachten, war zugleich Philosoph, Redner, Satyriker und scherzhafter Schriftsteller, und zeigt sich in seinen Werken wechselsweise als Schüler des Plato, des Demosthenes und des Lucian. Seine Satyren (75) sind bekannter als seine Lobreden; indessen fehlt es auch diesen nicht an Schönheiten, nur ist es unangenehm, zwey darunter zu finden, deren Gegenstand Constans ist, ein argwöhnischer und feiger, furchtsamer und grausamer Prinz, wel-

(75) Seine Satyren, Caesares oder Symposium, und Antiochicus oder Misopogon sind bekannt. Sie sind voll von lebhafter, witziger Spötterey, und selbst eines Lucians nicht unwürdig.

cher Aberglauben und Wuth vereinigte, auf der einen Seite die Arianer beschützte und die Katholiken verfolgte, auf der andern aber seine Generale umbrachte, und fast die ganze Kaiserliche Familie ermorden ließ. Vermuthlich waren diese beyden Lobreden ein Tribut, welchen die Staatsklugheit an die Furcht bezahlte. Bis an den Augenblick, da dieser Prinz den Thron bestieg, war er fast immer in Gefahr, und vielleicht erhielt er nur dadurch sein Leben, daß er dem Tyrannen schmeichelte. Ueberdem waren panegyrische Reden damals so Mode, wie es bey andern Völkern Satyren oder Liederchen zuweilen sind. Doch haben die Reden des Julian bey weitem nicht den Ton der Niederträchtigkeit, den man bey andern antrift; oft mischt er unter seine Lobsprüche nützliche Wahrheiten; nur ist das schon einmal die unglückliche Schwäche des Hochmuths und der Macht, daß man die Mächtigen loben muß, wenn man sie unterrichten will, und daß man fast immer genöthiget ist, eine jede Wahrheit auf eine Lüge zu stützen.

Diese beyden Lobreden enthalten verschiedene Stellen, welche verdienen angeführt zu werden. Dahin gehört aus der Ersten ein Stück über die Erziehung der Prinzen, wo Julian von der Nothwendigkeit redet, ihren Körper mit ihrer Seele zu bilden. Er klagt über die zärtelnde Erziehung, welche jenen sowohl als diese zugleich schwächt, die Triebfedern der Seele zerstört, indem sie den Willen entkräftet, alle Mittel großer Handlungen unthätig

thätig macht, Furcht hervor bringt, ehe die Gefahr da ist, und keine Stärke für unglückliche Zufälle übrig läßt.

Von der Art ist auch eine andere Stelle, wo der Redner zeigt, wie nützlich es sey, einen jungen Prinzen zeitig in Thätigkeit zu setzen, seine Augen und seinen Geist mit den Gefahren, den Schlachten, den Völkern und den Kriegsheeren bekannt zu machen, und ihm Gelegenheit zu geben, daß er aus eigener Erfahrung in seinem Reiche die Lage der Oerter, die Größe der Provinzen, die Macht der Nationen, die Bevölkerung der Städte, den Charakter der Völker, ihre Stärke, ihre Armuth und ihren Reichthum kennen lernt. So lernte Constans, wie der Redner sagt, befehlen, aber zugleich lernte er auch gehorchen, und er gehorchte dem, was das Heiligste auf der Welt ist, der Natur und dem Gesetz.

Es hat Länder gegeben, wo diejenigen, die dereinst regieren sollten, mit den übrigen Bürgern fast einerley Erziehung erhielten. Was kann, sagt er, unüberlegter seyn? man fodert von denjenigen, welche befehlen, die höchste Tugend, und man braucht keine Mittel, um sie besser zu machen, als die übrigen Menschen! wer Regent seyn will, sollte damit anfangen, daß er verdiente es zu seyn.

Man kann noch eine Stelle anführen, welche die Tyrannen von Rom betrift, die aus Schwachheit grausam wurden, alles fürchteten, weil sie selbst nichts waren, und ihren Unterthanen weder die Ge-

burt, noch das Verdienst verziehen. Bey ihnen, sagt er, war die Tugend ein Verbrechen, so wie der Mord und die Empörung; sie schlugen alles nieder, was sich erhob, und zerstörten alles, was groß war.

Der zweyte Panegyrikus hat im Plan etwas Ungereimtes. Julian will darin beweisen, daß sein Held den berühmtesten Helden im Homer gleich kömmt, dem Achilles, dem Diomedes, und dem Patroklus in der Tapferkeit, dem Ulyß in der Staatsklugheit, und dem Nestor in der Beredsamkeit. Man wird sich über die Ungereimtheit dieser Idee weniger wundern, wenn man weis, daß Homer in allen Reden dieser Zeit eine sehr große Rolle spielte. Dieser Dichter, den einzelne Menschen lächerlich, und tausende erhaben gefunden haben, den man ausschweifend verachtete, weil man ihn schwärmerisch bewunderte, und der Partheyen und Sekten veranlaßt hat, so wie alle Dinge, welche die Menschen stark erschüttern, herrschte damals über die Dichtkunst und Beredsamkeit, wie Plato über die Philosophie. Man konnte nicht Redner seyn, ohne die Iliade anzuführen. So bemerkt man überhaupt in der Philosophie, in der Beredsamkeit und in allen Künsten, daß den Menschen jederzeit ein Gegenstand nöthig gewesen ist, den sie vergöttern könnten. Jedes Jahrhundert hat dergleichen gehabt. Man sollte glauben, daß dem menschlichen Geiste seine Vernunft zur Last fiele, und daß es ihm Mühe mache, frey zu seyn. Er hat immer Regierung und Herrschaft nöthig. Wenn

er

er unter seinen Zeitgenossen keinen Mann findet, den er für würdig hielte, ihm zu gehorchen, so sucht er einen Herrn in den vergangenen Jahrhunderten, wirft sich nieder und schmiegt sich zu den Füßen seiner Statüen. Nun betrachtet er ihn nie anders als mit abgöttischer Ehrfurcht, unterwirft jeden Gedanken und seinen ganzen Geschmack den Befehlen desselben, und nimmt nicht allein seine Meynungen, sondern auch die Ausdrücke an, deren er sich bediente. In diesem Stande gleicht der Mensch einem furchtsamen Kinde, welches nicht wagt, einen Schritt ohne das Gängelband zu thun, darauf es sich stützt. Er denkt, er empfindet, er athmet in einem andern, und ist so viel stolzer, je größer seine Sklaverey ist, bis eine neue Revolution ein anderes Reich und eine andere Art der Knechtschaft einführt. Damals nun regierte Homer. Um groß zu seyn, mußte man den Helden gleichen, welche Homer geschildert hatte, und um Vernunft zu haben, mußte man mit ihm auf eine ähnliche Art denken. Daher wurde in einem großen Theil von Europa und Asien nichts geschrieben, worinn Homer nicht gelobt, erklärt und angeführt wäre. Julian bezahlte so wie andere diesen Zoll an den Geschmack seines Jahrhunderts, und besonders thut er es in diesem Panegyrikus. Doch findet man auch in demselben eine Stelle, die in einem ganz andern Tone geschrieben ist, und wo der Redner ohne Anführungen und ohne fremde Ideen seinen eigenen Weg gehet, und demohnerachtet einen festen Schritt behält. Diese Stelle, in welcher Philosophie und Beredsamkeit verbunden

sind, enthält ein Gemählde der Eigenschaften, die ein Fürst haben muß, der würdig seyn soll, Menschen zu befehlen. Ich glaube, daß es nicht überflüssig seyn wird, sie anzuführen. Sie wird nicht allein deswegen interessant, weil sie eine nützliche Materie betrift, sondern auch, weil sie ein historisches Denkmaal ist, aus welchem sich der Geist und das Herz des Redners gleich gut erkennen läßt *).

„Die vornehmste Eigenschaft eines Fürsten, „sagt Julian, ist die Ehrfurcht gegen die Götter, „und die Aufmerksamkeit auf die Erhaltung ihres „Dienstes in seinen Staaten. Nach den Göttern „ehret er die Aeltern, denen er das Leben schuldig „ist, und wenn sie nicht mehr sind, so beweist er „seine Erkenntlichkeit und Achtung noch gegen ihre „Asche. Hat er Brüder, so liebt er sie, und alle „Bande, welche die Natur knüpfte, sind ihm „heilig. Den Fremden verstattet er Zugang, den „Bitten Gehör, und jedermann Gerechtigkeit. Er „strebt nach dem Beyfall der besten Bürger, be„sorgt aber mit gleicher Aufmerksamkeit die Angele„genheiten aller Unterthanen. Die Reichthümer, „die nach Gold berechnet werden, verachtet er; aber „seine Reichthümer sind Freunde, die ihn ohne Ver„stellung lieben, und die ihm dienen, ohne ihm zu „schmeicheln.

„Ohngeachtet der Herzhaftigkeit, die ihm na„türlich ist, hasset er den Krieg; wenn er aber durch „Zufäl-

*) Ich habe sie aber abgekürzt, weil sie sehr lang ist, und weil Julian sich unterweilen zu sehr bey einerley Ideen aufhält.

„Zufälle, oder durch die Fehler der Menschen in „denselben verwickelt wird, so versteht er ihn „zu führen. Alsdenn ist seine Thätigkeit eben so „groß als sein Muth, und er ruhet nicht eher aus, „als bis seine Feinde überwunden sind. Aber in „dem Augenblicke, da er siegt, erzeigt er auch „Gnade, und er hält es für ein Verbrechen, dem„jenigen, der sich nicht mehr widersetzt, das Le„ben zu nehmen. In den Schlachten schließt er sich „von keiner Gefahr oder Arbeit aus; aber wenn sie „einen glücklichen Ausgang haben, so läßt er jeden „die Früchte seiner Bemühungen und seines Bluts „genießen. Die Bürger und die Soldaten hält er „gleich werth. Die Bürger betrachtet er wie eine „Heerde, deren Hirte er ist, und die Soldaten, „wie stolze und gelehrige Geschöpfe, die das Amt „haben, die Gefahr abzuhalten, und die daher „nicht selbst die Plünderer und die Mörder der Heer„de seyn dürfen, die sie vertheidigen. Der Fürst setzt „ihre Herzhaftigkeit in Uebung, und gewöhnt sie da„durch an den Zügel. In feiger Ruhe läßt er sie nicht „einschlafen, weil sonst diejenigen, die andere vertheidigen sollen, selbst Vertheidiger nöthig haben wür„den, aber auch läßt er eben so wenig zu, daß sie sich „wider ihre Anführer verwegen auflehnen dürfen, weil „er blos auf eine gute Kriegszucht die Hofnung des „glücklichen Erfolges bauet. Er härtet seine Trup„pen ab, Beschwerlichkeiten zu ertragen; aber dazu „braucht er weder vergebliche Reden noch Strafen, „sondern macht sein Beyspiel ihnen zum Gesetz. „Nur dadurch, daß er der Weichlichkeit trotzet,

„den

„den Vergnügungen entsagt, den Reichthum ver-
„achtet, den Schlaf abkürzt, und die Unthätigkeit
„fliehet, glaubt er das Recht zur Befehlshaber-
„schaft behaupten zu können. Und was kann auch
„ein Fürst ausrichten, dessen ganzes Leben ein
„Schlaf ist?

„So wie er den Staat äußerlich vertheidiget,
„so sucht er ihn auch innerlich glücklich zu machen.
„Er verfolgt den Aufruhr, die Ueppigkeit, den Ei-
„gennutz; und wenn er diese Uebel nicht ganz aus-
„rotten kann, so erstickt er sie doch in ihrem Ur-
„sprunge. Der Bürger, der ein Gesetz übertritt,
„ist ihm ein Feind, der in die Verschanzungen ein-
„dringt.

„Er beschützt nicht allein die Gesetze, sondern
„wird auch Gesetzgeber, wenn es nöthig ist. So
„wenig er einen Sklaven unter die Zahl seiner Kin-
„der aufnehmen würde, so wenig verstattet er,
„daß man unter nützliche und heilige Gesetze ein
„schlechtes einschiebt. Vergebens würden ihn Ver-
„wandte oder Freunde bitten, ihren Vortheilen das
„Gesetz aufzuopfern. Der Staat ist seine erste Fa-
„milie. Die Verletzung des Gesetzes ist für ihn
„ein eben so großes Verbrechen, als der Kirchen-
„raub; denn das Gesetz ist ihm vom Himmel an-
„vertraut worden, es ist ein Ausfluß von Gott.

„Da er allemal der Billigkeit folgt, so belohnt
„er die Tugendhaften, und sucht die Lasterhaften
„zu bessern. Es giebt unter ihnen welche, die
„noch zur Tugend und zu den Gesetzen zurück ge-
„bracht

„bracht werden können; und die kann der Fürst richten. Aber es giebt auch andere, bey welchen die „Besserung nicht mehr zu hoffen ist; diese werden „vom Gesetz verurtheilt, um ihnen neue Verbrechen zu ersparen. Er selbst wird sie nie verurtheilen; denn nie wird sich der Mund des Fürsten „öffnen, um ein Todesurtheil auszusprechen. Fodert „das Wohl des Vaterlandes Gesetze zur Bestrafung des Lasters, so wird er doch nie zugeben, daß diese Strafen Züge von Grausamkeit „enthalten, oder Erniedrigungen für die Würde des „Menschen werden. Er muß das höchste Wesen „nachahmen, dessen Diener er ist. Gott ist der „Schöpfer des Guten; dies gerechte und wohlthätige Wesen hat nie Böses hervor gebracht.

„So wie Gott seine Befehle in der Welt durch „untergeordnete Geister ausführen läßt, so hat der „Fürst Menschen, die unter ihm in seinen Staaten Befehlshaber sind. Er vertrauet einem jeden „die Stelle an, die sich für seinen Charakter schickt; „der starken Seele, die Muth mit Klugheit verbindet, kriegerische Bedienungen; der Gerechtigkeit, die durch Menschenliebe gemäßiget wird, „obrigkeitliche Aemter; und denjenigen, die beyde „Arten der Verdienste besitzen, und Muth mit Tugend verbinden, die ersten Stellen des Reichs. „Aber die Wahl ist gefährlich. Die geschickte Bosheit versteht die Kunst zu betrügen, und unter allen „Uebeln, die sie stiften kann, ist keines trauriger, als „wenn sie sich hinter die Larve der Tugenden verbirgt. „Alsdenn hintergeht sie sowohl die Unwissenheit, welche

„che

„che nicht sehen kann, als auch die Uebereilung,
„welche sich nicht Zeit läßt, zu sehen. Diesen Fall-
„stricken muß der Fürst bey der Wahl der Menschen
„ausweichen *).

„So viel von den Obrigkeiten und den Gese-
„tzen. Aber die Blicke des Fürsten treffen auch die
„niedrigern Bürger. Unter ihm wird das Volk in
„den Städten glücklich leben, ohne trotzig zu seyn,
„und sich an den Ueberfluß gewöhnen, ohne hoch-
„müthig zu werden. Der Landmann wird seine Fel-
„der bearbeiten, und denjenigen, die mit dem
„Schwerdt in der Hand seine Erndten beschützen,
„ihren Unterhalt reichen. Jedermann wird sicher
„vor häuslichen und fremden Feinden in einer tie-
„fen Ruhe leben, den Fürsten anbeten, dem er
„alles dies Gute schuldig ist, und für ihn von den
„Göttern himmlische Segnungen erflehen. Die
„Götter hören die Wünsche der Nationen, weil sie
„nicht aus Lügen oder Schmeicheley, sondern aus
„Aufrichtigkeit entstanden. Sie überhäufen den
„Fürsten mit allem, was sie Menschen bewilligen
„können, und am Ende seiner Laufbahn nehmen
„sie ihn in die himmlischen Wohnungen auf. Er
„selbst begiebt sich zu ihnen; aber sein Ruhm bleibt
„auf der Erde.“

Meiner Meynung nach findet man bey den Al-
ten wenige Stellen, die so viel Vernunft, Richtig-
keit

*) Der Redner läßt sich bey dieser Materie in die kleinsten Untersuchungen ein. Meine Absicht war nur, die Hauptideen zu zeigen.

keit und Wahrheit enthalten. Julian zeigte in dieser Schilderung eines guten Fürsten dasjenige Bild, was er selbst zu erreichen wünschte. Er hatte, ehe er den Thron bestieg, als Philosoph über die Pflichten eines Staatsmannes nachgedacht, und dies prächtige Gemählde von den Verbindlichkeiten eines Regenten war zugleich eine Lehre für den Tyrannen, der ihn anhörte, und eine Verpflichtung, die der neue Kaiser gegen das Reich übernahm.

Außer diesen beyden Lobreden haben wir noch eine dritte von ihm, die ein Denkmaal der Erkenntlichkeit und der Tugend ist. Sie ist der Kaiserinn Eusebia seiner Wohlthäterinn gewidmet. Diese Frau, die eine der schönsten ihrer Zeit war, liebte die Wissenschaften nicht aus Pralerey, sondern aus Geschmack, und, wie es scheint, hatte sie die Philosophie des Geistes und des Herzens mit einander verbunden, und war zugleich empfindsam und groß. Sie war die Ursache, daß Julian aus seiner Dunkelheit hervor gezogen und zum Cäsar ernannt wurde. Aber je näher er dem Thron war, desto mehr befand er sich in Gefahr an einem Hofe, wo die barbarische Schwäche vor Talenten erschrack, und der Mord unmittelbar auf den Argwohn folgte. Eusebia, die ihn zuerst auf den Weg zur Größe geführt hatte, besaß die Kunst, ihn zu erhalten, sie fesselte die Wuth des Constans, und der neue Cäsar entgieng ohngeachtet seines Ruhms den Mördern. Julian zeigt gleich beym Anfange dieser Rede die Gesinnungen, die ihn beleben. „Wohlthaten,

„sagt

„ sagt er, sind für edle Seelen eine Schuld, und „ ihre erste Pflicht ist es, sie zu bezahlen. Nicht blos „ der, welcher seinen Wohlthäter beleidiget, ist un„ dankbar, sondern auch derjenige, der sie mit Still„ schweigen übergeht oder sie vergißt, verdient Stra„ fe. Verbrechen von der ersten Art sind selten; „ aber desto häufiger findet man Menschen, welche „ die genoßnen Wohlthaten unter einem undankba„ ren Stillschweigen verbergen. Ihrem Vorgeben „ nach schweigen sie zwar, um nicht in den Verdacht „ der Schmeicheley zu fallen; aber sollte nicht viel„ mehr ein geheimer Hochmuth ihre Triebfeder seyn? „ da sie ihren Feinden mit Troß und Heftigkeit be„ gegnen, warum sind sie denn gegen ihre Wohlthä„ ter niederträchtig? ihre Erkenntlichkeit ist kalt, „ ihr Haß ist unversöhnlich.“ (76)

Aus den angeführten Beyspielen wird man sich eine Vorstellung von dem Ton und dem Verdienst Julians in seinen Lobreden machen können. Sie sind schäzbar wegen gewisser einzelner Wahrheiten und wegen philosophischer Ideen, die in allen Ländern und Zeitaltern gefallen; aber ihr Hauptinhalt hat wenig Interesse. Was geht uns jezt Eusebia und Constans an? So lange ein Prinz lebt, sind alle Augen auf ihn gerichtet. Der Rang, den er bekle-

(76) Man findet alle drey Lobreden des Julian in der Ausgabe seiner Werke, welche Spanheim zu Leipz. 1696. Fol. besorgt hat. Auch sind die Reden besonders vom Dionysius Petauius mit Anmerkungen und Verbesserungen zu la Fleche (Flexiae) 1613. 8. herausgegeben worden.

bekleidet, die Ehrfurcht, die man ihm bezeigt, die Hofnungen und Befürchtungen der Nation, das Gepränge, daß ihn umgiebt, alles macht ihn zu einer Art von Coloß; aber bey seinem Tode nimmt er seine natürliche Größe wieder an, und verschwindet so gar nach und nach, so wie er sich entfernt, und in die Vergangenheit versenkt. Hat er noch unterscheidende Züge, so bemächtigt sich der Ruhm derselben; hat er keine, so bleibt nichts mehr von ihm übrig; und was wird dann aus seinem Panegyrikus? Wenn die Statüe zerbrochen ist, wozu dient die Innschrift? Philosoph, Redner, wer du seyst, willst du dein Andenken erhalten, so behandle Materien, welche in einer Entfernung von zwey tausend Meilen und von zwey tausend Jahren noch interessant sind. Schreib nicht für einen Menschen, sondern für die Menschheit, und knüpfe deinen Ruhm an die ewigen Vortheile des menschlichen Geschlechts. Dann wird die dankbare Nachwelt deine Schriften in den Bibliotheken aufsuchen, dein Bild wird geehrt und vieleicht von Völkern, die dich nie gesehen haben, mit Thränen benetzt werden, und dein nützlich angewandtes Genie wird dich zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte, und zum Bürger aller Staaten machen.

Zwanzigstes Capitel.

Vom Libanius und allen andern Lobrednern Julians. Urtheil über diesen Fürsten.

Bisher haben wir den Julian als Schriftsteller und Panegyristen betrachtet; nun müssen wir von ihm als einem Kaiser reden, der selbst der Gegenstand des Lobes seiner Zeit war. An der Spitze der Redner, die ihn gelobt haben, steht Libanius aus Antiochien, den man für den beredtesten Mann in Asien hielt. Nach seinem Muster bildete sich Julian. Man hatte diesem jungen Prinzen verboten, mit ihm Umgang zu haben, daher ließ er sich insgeheim alle seine Reden bringen, welche er sehr theuer bezahlte. Es gelang ihm völlig, den Stil derselben nachzuahmen; aber in der Folge verband er damit die eindringenden Reizungen, welche der Hof, und die männlichen Schönheiten, welche die Philosophie giebt. Da er Kaiser ward, so erklärte er denjenigen öffentlich für seinen Freund, dessen Schüler er insgeheim gewesen war. Wie es scheint, so setzte Libanius seinen ganzen Ehrgeiz in die Wissenschaften, und die Art des Ruhms, die vom Glück und von Fürsten unabhängig ist. Er lehnte die ansehnlichen Vorzüge ab, die ihm Julian anbot, und ob er gleich Präfect des Pallasts werden, und also eine von den ersten Stel-

len

len des Hofes bekleiden konnte, so wollte er doch lieber Redner und Gelehrter bleiben. Dies Beyspiel muß man denjenigen empfehlen, die ihre Talente durch Ränke schänden, und zuweilen nach grossen Stellen drängen, weil sie der ihrigen kein Ansehn zu geben wissen.

Aus der Geschichte weiß man, daß er diesem Charakter beständig getreu blieb. Julian, der wider den Magistrat von Antiochien aufgebracht wurde, hatte die sämmtlichen Glieder desselben ins Gefängniß werfen lassen. Libanius vertheidigte seine Mitbürger vor dem Kaiser. Da er seine Rede in dem stolzen und muthigen Ton der Freyheit vortrug, so sagte ein Hofmann, dem dieser Ton vermuthlich sehr neu war, zu ihm: Redner, deine Dreistigkeit bringt dich zum Fluß Orontes! Libanius sah ihn an, und sagte: Höfling, „deine Drohung „schändet den Herrn, vor dem du mir bange ma„chen willst!“ und darauf fuhr er fort. Julian, der Anfangs seinen Umgang sehr gewünscht hatte, schien in der Folge kaltsinniger gegen ihn zu werden, Libanius zeigte sich also nicht mehr am Hofe. Wie der Kaiser einmal in den Tempel gieng, und ihn im Gedränge gewahr wurde, wunderte er sich, daß er nicht zu ihm käme. Die Fürsten und alle diejenigen, die ohne Fürsten zu seyn ein Uebergewicht über andere haben oder zu haben glauben, pflegen gar zu leicht den Despotismus bis auf die Freundschaft auszudehnen. Sie fodern viel, und geben wenig. Libanius besaß die stolze Empfindlichkeit, welche in der Freundschaft keinen Rang mehr kennt; welche

alle Pflichten derselben berechnet, weil sie dieselben alle in ihrem Herzen antrift; welche durch Ungleichheit beleidiget, und durch Beweise des Kaltsinns verwundet wird; welche sich nicht beklagt, oder nur einmal sich beklagt, und dann voll von den Gedanken der verletzten Freundschaft schweigt, und sich zurück zieht. Julian fühlte es und besann sich. Ob er gleich Kaiser war, so that er doch den ersten Schritt; und da sie beyde sich hochschätzten, so war ihre Freundschaft aufrichtig. Indessen gieng Libanius nachher nie zum Pallast des Julian, wenn er nicht gerufen war. Diese Bedingung hatte er selbst festgesetzt; denn das kann man bey seinen Freunden thun, wenn man bey der Ungleichheit des Ranges in Gefahr ist, das freye Opfer der Freundschaft in Sklaverey verwandelt zu sehen.

Von den Werken des Libanius sind zwar viele verloren gegangen, einige aber doch noch erhalten worden. Zu den letzten gehören seine panegyrischen Reden. Eine davon wurde in Gegenwart der beyden Kaiser Constantin und Constantius gehalten; zwey auf den Julian bey seinem Leben; und zwey nach seinem Tode. Im Jahr drey hundert drey und sechzig trug ihm dieser Kaiser dem Panegyrikus auf, der gewöhnlich am Hofe gehalten wurde. Julian war selbst zugegen, und klatschte dem Redner mit vieler Lebhaftigkeit Beyfall zu, ohne daran zu denken, daß er selbst der Gegenstand des Lobes war. So mischte ein berühmter Dichter, von dem ein Stück aufgeführet wurde, seine Zurufun-

gen

gen unter das Geschrey des Publikums, und vergaß das Theater, die Zuschauer und sich selbst. Dergleichen Handlungen haben freylich was außerordentliches an sich; aber Lebhaftigkeit und Leidenschaft haben so gut ihren Werth, als Ueberlegung und Nachdenken; und vieleicht sind das nicht immer die schätzbarsten Menschen, die alle Bewegungen ihrer Seele mit Kälte abzirkeln, und ehe sie die Empfindung annehmen, noch Zeit haben, umher zu schauen, und sich immer zu rechter Zeit erinnern, daß es ihnen nöthig ist, Bescheidenheit zu gebrauchen. Man lasse diesen Leuten die Ehre, weise zu seyn, wenn sie nur den andern die Hoffnung lassen, groß zu werden.

Man muß indessen gestehen, daß die Reden des Libanius in unsern Tagen niemanden leicht in einen solchen Enthusiasmus setzen würden. Ich sehe jetzt nicht auf die Fehler des Geschmacks, die häufigen Anführungen des Homer, die Wuth des Uebertreibens, den Aufwand von Kenntnissen, der den stolzen und kühnen Gang der Beredsamkeit aufhält, und mehr Lectur als Genie anzeigt. Diese Fehler kommen nicht auf des Redners, sondern auf des Zeitalters Rechnung. Aber wir finden andere, die ihm persönlich sind. Sein Stil hat zuweilen etwas gekünsteltes und gezwungenes, und Photius tadelt an ihm, daß man seinen Reden gar zu sehr die Mühe anmerkt, die sie gekostet haben, und daß er, über der Begierde was vollkommnes zu liefern, einen Theil der leichten Anmuth verloren hat, die ihm die Natur gab, wenn er aus dem Steg-

reise redete. Man hat ihm auch Dunkelheit vorgeworfen, und sie ist gewiß nicht von der Art einiger großer Schriftsteller z. B. des Tacitus, die durch die Tiefe oder den Zusammendrang von Ideen die Kräfte gewöhnlicher Menschen ermüden, und von der Mittelmäßigkeit Vorwürfe leiden müssen, weil dieselbe lieber die Stärke anderer tadeln, als sich selbst ein Bekenntniß von ihrer eignen Unzulänglichkeit ablegen mag. Libanius war nicht so glücklich, dergleicher Fehler in seinen Werken zu begehen. Auch hatte er nicht die Dunkelheit des Persius, der zu den Zeiten des Nero lebte, und zwar die Wahrheit sagen, aber doch dem Haß des Tyrannen entgehen wollte. Libanius konnte unter einer gerechtern Regierung ohne Gefahr von Tugenden und Lastern sprechen. Seine Dunkelheit war ein Fehler, der durch keine andere Vorzüge ersetzt wurde, und entstand blos aus einem verworrenen Stil.

Seine Beredsamkeit hat oft Glanz, und wird fast immer durch die schimmernden Farben der Imagination belebt. Man merkt es bald, daß er besonders die Dichter gelesen hat. Ihre Ideen und ihre Bilder sind ihm stets gegenwärtig, fast auf jeder Seite trift man Züge aus der alten Mythologie an, und seine Schreibart hat oft mehr das Colorit des Dichters als des Redners (77).

Die

(77) Libanius, der im J. 314 zu Antiochien am Fluß Orontes gebohren wurde, und bis um das J. 395 lebte, gehört zu den vortreflichsten Schriftstellern seiner Zeit. Hätte er sich weniger bemühet, nach den

Die erste Rede, die er bey Julians Tode hielt, ist nicht sowohl eine Rede, als vielmehr eine Art von Trauergesang; die andere hingegen enthält Schönheiten von einer andern Gattung. Der Unwille, welcher Seelen, die dieser Empfindung würdig sind, gegen das Laster empört, giebt seinem Stil zuweilen eine Festigkeit und einen Grad von Stärke, den er nicht immer hat. Von der Art sind seine Gedanken über einige einzelne Misbräuche, welchen Julian bey seiner Thronbesteigung abhalf. „Nachdem er die wichtigsten Angelegenheiten der „Staatsverwaltung und des Reichs in Ordnung

den Regeln der Kunst zu schreiben, so würde er mit mehrerer Stärke und Anmuth geschrieben haben: dahingegen jetzo bey manchen Stellen, wo er Schönheiten auf Schönheiten häuft, und seinem Vortrage allen Schmuck zu verschaffen sucht, man die Wahrheit des Horazischen Ausspruchs bestätiget findet:

— — Sectantem leuia nerui
Deficiunt animique — —

Von seinen Schriften ist zwar ein nicht geringer Theil verloren gegangen, dennoch sind viele auf unsere Zeiten gekommen. Sed. Morell hat 36 Reden von ihm nebst lat. Uebersetzung und Anmerkungen zu Paris 1627. Fol. herausgegeben. Anton Bongiovanni hat 17 Reden, die nicht in der Morellschen Sammlung stehen, und die größtentheils diejenigen sind, welche Fabricius in seiner Griechischen Bibliothek B. VII. S. 411. 412. als noch nicht herausgegebene angezeigt hat, zu Venedig 1754. 4. mit lat. Uebersetzung und Anmerkungen ans Licht gestellt. Die schöne Leichenrede auf den Julian findet man in des Fabricius Griechischen Bibliothek B. VII. S. 223-378. weit vollständiger und weit mehr durch Vergleichung mit Handschriften berichtiget als in der Morellschen Sammlung.

„gebracht hatte, so warf er seine Augen auf den „innern Zustand des Pallastes. Hier fand er eine „unzählbare Menge unnützer Leute, welche Skla„ven und Werkzeuge der Ueppigkeit waren. Köche, „Schenken, Verschnittne drängten sich bey tausen„den, wie gierige Schwärme von Wespen, oder „wie die Haufen von Mücken, welche die Hitze des „Frühlings unter die Dächer der Hirten versammlet. „Diese Classe von Menschen, die sich im Müssig„gange auf Kosten des Fürsten nährten, schien ihm „eben so lästig als unnütz, und wurde unverzüglich „aus dem Pallast vertrieben. Zugleich schaffte er „auch eine große Menge von Sachwaltern ab, wel„che als häusliche Tyrannen das Ansehn ihrer Stel„len misbrauchten, und die ersten Würden des „Staats von sich abhängig zu machen suchten. „Man konnte nicht mehr ungestraft in ihrer Nähe „wohnen, oder mit ihnen reden. Sie waren be„gierig nach Aeckern, Gärten, Pferden und Skla„ven; stahlen, raubten, erpreßten den Verkauf. „Einige hielten es nicht der Mühe werth, für die „Gegenstände ihres Raubes einen Preis festzusetzen; „andere schätzten sie unter den Werth. Diese scho„ben die Bezahlung von einem Tage zum andern „auf, jene, wenn sie den Waisen geplündert hat„ten, rechneten den Schaden, den sie ihm nicht „thaten, als Bezahlung an. — Durch dergleichen Wege machten sie die reichen Bürger arm „und sich selbst reich, und wenn sie ihr Glück durch „das Elend anderer vermehrt hatten, so dehnten „sie ihren unersättlichen Geiz über die ganze Erde

„aus,

„aus, und foderten im Namen des Regenten alles,
„was ihren Begierden schmeichelte, ohne daß man
„es jemals wagen durfte, ihnen zu widersprechen.
„Die ältesten Städte wurden geplündert; und Denk-
„maale, die Jahrhunderte durch vor dem Untergan-
„ge geschützt waren, wurden über das Meer geführt,
„um Palläste zu verschönern, welche von Söhnen
„der Handwerker bewohnt wurden und die königli-
„chen an Pracht übertrafen. Diese Unterdrücker
„hatten unter ihren Befehlen andere, die es nicht
„besser machten. Der Sklave war so hochmüthig
„wie der Herr. Auch er beleidigte, quälte, plün-
„derte, legte in Fesseln, und ließ andere eben den
„Despotismus empfinden, den sein Herr an ihm
„ausübte. Sollte man es glauben? Schätze wa-
„ren ihnen noch nicht hinlänglich; sie hatten Kühn-
„heit genug, unwillig darüber zu werden, wenn sie
„nicht die Achtung genossen, welche mit der Wür-
„de verbunden ist, und worunter sie ihre Knecht-
„schaft zu verhüllen glaubten. — Diese gefräßigen
„Geschöpfe, diese hundertköpfigen Ungeheuer vertrieb
„der Kaiser aus dem Pallast, und sie mußten es
„noch für eine Gnade ansehen, daß er ihnen das
„Leben schenkte.“

Besser kann das tiefe Verderben nicht leicht be-schrieben werden, welches an dem Hofe zu Byzanz herrschte, sich in einer Kette von Räubereyen und Unterdrückungen zeigte, und das Ansehn durch eine Classe von Menschen misbrauchte, die ihrem Stande nach zu niedrigen Aemtern bestimmt waren, aber doch von weitem Schrecken einflößten, weil sie sich

in der Nähe des Fürsten befanden, und an dem Orte wohnten, wo die Macht thronte.

Libanius geht in dem übrigen Theil der Rede, welche sehr lang ist, das Leben des Julian von seiner Geburth bis an seinen Tod einzeln durch, ist zuweilen rednerisch, zuweilen mehr historisch, hat aber immer einen malerischen Stil, und überhaupt nicht so viel Erhabenheit als Anstand, und eine Art von Empfindsamkeit, die mehr zärtlich als stark ist.

Den Schluß macht eine rührende Anrede an den Julian selbst. „O du, sagt der Redner, der „du von Wesen erzogen und unterrichtet bist, die „zwischen der Gottheit und den Menschen in der „Mitte stehn, du, dessen Grab nur einen kleinen „Theil der Erde einnimmt, dessen Ruhm aber die „Welt erfüllet, du, der du schon beym Eintritt in „die Laufbahn alle große Männer übertrafst, die „nicht Römer sind, und am Ende derselben auch „die Römer übertroffen hast, du, den die Väter „mehr bedauern als ihre eigne Kinder, und die Kin„der mehr als ihre Väter, du, der du große Din„ge verrichtet hast, aber noch größere hättest ver„richten können, du, der du alle Arten von Wol„lust verachtetest, nur diejenigen nicht, die aus „den unwandelbaren Reizen der Philosophie entste„hen, Beschützer und Freund der Götter des Reichs, „o Fürst! nimm dies letzte Opfer einer Beredsam„keit an, die zwar schwach ist, die du aber in dei„nem Leben einiger Aufmerksamkeit würdigtest.“

Libanius

Libanius ist nicht der einzige Redner seiner Zeit, der den Julian gelobt hat. Celsus, der damals, als sie zu Athen studirten, sein Freund, sein Mitschüler und sein Nebenbuhler gewesen war, hielt einen Panegyrikus auf ihn, als sein Freund auf dem Throne saß. Diese Rede, in der ein Privatmann einen Prinzen lobt, mit dem er eine Zeitlang im Privatstande gelebt hat, konnte vortreflich seyn. Die Erinnerung der Studien ihrer Jugend und des glücklichen Zeitpunkts, wo die noch neue Seele anfängt, sich dem Vergnügen der Empfindungen und der Erkenntnisse zu öfnen, mußte über dies Werk eine anziehende Schönheit ergießen; aber wir haben es nicht mehr, und können davon nicht urtheilen (78). Nur so viel wissen wir, daß es griechisch geschrieben war. Die Sprache des Homer und Plato fieng an, die herrschende Sprache des Reichs zu werden. Indessen erhielt die alte Sprache dem Cäsar, ob gleich mit manchen Veränderungen, sich noch immer, und die Dacischen, Panonischen und Barbarischen Kaiser, die aus dem Herzen von Thracien und von den Ufern des schwarzen Meers die Welt

(78) In der Sammlung der Briefe des Libanius, die griechisch und lateinisch mit Anmerkungen von Joh. Christoph Wolf zu Amsterd. 1738. Fol. herausgekommen ist, findet man nicht nur etliche zwanzig Briefe des Libanius an den Celsus, sondern derselbe erwähnt auch seiner in verschiedenen Briefen, die er an andere geschrieben hat. Dadurch ist sein Andenken bey der Nachwelt erhalten worden, da seine Schriften gänzlich verloren gegangen sind.

Welt beherrschten, wurden zuweilen in der Sprache der Scipionen gelobt.

Wir haben noch einen Panegyrikus in dieser Sprache, der im Jahr 362. zur Ehre des Julian gehalten ist. Er hat Adel in den Empfindnissen, einzelne schöne Ideen, und Fehler im Geschmack. Um den Geist verschiedener Zeitalter kennen zu lernen, kann man bemerken, daß Mamertin, der diese Rede hielt, durch seine Talente zu den ersten Ehrenstellen gelangte. Er bekleidete das Amt eines Senators lange Zeit mit Ruhm, und als Julian den Thron bestieg, machte er ihn zum allgemeinen Aufseher der Finanzen des Reichs. „Du suchtest, „sagt er zum Kaiser, einen Mann, der Größe ge„nug hätte, um den Reichthum gleichgültig anzuse„hen, Muth genug, um misfallen zu können, und „Standhaftigkeit genug, um dem Hasse zu trotzen. „Du hast geglaubt, diese Eigenschaften bey mir anzu„treffen, und du hast mich zu einer Zeit gewählt, da die „Provinzen, die durch die Plünderey en der Barbaren, „und durch noch schimpflichere einheimische Unter„drückungen erschöpft waren, zu dir um Hülfe seufz„ten.“ Eben dieser Kaiser machte ihn nachher zum Obersten der Leibwache, und gab ihm die Stadthalterschaft verschiedener Provinzen. Da er endlich vom Julian zum Consul ernannt wurde, wie ehemals Plinius vom Trajan, so hielt er auch eine Rede, um seinem Wohlthäter und seinem Fürsten zu danken; aber zwischen den beyden Rednern ist ein größerer Unterschied, als zwischen den beyden Helden (79).

Nach

(79) Dieser jüngere Mamertin ist mit dem ältern, der acht-

Nach allen diesen Lobreden scheint es der Mühe werth zu seyn, denjenigen, welcher der Gegenstand davon war, genauer kennen zu lernen. Man hat nicht leicht von jemand mehr Gutes und auch nicht mehr Böses gesagt als vom Julian. Der Partheygeist errichtete ihm Statüen, der kirchliche Eifer riß sie nieder. Man hat ihn bald als den strafbarsten, bald als den größten Mann geschildert. Wir wollen die Lobschriften und Satyren vergessen, und ohne falsche Begeisterung, aber auch ohne Ungerechtigkeit, die Wahrheit aufsuchen. Er irrte in der Religion; wir wollen also wenigstens sehen, was er als Prinz war; seine Fehler wollen wir verabscheuen, aber seine Tugenden entwickeln; unser Geständniß davon kann uns nicht zu Anhängern seiner Irrthümer machen.

Es ist bekannt, daß man ihm die strengste Erziehung gab. Er lernte in der Einsamkeit bey den Wissenschaften und in der Entfernung vom Vergnügen, sich zu bilden, und die Menschen zu beherrschen.

achtzig Jahre vor ihm lebte, und von dem oben schon geredet wurde, nicht zu verwechseln. Vielleicht war er ein Sohn des ältern, und also aus Gallien gebürtig. Julian schätzte ihn so hoch, daß er ihm bald nach Antritt seiner Regierung die Schatzkammer anvertrauete; auf welche Würde die Statthalterschaft von Illyrien, Italien und Africa, und im J. 362 das Consulat folgte. Die Statthalterschaft behielt er auch unter Valentinian I. Von seinen Werken ist nur noch die einzige Rede übrig, die Hr. Thomas anführt. Sie hat viele Züge von wahrer Beredsamkeit, aber dabey auch von dem Geschmack des damaligen Zeitalters. Man findet sie in den Sammlungen des Cellarius und des de la Baune,

schen. Es kann seyn, daß er durch Unglück zur Tugend gezwungen wurde. Der Tod seines Vaters und seiner Brüder, und ihr Mörder auf dem Thron waren ihm Erinnerungen der Eingezogenheit und Bescheidenheit; aber da er zugleich von Bosheiten umgeben war, so mußte er auch wider das Beyspiel derselben kämpfen. Seinen Charakter behielt er auch nachher, wie er zur Regierung gelangte. Man sahe ihn am Hofe das Gepränge verachten, die Weichlichkeit fliehen, sinnliche Neigungen bekämpfen, die Natur in allen einschränken, und sich mit der schlechtesten Nahrung begnügen. Oft genoß er dieselbe stehend, oft nahm er gar keine zu sich; er schlief wenig, hatte kein anderes Bette, als eine Decke auf der Erde, und brachte einen Theil der Nächte in seinem Cabinet, oder unter seinem Gezelt mit Arbeit und Studiren zu; kurz im Purpur zeigte er die Grundsätze und das strenge Leben eines Cato. Vielleicht wird man sagen, daß dergleichen Tugenden sich mehr für einen Mönch als für einen Fürsten schicken. Man irrt sich. Man denkt nicht daran, wie sehr ein so strenges Leben bey einem Regenten die Leidenschaften und die Bedürfnisse einschränkt, wie viel Zeit dadurch gewonnen wird, wie sehr es die Gelegenheiten zur Verschlimmerung verringert, wie sehr es durch die Gewohnheit sich zu besiegen, die Seele erhöht.

Sein Verdienst wird dadurch noch größer, daß er zwar hart gegen sich selbst, aber deswegen nicht weniger mitleidig gegen andere war. Wenn er die

Gerech-

Gerechtigkeit verwaltete, so mäßigte er durch die Nachsicht eines Fürsten die Billigkeit eines Richters. Mit dieser Menschenliebe in einzelnen Fällen, welche die Leiden des Unglücklichen auf einen Augenblick lindert, verband er die ausgedehntere Art der Menschenliebe, welche das Uebel voraus sieht, die Ordnung erhält, große Aussichten an die Stelle des Mitleidens setzt, und ohne die Empfindlichkeit der Organe, die eben so oft eine Schwachheit, als eine Tugend wird, das Gute befördert, welches noch weit entfernt ist, und von Uebeln gerührt wird, welche sie nicht siehet. Auf die Art sorgte er für das Wohlseyn der Völker. Andere Kaiser, die bey ähnlichen Absichten, auf dem Throne keinen Widerspruch befürchten durften, konnten ohne Gefahr Menschenfreunde seyn. Julian hingegen, der lange Cäsar war, befand sich ohngeachtet seines Ranges unter den Augen eines eifersüchtigen Tyrannen, der ihn aus Noth gewählt hatte, und aus Schwachheit haßte; der ihm erlaubt haben würde, Böses zu thun, damit er sich nur Schande zuzöge, und dem bange war, daß er Gutes thun möchte; der bey seinen wilden und zugleich niedrigen Gesinnungen wünschte, seine Unterthanen unglücklich zu sehen, weil er glaubte, daß alsdenn der neue Cäsar nicht so fürchterlich seyn würde. Ueberdem war Julian in Gallien von Räthen umgeben, die nicht sowohl seine Bediente, als seine Feinde waren, und die mit aller der Kühnheit gegen ihn handelten, die man gemeiniglich bey subalternen Tyrannen antrift, welchen der Hof seine Geheimnisse anvertrauet hat,

und

und welche stolz drauf sind, den Willen des Herrn ausführen zu können. Endlich wurden ihm allenthalben von den Leuten, die sich durch die öffentliche Armuth bereichern wollten, Hindernisse in den Weg gelegt. Wie viel größer war also nicht sein Verdienst, als er die Misbräuche aufhob, und den Provinzen Linderung schaffte!

In einem völlig kriegerischen Reiche, wo der wilde und eigennützige Soldat seinen Gehorsam für Geld verkaufte, wußte er der Gierigkeit der Truppen zu widerstehen.

Man machte Verschwörungen wider ihn, und er verzieh.

Nach dem Beyspiel des Trajan unterwarf er dem Gesetz eine Gewalt, die sonst nur gar zu oft darauf abzielt, sich dem Gesetz zu entziehen. So, wie er, führte er seine Kriege in Person, und kämpfte als Soldat. Endlich zeigte er auch beym Tode die größte Standhaftigkeit, und den ruhigen Muth eines Mannes, der der Natur gehorcht, und den seine Handlungen über die Kürze seines Lebens trösten *).

Man

*) Seine letzten Worte, so wie man sie allenthalben aufgezeichnet findet, waren folgende: „Meine „Freunde, die Natur fodert von mir zurück, was „sie mir geliehen hat. Ich gebe es ihr wieder, mit „der Freude eines Menschen, der seine Schuld be„zahlt. Die Seele wird nicht ehe glücklich, als „wenn sie wieder frey wird, und für redliche Män„ner ist der Tod oft eine Belohnung. Jetzt nehm „ich ihn als ein Geschenk an. Hätte ich länger ge„lebt, so möchte ich vielleicht irgend eine Handlung „began-

Man sieht aus dem ganzen Leben Julians so wie aus einigen seiner Werke, daß er seinen ganzen Ehrgeiz darauf gerichtet hatte, dem Marc Aurel gleich zu werden. Von der Seite des Geistes hatte er mehr Genie, und von der Seite des Herzens hatte er vielleicht mehr Standhaftigkeit, und nicht die Art der Güte, die an die Ausschweifung gränzt, und zuweilen durch den Misbrauch, den man davon macht, gefährlicher werden kann, als Laster.

Aber in vieler Absicht hatte Marc Aurel auch Vorzüge vor ihm. Sie waren beyde Philosophen; aber ihre Philosophie war nicht von einer Art. Beym Marc Aurel hatte sie mehr Gründlichkeit, beym Julian vielleicht mehr Glanz. Dem einen schien sie angebohren zu seyn; sie war bey ihm zur Empfindung geworden, und zu einer Leidenschaft, die zwar ruhig, aber um so viel stärker war, und keinen Enthusiasmus nöthig hatte, um erschüttert zu werden. Bey dem andern schien die Philosophie nicht sowohl Empfindung als System zu seyn, sie hatte mehr Hitze als Ausdaurung, sie hieng von seiner Lectur ab, und mußte gleichsam wieder aufgezogen werden.

Marc

„begangen haben, die meiner unwürdig wäre. Ich „sterbe ohne Vorwürfe, weil ich ohne Laster lebte. „Ich habe die Provinzen mit Gelindigkeit regiert. „Ich verabscheue die willkührliche Gewalt. Wenn „ich Kriege führte, so geschah es aus Gehorsam ge„gen das Vaterland. Ich danke dem ewigen Gott. „Wer das Leben bedauert, wenn es Zeit ist zu „sterben, handelt eben so schlecht, als wer sterben „will, wenn er noch leben sollte.“

Marc Aurel handelte und dachte nach sich selbst. Julian bildete sich nach den alten Philosophen, und war Nachahmer. Noch fehlte ihm ein anderer Zug des großen Mannes, die Tugend, wodurch die Seele, ohne sich zu erheben oder zu erniedrigen, oder in sich selbst eine Bewegung zu bemerken, das ist, was sie seyn soll, und es ohne Gepränge sowohl als ohne Anstrengung ist. Auch hierinn war er weit unter dem Marc Aurel. Sein Aeußerliches war simpel, aber sein Charakter war es nicht. Seine Reden, seine Handlungen hatten ein gewisses Gepränge, und schienen anzukündigen, daß er groß sey. Man beobachte ihn nur. Die Liebe zum Ruhm blickt allenthalben durch. Er verlangt ein Theater und Händeklatschen, und wird böse, wenn er es nicht erhält. Zwar übt er mehr die Rache eines witzigen Kopfs als eines erzürnten Prinzen, der hundert tausend Mann unter seinen Befehlen hat; aber es ist doch Rache. Er läuft dem Ruhme nach; er schmeichelt, um wieder geschmeichelt zu werden; er will zugleich Plato, Marc Aurel, und Alexander seyn *).

Sein hitziger Charakter ist oft ungleich. Oft sieht er das Ziel, erreicht es, und geht vorbey. Endlich

*) Diese Beurtheilung von dem Charakter Julians hat einige Aehnlichkeit mit derjenigen, die sich in einem schätzbaren und gelehrten Werke befindet, welches ohnlängst unter dem Titel, de la Felicité publique erschienen ist. Da ich aber mein Werk schon vor mehr als drey Jahren geschrieben hatte, so hielt ich nicht für nöthig, ohngeachtet dieser leichten Aehnlichkeit etwas an dieser Stelle zu ändern.

Endlich hatten seine Ideen mehr Heftigkeit als Regelmäßigkeit, und viele von seinen Gesinnungen mehr Größe als Weisheit.

Seine Religions-Veränderung gehört zu den großen Problemen der Geschichte. Entstand sie aus Ueberzeugung oder aus Politik; um das Problem aufzulösen, wollen wir einen Blick auf die Geschichte seiner Zeiten werfen. Wenn wir dann wieder zum Julian zurück kommen, wird es vielleicht nicht schwer seyn, die Frage zu beantworten.

In Europa und Asien zusammen war nie eine so große Gährung in den Gemüthern gewesen, als damals. Sie entstand aus dem Fortgange des Christenthums, und aus dem Widerstande derjenigen, welche für die Religion des Reichs stritten. Dies war die große Angelegenheit aller Nationen, und sie mischte sich bald heimlich, bald öffentlich unter das Unglück der Kriege und in die Wuth der Staatshändel. Das Heidenthum, welches an sich zu schwach war, hatte die Philosophie zu Hülfe gerufen; und die Philosophie, welche einsah, daß man das Gebäude verbessern müßte, wenn man es erhalten wollte, hatte aus den Trümmern des alten gottesdienstlichen Systems fast ein ganz neues errichtet.

Besonders bemühete man sich viele von den Zügen des Christenthums nachzuahmen. Den reinen und geistigen Ideen von einem einigen Gott setzte man die platonischen Ideen von der Gottheit entgegen; einem Gott in drey Personen die berufene Dreyeinigkeit des Plato; den Engeln und Teufeln

die Lehre von den Geistern, die den Zwischenraum zwischen Gott und den Menschen ausfüllten; der Idee eines göttlichen Mittlers die Vermittelung der himmlischen Geister; den Prophezeyungen und Wundern die Theurgie, welche durch Opfer und Ceremonien die Zukunft zu enthüllen und außerordentliche Thaten zu wirken vorgab; endlich dem strengen Leben der Christen ähnliche Uebungen, Vorschriften der Enthaltsamkeit, und Fasten, um sich von der Erde loszumachen und zu Gott zu erheben. So näherte sich der Irrthum der Wahrheit, um sie besser zu bestreiten; aber in dieser allgemeinen Unruhe war nichts häufiger, als die Sucht das Zukünftige vorher zu sehen, und die Gränzen zu übersteigen, welche die Natur den Kenntnissen und der Macht des Menschen gesetzt hat. Dieser Hang war eine natürliche Wirkung von der Gährung in den Kenntnissen, dem Unglück der Völker, den großen politischen und religiösen Angelegenheiten, und endlich von dem System über die Geister, welches Plato erfunden, oder bey den Chaldäern angenommen hatte, und welches damals mit dem größten Beyfall wieder erneuert wurde. So war die Lage der Gemüther, als Julian erschien.

Aus der Geschichte kennen wir seinen Charakter und Geschmack. Seine Neigung zu den Griechen; seine genaue Bekanntschaft mit ihren Schriftstellern; sein Enthusiasmus für den Homer und für den Plato; seine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; seine Einbildungskraft, welche durch alles was auf-

seror-

serordentlich war, erhitzt wurde; seine Heftigkeit, zufolge welcher er mehr vorwärts zu eilen als sich aufzuhalten geneigt war; seine Erfahrung in der Kindheit, daß ein christlicher Kaiser seine Familie ermordet, und im Herzen vieleicht die Religion mit in Verbrechen verwickelt hatte, die sie verabscheut; seine Stellung zwischen Ehrgeiz und Furcht, zwischen der Unruhe des gegenwärtigen und der Ungewißheit der Zukunft; seine Neigungen; seine Einbildungskraft; das Unglück seiner Familie und sein eignes — das alles schien ihn zum voraus zu der Veränderung vorzubereiten, die in der Folge ausbrach.

Wenn man die Beschreibung davon liest, so sieht man wohl, daß er durch die Art der platonischen Theologie verführt wurde, welche damals herrschte, und von der er in allen seinen Schriften mit Begeisterung redet. Seine Hymne an die Königliche Sonne ist eine Hymne an den Logos, oder an die ewige Intelligenz, die im Plato eine so große Rolle spielt.

Daß er an Schutzgeister geglaubt hat, leidet fast keinen Zweifel. Zweymal will er den Schutzgeist des Reichs gesehen haben; zuerst im Traume, in Gallien, als er überlegte, ob er den Thron annehmen wollte; nachher in Persien, kurz vor seinem Tode, wie er bey Nacht unter seinem Gezelt in Nachdenken war. Damals erschien ihm der Schutzgeist traurig, und voller Verzweifelung mit verhülltem Haupte. Julian selbst erzählte diese beyden Erscheinungen seinen Freunden.

Endlich läßt es sich gar nicht, wenn man auch gleich wollte, in Zweifel ziehen, daß er einen tiefen Hang zum Aberglauben gehabt hat. Orakel, Vorbedeutungen, Opfer, Geheimnisse, Wahrsagungen, Theurgische Ceremonien, alles war ihm willkommen und hatte seinen Beyfall. Man sieht es wohl, daß sein Geist durch den Gedanken, daß die Gottheit sich dem Menschen mittheilen könne, (ein Gedanke, der in seinem Zeitalter und bey den allgemeinen Ideen, womit die Welt sich damals beschäftigte, so natürlich war) erschüttert und gequält wurde. Bey allem, was man auch sagen mag, kann ich doch nicht glauben, daß er blos aus Politik abergläubisch war. Bey der Politik findet man nicht so viel Eifer, und besonders so viel unruhige und wißbegierige Geschäftigkeit. Der Eigennutz, der ein Volk zum Altar schleppen will, kann sich wohl unter die Opfer, die Feste, und die öffentlichen Ceremonien mischen; aber alle Tage, alle Augenblicke und in allen einzeln Vorfällen des Lebens die Rolle der religiösen Schwärmerey zu spielen, das kann er nicht.

Was soll man also vom Julian denken? daß er mehr Philosoph in seiner Regierung und in seinem Betragen, als in seinen Ideen war; daß er eine übertriebene Imagination hatte, welche seine Einsichten oft verdunkelte; daß er zwar keine allgemeine und einzige Offenbarung glauben wollte, aber alle Augenblicke eine Menge von kleinen Offenbarungen bey einzelnen Umständen suchte; daß in der Moral seine Grundsätze fest waren, in allen übrigen Stükken

ken aber seine Unruhe bewies, daß es ihm an Gewißheit fehle; daß er, ohne daran zu denken, selbst dem Heidenthum einen Anstrich von der christlichen Strenge gab, in der er erzogen war; daß er in seinen Sitten ein Christ, in seinen Ideen ein Platoniker, durch seine Einbildungskraft abergläubisch, im Gottesdienst ein Heide, auf dem Thron und an der Spitze der Armeen groß, in seinen Tempeln und Mysterien schwach und klein war; daß er, mit einem Wort, den Muth hatte zu handeln, zu denken, zu regieren, und Schlachten zu liefern, aber daß ihm der Muth fehlte, unwissend zu seyn; daß ohngeachtet seiner Mängel die Heiden ihn bewundern und die Christen ihn beklagen mußten; und daß in allen Ländern, wo die Religion, diese große Grundlage der Gesellschaft und des öffentlichen Friedens, befestigt ist, der Bürger und der Soldat die Talente und die Tugenden desselben von seinen Irrthümern absondern, und dann Gelübde thun wird, um an der Spitze seines Staats einen Prinzen zu haben, der ihm gleicht (80).

(80) Mit dem Urtheil des Hrn. Thomas über das Leben und den Charakter Julians vergleiche man dasjenige, was in Guthrie allg. Weltgesch. Th. V. B. 1. davon gesagt wird, sonderlich die hinzugefügten vortreflichen Anmerkungen des Hrn. Hofr. Ritter. Auch verdient über diese Materie des Hrn. Prof. Schröckh allg. Biographie Th. IV. nachgelesen zu werden.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Vom Themistius, Redner zu Constantinopel, und von seinen panegyrischen Reden auf sechs Kaiser.

Fast alle Schriftsteller eines Landes und eines Zeitalters, Dichter, Redner und selbst Philosophen, werden durch dasjenige, was sie umgiebt, fortgerissen und gebildet. Die Natur drückt in jeder Periode gleichsam einerley Siegel auf alle Seelen. Gleiche Objekte erzeugen gleiche Ideen, und oft auch eine gleiche Art sie zu schildern. Alles sieht sich ähnlich, und bey tausend Menschen ist nicht mehr als bey einem einzigen. Um indessen diese lästige und niedrige Einförmigkeit zu unterbrechen, erscheinen zuweilen auf der Erde Wesen, welche die einzigen in ihrer Art sind, und von nichts abhängen. Im Guten sowohl als Bösen haben sie unterscheidende Züge; sie sind sie selbst. So durchwandern sie ihr Jahrhundert, ohne etwas von seiner Farbe zu entlehnen. Da sie außer den gemeinen Wegen forteilen, so unterscheidet die Nachwelt sie in der Ferne, wie die einsamen Bäume, die auf einer dürren Heide muthig aufwachsen. Der Beobachter der Natur sucht in der allgemeinen Bewegung die Gründe, aus welchen ihre besondere Bewegung zu erklären wäre, und findet sie nicht. Von der Art waren in ihren Zeiten und Ländern unter den

Geschicht-

Geschichtschreibern Tacitus, unter den Moralisten Montagne, unter den Philosophen Baco, unter den Dichtern Corneille, und gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. der Fontenelle, dessen eigenthümliche Art des Witzes achtzig Jahre lang getadelt und gelobt worden ist. So erschien auch in Constantinopel ein Redner, den sechs Kaiser nacheinander ehrten, der als Panegyrist nie anders auftrat, als um den Fürsten die edelsten Wahrheiten zu sagen, dem die Bewunderung Statüen errichtete, ohne daß selbst der Neid gewagt hätte, darüber zu murren, und der ohngeachtet seiner Unvollkommenheiten und Mängel den herrschenden Geist seiner Zeit weit übertraf. Dies war der Philosoph Themistius. Sein Vater, der selbst Philosoph war, schickte ihn frühzeitig an einen kleinen Ort in der Gegend des schwarzen Meers. Daselbst studirte er unter einem geschickten Lehrer Philosophie und Beredsamkeit. Also bildete sich am Fuße des Caucasus und in dem alten Vaterlande der Medea, der Redner, welcher dereinst Griechenland in Erstaunen setzen sollte. Man sieht, daß die Künste fast in jedem Erdstrich gewohnt haben. Alles verändert sich. Dies Land, welches einen Theil von Georgien ausmacht, und ehemals Philosophen erzog, ist jetzt nur noch durch die Schönheit seines Frauenzimmers berühmt, womit es Constantinopel und Ispahan versorgt. Themistius verfertigte schon in seiner Jugend Commentarien über die Werke des Lehrers vom Alexander. Schon damals schien er groß, selbst in dem er über die Ideen eines andern arbei-

tete. Sein Ruhm verbreitete sich bald in Asien, und aus Asien nach Rom. In dieser Stadt hielt er sich einige Zeit auf, und wurde bewundert. Man wollte ihn bereden, dort zu bleiben, aber Rom war jetzt nur die zweyte Stadt der Welt. Er kehrte nach Bizanz zurück. Die Philosophen reiseten, um ihn zu hören, die Fürsten waren begierig, ihn zu sehen, und die Orakel in den Tempeln setzten ihn den Königen gleich.

Wenn Talente einen gewissen Grad des Ruhms erlanget haben, so kann man sich wohl dadurch erniedrigen, daß man sie verfolgt, aber es ist kein Verdienst mehr dabey, sie zu beschützen. Der Fürst wird gleichsam durch sein Zeitalter gezwungen; die öffentliche Stimme wird sein Gesetz; überdem ehrt er sich selbst; und so ist es weiter nichts als Stolz, wenn er gerecht handelt. Auf die Art erhob Constanz, ob er gleich wild und ohne Genie war, den Themistius zum Range eines Senators. Der Brief, den er an den Senat schrieb, ist das schönste Denkmaal seiner Regierung: „Eine Wohlthat, sagt er, die „einem tugendhaften Manne ertheilt wird, ist eine „Wohlthat für den Staat. Da mir der große „Ruhm des Philosophen Themistius bekannt ist, „so habe ich es für den Kaiser und für Euch anständig gehalten, seine Tugend durch die Aufnahme „in diese ansehnliche Versammlung zu belohnen. „Dadurch denke ich nicht allein den Themistius zu „ehren, sondern auch den Senat, den ich würdig „schätze, einen so großen Mann zu besitzen. Ihr

„werdet

„werdet ihm Eure Würde mittheilen, und er wird „einen Theil seines Glanzes auf euch verbreiten.“

Kurz nachher ließ ihm Constanz eine Statüe von Erz errichten. Julian machte ihn zum Präfect von Constantinopel. Valens wollte ihm fast immer am Hofe haben, und nahm ihn so gar mit sich auf seinen Kriegen gegen die Barbaren. Gratian und Theodosius überhäuften ihn mit Güte, und da der letztere nach dem Occident abgehen wollte, vertraute er ihm seinen Sohn an, und bat ihn, demselben Lehren der Größe und Weisheit zu geben. So stark war noch in diesen Zeiten, die eben nicht die glänzendste Periode in der Geschichte des menschlichen Geistes sind, die Achtung und der Enthusiasmus der Fürsten für wahre Philosophen. Nicht den zwanzigsten Theil dieser Ehre erhielt bey seinem Leben unser Montesquieu, dessen Name jetzt dem ganzen Europa so werth ist, und der Einflüsse auf die Gesetzgebung von London bis Petersburg hat (81).

Von

(81) Themistius, den man zuweilen, nach einer falschen Angabe des Nicephorus, mit einem um 200 Jahre jüngern Themistius, dem Vater der Agnoeten, verwechselt, und ihn daher unter die christlichen Schriftsteller gezählt hat, obgleich viele Stellen in seinen Reden das Gegentheil beweisen, gehört zu den vortreflichsten Männern seiner Zeit. Er war aus einem kleinen Orte in Paphlagonien gebürtig. Sein Vater, Eugenius, der selbst Philosoph und Gelehrter war, ließ es nicht bey dem eigenen Unterrichte bewenden, den er seinem Sohn gegeben hatte, sondern schickte ihn an einen entfernten Ort, nahe bey Phasis, einer Stadt in Colchis,

dem

Von den philosophischen Werken des Themistius ist jetzt fast nichts mehr übrig; aber wir haben noch einen großen Theil seiner Lobreden auf Fürsten. Ihrer sind zwanzig. Er hat dieser Art von Werken einen Ton von Würde und Nachdruck gegeben, den sie vor ihm nicht hatten. Ich will versuchen, von diesen Reden, die nicht so bekannt sind,

dem Vaterlande der Medea, also dem heutigen Mingrelien, welches einen Theil von Georgien ausmacht. Daselbst mußte er unter der Anführung eines berühmten Lehrers sich in der Beredsamkeit üben. Er brachte es darin so weit, daß man ihm schon damals den Namen eines Wohlredners (Euphrades) beylegte. In seinen jüngern Jahren setzte er Paraphrasen über den Aristoteles, zu seinem eigenen Gebrauch, auf, die wider seinen Willen bekannt wurden, und großen Beyfall fanden. Auch schrieb er nachher über den Plato, den er sich sonderlich in der Beredsamkeit zum Muster vorgesetzt hatte, Auslegungen. Beyde Arbeiten waren noch zu den Zeiten des Photius, im neunten Jahrhundert, vorhanden, wie aus dieses Schriftstellers Myriobiblo, Cap. 74. erhellet. Von seinen Paraphrasen über den Aristoteles haben wir noch einige. Man findet sie in den Werken des Themistius, die Victor Trincauellus, ein berühmter Arzt, zu Venedig 1534. Fol. in der Druckerey der Erben des Aldus Manutius herausgegeben hat. Hauptsächlich erwarb ihm seine Beredsamkeit Ruhm und Bewunderung. Selbst Gregorius Nazianzenus nennt ihn einen König der Beredsamkeit (βασιλεα λογων). Zugleich besaß er große Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, und wurde daher von den Kaisern, unter welchen er lebte, zu den wichtigsten Ehrenstellen befördert. Constantius nennt seine Philosophie in einem Briefe an den Senat, der auf unsre Zeiten gekommen, und der Harduinschen Ausgabe des Redners einverleibt ist, den Schmuck seiner Regierung, (τον κοσμον της εμαυτου βασιλειας). Eben

dieser

sind, als sie verdienten, einige Auszüge zu geben. Besonders werde ich aus ihnen die zerstreueten Ideen über die Philosophen und über die Fürsten wählen, denn mit diesen beyden Materien beschäftigt er sich beständig.

Gleich Anfangs sucht der Redner in der Gottheit das Muster des Fürsten (82). Er findet, daß

das

dieser Constantius nahm ihn in den Senat auf, empfohl ihn zu ansehnlichern Ehrenstellen, und beehrte ihn mit einer ehernen Bildsäule, wegen einer Lobrede auf ihn, welche den Titel hat: πρεσβευτικος; und in der Harduinschen Sammlung die dritte ist. Julian hielt ihn sehr hoch, wie dessen Briefe an ihn zur Gnüge bezeugen, und erhob ihn im J. 362 zur Würde eines Präfects von Constantinopel. Bey den Kaisern Jovian, Valens, Valentinian und Gratian stand er in solchem Ansehen, daß sie ihn bey den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen, und seine Vorstellungen bey sich viel gelten ließen. Insonderheit würdigte ihn Theodosius einer vorzüglichen Achtung, und ertheilte ihm im J. 384 die Präfectur von Constantinopel aufs neue. Gegen die Meynung, daß der Kaiser seinen Sohn Arcadius dem Philosophen zum Unterricht anvertrauet habe, macht Tillemont in seiner Kaiserhistorie einige Einwürfe, die aber nicht unbeantwortlich zu seyn scheinen. Es ist wahrscheinlich, daß er noch ums J. 387. gelebt hat. Von seinen Reden, deren zur Zeit des Photius 36 waren, haben wir noch 33, wovon eine nur in der lateinischen Uebersetzung vorhanden ist. Sie sind insgesamt in der Ausgabe des Joh. Harduin enthalten, welche zu Paris 1684. Fol. herausgekommen ist. Wenn daher Hr. Th. sagt, daß nur zwanzig Reden vom Themistius übrig wären, so muß er nur an die Ausgabe des Petavius, Paris 1618. 4. gedacht haben. In derselben fehlen 13 Reden, die Harduin nachher in der seinigen hinzugefügt hat.

(82) Es ist die sechste Rede in der Harduinschen Samm-

das vornehmste Merkmal Gottes die Güte ist. „Nur „selten, spricht er, schleudert Gott seine Blitze, aber „täglich und über die ganze Welt ergießt er sein „Licht. Man kann ihm also nicht ähnlich werden, „ohne wohlthätig zu seyn. Sollte wohl, sagt er, „zum Valentinian und zum Valens, ein Prinz „dadurch, daß er mit Anstand zu Pferde steigt, „und die Waffen mit Geschicklichkeit führt, dieses „erhabne Wesen nachahmen können? das geschieht „nicht einmal durch Muth, durch Geduld, durch „Stärke, selbst nicht einmal durch Verachtung der „Wollüste. Keine von diesen Tugenden der Men„schen kann in Gott angetroffen werden. Sie sind „mit Schwachheiten verknüpft, und wenn sie uns „gleich erheben, so würden sie doch das höchste We„sen erniedrigen. Aber das Glück der Menschen „in seinen Händen haben, und dies Glück wirklich „machen, das ist himmlich und göttlich. Fürsten! „wenn Menschen euch Götter nennen, so wollen sie „euch an das erinnern, was ihr seyn müßt.

„Ich lache, wenn ich an den Tyrannen den„ke, der sich Statüen und Tempel errichten ließ, „um die Welt zu überreden, daß er ein Gott wäre, „und doch nicht einmal dran dachte, den Menschen „Gutes zu thun. Verlangt ein Prinz eine solche „Verehrung, so darf er sich nicht Statüen von Gold „oder Erz auf einem Altar weihen lassen, sondern

„er

Sammlung, die die Aufschrift hat: Φιλαδελφοι ἢ περι Φιλανθρωπιας; und sie ist zum Lobe des Valens und Valentinian im J. 364 gehalten worden.

„er muß seine Seele selbst zum Tempel und Altar,
„und gleichsam zum heiligen Bilde der Gottheit ma-
„chen. Dann werden wir ihn anbeten. Um Gott
„ähnlich zu seyn, ist der Eingrif in seine Rechte
„nicht hinlänglich; man muß ihm nachahmen.

„Der Fürst, der die Menschen liebt, wird alle
„Tugenden besitzen; besonders wird er seinen Zorn
„beherrschen, der bey einer unumschränkten Gewalt
„ein Uebel ohne Grenzen ist.

„Die Tyrannen, die Pesten, und die Erdbe-
„ben, sind zum Unglück der Menschen da, die Für-
„sten aber zu ihrer Erhaltung.

„Ich habe einen Tag verloren, sagte Ti-
„tus, denn ich habe heute keinem Gutes gethan.
„Was sagtest du, Prinz? nein, der Tag da du
„ein Wort sagtest, welches für die Könige eine ewi-
„ge Lehre seyn muß, kann kein verlorner Tag seyn.
„Niemals warst du größer, noch der Erde nütz-
„licher.“

Aus dieser Empfindung der Menschlichkeit er-
wächst bey den Fürsten die Pflicht, den Ernst des
Gesetzes zu mäßigen, „denn der strenge Richter
„verurtheilt oft denjenigen, den das Gesetz lossprä-
„chen würde, wenn es einen Spruch thun könnte.
„Der Richter ist alsdenn Sklave. Er entscheidet
„nach Worten und Buchstaben, und übt gleichsam
„eine gerechte Ungerechtigkeit aus. In dem Fall be-
„findet sich der Fürst nicht. Er ist das redende
„und lebende Gesetz, nicht aber das stumme und
„taube, welches durch unbewegliche Züge ausge-

drückt

„drückt wird. Daher, sagt er zum Theodosius, „sahen wir auch das Gold aus dem öffentlichen „Schatze zu denen zurück kehren, denen es mit Un„gerechtigkeit geraubt war; aber jetzt sehen wir noch „mehr; wir sehen Menschen, die das Gesetz an die „Pforten des Todes geführet hatte, wieder zum Le„ben durch den Fürsten zurück geführt. Denn un„ter allen unsern Kaisern hat niemand das Gesetz „höher geachtet, als du; aber du weißt, daß man „aus Achtung für das Gesetz zuweilen von demsel„ben abweichen muß.“

In eben dieser Rede kommt eine Anspielung auf die berühmte Fabel von den Tonnen des Homers vor, „unter deiner Regierung lernen wir die „Tonne des Guten kennen, aus der sich Glückselig„keit, Reichthum und Leben ergießen; ihr Platz ist „beym Throne, und du schöpfest unaufhörlich aus „derselben. Aber die Tonne der Seufzer, der Thrä„nen und des Bluts sehen wir nicht. Sie ist „nicht vorhanden, oder wenn sie da ist, so ist sie „fest verschlossen. Nur die Hofnung hat einen Aus„gang gefunden, und schwebt über dem Reiche; „aber die Nebel sind gefesselt.“

Man weiß, daß im Anfange der Regierung des Valens, Procopius sich empörte und den Purpur annahm. Er rechnete sich zur Familie der Constantinen; aber dies Recht galt nichts ohne Sieg, und er wurde überwunden. Valens, der Anfangs feige gewesen war, wurde nachher grausam. Dieser Erfolg ist gewöhnlich. Er vergoß das Blut

der

der Feinde mit der Wuth, welche von harten Gemüthern den Namen der Gerechtigkeit erhält. Der Redner, der ihn wegen einer Menschlichkeit lobte, die er nicht besaß, sucht ihm wenigstens die Gesinnungen einzuflößen, die er besitzen sollte. In einer ganzen Rede unterhält er ihn von Gnade. „Vor „dem Sokrates sagte man, man muß dem Gutes „thun der uns liebet, und Böses dem der uns has„set. Sokrates hat diese Regel verändert und ge„sagt: wir wollen unsern Freunden Gutes erzeigen, „und unsern Feinden keinen Schaden zufügen.“ Darauf führt er das Beyspiel aller großen Männer an, welche Feinden oder Mördern, oder Undankbaren verziehen haben. Er rühmt die Zauberkraft der Fürsten, Gemüther durch ihre Wohlthaten zu ändern. „Es kommt nur auf sie an, sagt er, den „Haß auszurotten und die Wuth zu bändigen.“

In einer andern Rede, die er an eben diesen Fürsten nach dem fünften Jahre seiner Regierung hielt (83), findet man weitläuftige Gedanken über die Finanzen. Sie sind voll von der menschenfreundlichen Philosophie, welche das Eigenthum aller Könige seyn sollte. „Man kann die Menschen nicht „lieben, sagt der Redner, ohne freygebig zu seyn; „aber die Freygebigkeit des Fürsten besteht nicht in „der Menge der Geschenke. Wenn er den einen „beschenkt, so muß er den andern drücken, und „diese

(83) Sie ist die achte Rede in der Harduinschen Sammlung, hat die Aufschrift: πενταετηρικος, und wurde im J. 368 gehalten.

„diese Art von Pracht grenzt gemeiniglich an Unge-
„rechtigkeit. Er raubt tausend Armen das Noth-
„wendige, um Reiche zu bereichern, das heißt,
„um einige unnütze Tropfen in Ströme zu gießen.
„Der Fürst giebt um so viel mehr, je weniger er
„fodert.“ Er wendet sich darauf an seinen Kaiser und sagt: „Vor deiner Zeit nahmen die öffentlichen
„Auflagen jährlich zu und jedes folgende Jahr ver-
„mehrte die Lasten des vorhergehenden. Diese
„Krankheit des Staats hast du geheilet. Und weißt
„du wohl, warum du die Finanzen des Reichs in
„so gute Ordnung gebracht hast? du hattest dein
„Haus regiert, ehe du die Welt regiertest. Du
„durftest nicht erst von andern den Schweiß und die
„Mühe des Arbeiters dir beschreiben lassen; du
„kanntest die Kühnheit der Einnehmer, die List der
„Unterbedienten, den Geiz der Soldaten. Mit
„diesen Kenntnissen ausgerüstet, bestiegst du den
„Thron, und nun betrachtest du dein weites Reich
„als eine Familie, und übersiehst mit einem Blick
„deine Einkünfte und deine Ausgaben, die Fehler
„und die Versäumnisse, die Leichtigkeit der einen,
„und die Schwürigkeit der andern Einrichtung.
„Du bist der einzige unter den Fürsten, der diejenigen, die die Gelder des Staats verwalten, nicht
„denen vorzieht, die ihn vertheidigen. Der Aufseher über die Finanzen macht keinen prächtigern
„Aufzug als der Anführer der Armeen. Da er
„das Amt des Aristides hat, so ist er gezwungen,
„auch seine Gerechtigkeit zu haben. Dein scharfes
„Auge weiß die Abgründe dieser traurigen und ver-

„borge-

„borgenen Kunst zu entdecken und unnütz zu ma-
„chen. — Nein, künftig werde ich die einheimi-
„schen Feinde nicht mehr fürchten als die Barbaren
„selbst; ich werde nicht mehr das Getraide von den
„Aeckern weggeführt sehen, ehe noch der Landmann
„es einsammlen konnte; unerbittliche Gläubiger
„werden nicht mehr auf den Ertrag des Weinber-
„ges lauren; und der Bewohner des Landes wird
„seinen Winter nicht mehr traurig und voll Ver-
„zweifelung bey ausgeleerten Scheunen zubringen:
„Dann erst werde ich die Beute genießen, die den
„Barbaren entrissen ist, wenn der einheimische
„Räuber mein Vermögen nicht mehr als seine Beu-
„te ansehn darf. Prinz! fährt der Redner fort,
„meine Stimme wird in diesem Augenblick die
„Stimme der ganzen Welt. Du hast uns einen
„Theil der Auflagen und Zölle erlassen, und wir
„zahlen dir dagegen den Zoll der Erkenntlichkeit und
„zärtlichsten Liebe; er ist der würdigste, den ein
„Fürst erhalten kann. Statt des Getraides und
„der Erdfrüchte, die man uns entriß, empfange
„jetzt Früchte, die nie verwelken werden, die Früchte
„des Ruhms (84). Durch ihn wird das Reich des
„Augustus unaufhörlich erneuert, Trajan wird ver-
„hindert zu veralten, und Marc Aurel täglich wieder
„auferweckt. Glaubest du, daß bey allen ihren

„Siegen

(84) Ueber das Spielwerk in den Antithesen von Zoll und Früchten möchte doch ein kleiner Wink nicht unnütz gewesen seyn. Es fällt um so viel mehr auf, da es mitten unter so vielen starken und edlen Gedanken steht.

„Siegen ihr Name so herrlich seyn würde, wenn „sie zwar den Barbaren schrecklich, aber nicht ge„gen ihre Unterthanen wohlthätig gewesen wä„ren? u. s. w.“

Der Redner will bey dem Prinzen nicht allein gegen seine Unterthanen, sondern selbst gegen die Feinde des Staats diese Empfindungen der Menschlichkeit anfachen. „Derjenige, sagt er zum Va„lens, der den Krieg mit Erbitterung fortsetzt, und „nur an Zerstörung denkt, zeigt sich blos als „König eines Volks; derjenige aber, der nach „dem Siege verzeihet, zeigt sich als den Va„ter und Beherrscher aller Menschen. Cyrus „schränkte seine Liebe blos auf die Perser, Augu„stus auf die Römer, Alexander auf die Griechen „ein; keiner von ihnen liebte die Menschen, keiner „war wirklich König. Um das zu seyn, muß man, „wie Gott, kein Volk und selbst keinen Menschen „von seiner Vorsorge ausschließen.“

Valens war aufgebracht, und wollte den Barbaren keinen Frieden bewilligen. Der Philosoph erweichte den Kaiser, und seine Beredsamkeit gab der Welt Ruhe. „Ich zeigte dem Kaiser, sagt „der Redner, daß man durch Rettung, nicht aber „durch Erwürgung der Menschen den Göttern ähn„lich wird. Wenn man über Löwen, Leoparden, und „Tyger einen Sieg erhält, so berechnet man die „Anzahl derjenigen, deren Blut man in den Wäl„dern vergoß; wenn man Menschen besiegt hat, so „muß man alle diejenigen zählen, die man rettete. „Ueberdem rottet man ja die wilden Thiere nicht „ganz aus, sondern läßt den Stamm davon in den

„Wüsten

„Wüsten leben; sollte man denn eine Nation von Men-
„schen (man nenne sie Barbaren, sie sind deswegen
„nicht weniger Menschen) sollte man eine ganze Na-
„tion, die sich unterwirft und zu den Füßen ihres Ue-
„berwinders zittert, zerstören und ausrotten? Nein.
„Den bewundere ich und nenne ihn groß, der sie
„erhält. Der Zerstörer von Carthago wurde Afri-
„kaner genannt; ein anderer nannte sich den Mace-
„donier, weil er Macedonien in eine Wüste ver-
„wandelt hatte. Aber du, Prinz! mußt deinen
„Namen nach der Nation führen, die du gerettet
„hast. So nennen wir die Götter nach den Ländern,
„die sie beschützen.“

Außer der Menschenliebe und Gnade, welche die ersten Pflichten sind, berührt der Redner alle übrige Eigenschaften des Fürsten. Er sagt zum Constanz: „der Kämpfer in den olympischen Spie-
„len strebt so eifrig nach dem Siege, daß er stets
„über sich selbst wacht, und sich alle Vergnügun-
„gen versagt, die ihn entkräften könnten. Und der
„Fürst, der gleichsam der Kämpfer der Welt ist,
„sollte sich niedrigen Wollüsten überlassen?“

Er wünscht dem Valens Glück zu dem Entschluß, sich unterrichten zu lassen. „Da du diese Be-
„gierde hast, so müssen die Menschen glücklich seyn;
„oder die Schuld liegt an denen, die deine Seele
„nicht mit dem Gedanken der Tugend und Größe
„ausfüllten.“

Er ermahnt den Kaiser, keine von den Sorgen für die Regierung zu verabsäumen. „Es hat Für-

„sten gegeben, sagt er zu ihm, die für ihr Haupt-
„haar mit großem Fleiße sorgten, aber auf den Un-
„tergang ganzer Städte nicht achteten. Sie be-
„schäftigten sich mit ihrem Schmuck, und vergaßen
„die Welt. Vielleicht stellten sie eine größere Wohl
„unter ihren Haaren an, als unter den Menschen,
„welchen sie Aemter gaben; und ob sie gleich bey
„dem öffentlichen Wettrennen ihren Wagen keinem
„unwissenden Kutscher würden anvertrauet haben,
„so überließen sie doch Leuten, die sie auf ein Gera-
„thewohl wählten, die Zügel des Reichs, und die
„Anführung der Nation. Man zerbricht eine Sta-
„tüe, die ihrem Muster nicht gleichet; sollte dann
„der Fürst weniger aufmerksam auf diejenigen seyn,
„die den Auftrag haben, seine Stelle bey den Völ-
„kern zu vertreten?“

„Der Einfluß von der Tugend des Fürsten,
„sagt er zum Theodosius, ist nicht auf die Erde
„beschränkt. Als Marc Aurel sah, daß seine Ar-
„mee in Gefahr war, aus Durst umzukommen,
„so hob er seine Hände gen Himmel, und sagte:
„o Gott! zu dir, der du das Leben giebst, hebe ich
„diese Hand, die es keinem Menschen je genommen
„hat. Er wurde erhört, und seine Armee gerettet.“

Wir haben schon gesehen, daß Valens grausam war, und er zeigte seinen Charakter, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, auch in der Religion. Er war von Arianern hintergangen, und verfolgte die Rechtgläubigen mit Wuth. Man sagt, daß er einmal achtzig Priester, welche an ihn abgeschickt waren, um ihn zu erweichen, auf ein Schiff gesetzt,

und den Befehl gegeben habe, dasselbe in Brand zu stecken, wenn es mitten auf dem Meere seyn würde. Ein beredter Mann besänftigte die Wuth dieses Tyrgers. Themistius wagte es, mit einem Schwärmer von Sanftmuth, und mit einem Barbaren von Menschenliebe zu reden; und was noch mehr zu bewundern ist, es glückte ihm. Die Verfolgung hörte auf, und der Kaiser der sich vorher durch Mord und Brand und durch Verfolgung der Christen, seiner Mitbrüder, ausgezeichnet hatte, ließ ein Edict bekannt machen, wodurch er befahl, daß man künftig niemand zwingen sollte, seine Religion zu verändern. Wir haben diese Rede des Themistius nicht mehr (85); aber diejenige ist noch vorhanden, worinn er dem Kaiser zur Veränderung seiner Gesinnungen Glück wünscht, und sie zeugt sowohl von seiner Beredsamkeit als von seiner Vernunft (86).

(85) Socrates in seiner Kirchengeschichte B. IV. Cap. 32. erwähnt dieser Rede, und zeigt an, daß sie folgenden Inhalt gehabt habe: Der Kaiser habe gar nicht Ursach, über die verschiedenen Meynungen der Christen so unwillig zu seyn, denn das bedeute noch nichts gegen die Verschiedenheit der Religions-Meynungen unter den Heiden. Bey diesen könne man über 600 ganz verschiedene Lehrbegriffe zählen. Zudem wären auch die Lehren von Gott zu erhaben, um sie so einleuchtend einzusehen, daß alle Verschiedenheit der Meynungen dadurch nothwendig aufgehoben werden müßte. Selbst diese Abweichungen gereichten auf verschiedene Art zur Verherrlichung der Gottheit. — Eben diesen Inhalt, nur mit veränderten Worten, erzählt Sozomenus in seiner Kirchengeschichte B. VI. Cap. 36.

(86) Sie ist die zwölfte in der Harduinschen Sammlung,

So sprach dieser tugendhafte Mann mit den Fürsten unter dem Schein des Lobes. Er sagt also mit Recht zum Constanz (87): „Zum erstenmal, „o Kaiser! wirst du jetzt einen Redner hören, der „frey und aufrichtig ist, selbst indem er dich lobet, „und der nicht ein Wort sagen wird, darüber er „erröthen dürfte.“ Und weiter hin: „ich fodere „euch alle auf, die ihr mit mir in einer Laufbahn „wandert! wenn ihr merkt, daß ich euch hinter„gehe, wenn die geringste Unwahrheit sich in mei„ne Worte mischt, so erhebet alle eure Stimme „wider einen niederträchtigen Redner; vertreibet „mich

lung, und hat die Ueberschrift: de religionibus. Der griechische Text derselben ist verloren gegangen. Wir haben sie nur noch in der lateinischen Uebersetzung des Andreas Dudithius. Dionysius Petavius hat sich die Mühe gegeben, sie ins Griechische nach der Schreibart des Themistius zu übersetzen. Einige Kritiker haben sie dem Themistius absprechen wollen, aber, wie ich glaube, ohne genugsamen Grund. Harduin rechnet sie zum J. 374. Fabricius hingegen in seiner griechischen Bibliothek B. VIII. S. 10. hat aus der Rede selbst erwiesen, daß sie zum J. 363 oder 364 gehöre, und also noch ehe gehalten sey, wie die verloren gegangene Rede. Daher kann sie auch mit ihr nicht in der Verbindung stehen, worein Hr. Thomas sie setzt. Themistius lobt den Valens in dieser Rede wegen seines bald nach Antritt der Regierung gegebenen Edicts, nach welchem es jedermann frey gelassen wurde, in Religionssachen zu glauben, was er wollte. Aber der Kaiser selbst hielt nachher dies Edict so wenig, daß er aus Eifer für die Arianer der grausamste Verfolger der Orthodoxen wurde.

(87) In der ersten Rede der Harduinschen Sammlung unter dem Titel: περὶ φιλανθρωπίας ὁ Κωνσταντίνος.

„mich aus dem Heiligthume der Weisheit, und „verstattet demjenigen, der sie beleidigt, nicht die „Kühnheit, die Lehren derselben vorzutragen. Aber „wenn ich, so oft ich loben werde, die Wahrheit „sage, so haltet das nicht für eine niedrige Schmei„cheley, was ein gerechter Beyfall ist. Das Lob „ist ein Zoll, den man der Tugend bezahlt.“

In einer seiner letzten Reden an den Theodosius unterbricht er sich plötzlich. „Du siehest, Prinz! „sagt er zu ihm, daß ich nicht hergekommen bin, „um dir zu schmeicheln. Würde es einem Philo„sophen in grauen Haaren, der mit so vielen Kai„sern vertraut umgegangen ist, wohl anstehn, jetzt, „da der leutseligste unter allen auf dem Throne ist, „seine Gunst durch Niederträchtigkeiten zu erbet„teln? sollte ich grade diese Zeit, da die Freyheit „am wenigsten Gefahr läuft, wählen, um mich „durch Lügen zu entehren.“

Man wird leicht vermuthen, daß er von Kenntnissen und Wissenschaften mit Würde geredet hat. Er zeiget, daß sie bey allen Prinzen, die groß gewesen sind, in Achtung gestanden haben, und führt als Beyspiele an, daß Philipp den Aristoteles, Alexander den Xenokrates, Augustus den Areus, Trajan den Dion, Marc Aurel den Sextus, mit Wohlthaten überhäuften. „Du ahmst diesen großen „Männern nach, sagt er zu einem Kaiser. Die „Philosophie und die Wissenschaften begleiten dich „allenthalben, und folgen dir selbst ins Lager. Von „dir lernt nicht blos der Grieche und Römer, son-

„dern auch der Barbar selbst Ehrfurcht gegen sie. „Der erschrockne Scythe, der zu dir um Gnade fle„hete, sahe die Philosophie an deiner Seite, wie „sie das Schicksal der Völker abwog, und das Ur„theil über Stillstand und Frieden sprach, die du „den Völkern bewilligtest. Sehet in diesen Mau„ren die Statüen von Erz, die der Weisheit errich„tet, die Vorrechte, die ihr zugestanden, und die „Ehrenbezeugungen, die denen bezeuget sind, die „ihr angehören. Die Weisheit allein kann mehr „Glanz über diejenigen verbreiten, die sie ehren, „als über die, welche geehrt werden. Denn die „Tugend an andern bewundern, ist schon ein Be„weis der Tugend.“

„O! meine Freunde! sagt er an einem andern „Ort, verzeihet mir, wenn die Begierde, die der „Kaiser bezeigt, mich zu hören, mir einen edeln Stolz „einflößt. Er ermüdet über seinen Siegen, aber „er wird nicht müde, die Sprache der Wahrheit „zu hören, und er wird ehe dem Krieger erlauben, „die Schlacht zu verlassen, als dem Philosophen, „zu schweigen.“

In einer Rede an den Theodosius (88) erwähnt er des Tages, da dieser Kaiser vor seiner Abreise in den

(88) Sie ist die drey und zwanzigste, und hat den Titel: σοφιστης. Der Redner vertheidigt sich darinn gegen den Vorwurf, als ob er ein Sophist von der Art sey, wie sie Plato in seinem Gespräch: der Sophist, geschildert hat; und zeigt zugleich, daß er sich stets bestrebt habe, den Charakter eines wahren Philosophen zu behaupten.

den Occident ihm in Gegenwart des Senats und des Volks seinen Sohn anvertrauete. Da sehen wir den Redner, wie er ohngeachtet seines Alters, seiner Schwachheiten, und der Last der Jahre, unter denen er gekrümmet ist, dennoch seine matten Kräfte von neuem belebet, um diesen Prinzen zu bilden, welcher dereinst zum Beherrscher der Welt bestimmt war. „Komm, mein Sohn, sagt er, „komm auf den Schooß eines schwachen Greises, „und höre die Lehren, welche die Weisheit den „Fürsten ertheilt. Diese Lehren gab sie dem Anto„nin, Numa, Marc Aurel und Titus. Mit mir „werden sich zu deiner Bildung Plato und der Leh„rer Alexanders vereinigen. In der Schule der „Weisen lerne ein Wohlthäter der Welt zu seyn.“

Diesen vielleicht schon zu langen Auszug werde ich mit einer Stelle beschließen, in der Themistius um Gnade für einen Philosophen bittet, dessen Verbrechen darinn bestand, daß er Julians Günstling gewesen war. Er nennet ihn nicht, aber vermuthlich war es Maximus (89). In der That hatte Maxi-

(89) Die Rede ist die siebente in der Harduinschen Ausgabe, unter der Aufschrift: περι ἠτυχηκοτων. Der darinn vertheidigte Maximus war aus Ephesus gebürtig, und Julians Lehrer gewesen. Sein Leben hat Eunapius beschrieben. Man muß ihn mit einem andern Maximus aus Byzanz, von dem Julian auch Unterricht erhalten hat, nicht verwechseln. Die große Achtung, in welcher er bey dem Keiser stand, erhellet aus dem Ammianus Marcellinus B. XXII. Cap. 7. S. 245. nach der Ausgabe des jüngern Hrn. Prof. Ernesti.

Maximus zu viel Gewalt gehabt; als daß er von dem Vorwurfe hätte frey bleiben können, sie gemißbraucht zu haben. Valens, der keine Gelegenheit versäumte, unter dem Scheine der Gerechtigkeit grausam zu seyn, hatte ihn ins Gefängniß werfen lassen, wo er alle die Qualen litt, welche unser barbarisches Recht für nichts hält, weil diese Qualen doch nicht der Tod sind. Zu eben der Zeit empörte sich Procopius; und nachdem er sich zum Herrn von Constantinopel und fast vom ganzen Orient gemacht hatte, bot er dem gefangnen Philosophen Freyheit, Güter und Ehrenstellen an, wenn er sich für ihn erklären wollte. Der Philosoph weigerte sich es zu thun, und Themistius ergrif diese Gelegenheit, dem Kaiser eine so großmütige Weigerung wichtig zu machen. Er vergleicht ihn mit dem Sokrates. „Er war verurtheilt, seiner Güter beraubt, in Fesseln geworfen, und man hörte ihn „nicht einmal klagen. Was sage ich? Er verachtete in diesem Zustande die Wohlthaten des unrechtmäßigen Herrn, der ihn beschützen wollte. „Der Zorn seines Fürsten schien ihm wichtiger zu „seyn, als die Menschenliebe eines Rebellen; und „da er glücklich und frey leben konnte, wenn er „strafbar wurde, so wollte er lieber tugendhaft bleiben, und den Tod erwarten. Prinz! ruft der „Redner aus, weil er die Gnade des Tyrannen „verachtet hat, so hat er ein Recht auf die deinige.“ Er fodert ihn auf, die zerstreuten Reste der Kenntnisse und Wissenschaften zu erhalten. „Durch sie „werden Jahrhunderte und Reiche berühmt, ihnen

„mußt

„mußt du also das unsterbliche Andenken deines „Namens anvertrauen;“ darauf bemerkt er, daß, so lange noch Menschen auf der Erde sind, Philosophie und Künste Anhänger finden werden. Von ihnen hängt der Ruf ab; sie überliefern von einem Zeitalter zum andern die Namen ihrer Wohlthäter, und diese Namen sind unsterblich wie ihre Erkenntlichkeit.

Wirklich kann man mit dem griechischen Redner sagen, daß Philosophie und Wissenschaften nie sterben. Die Art der Thätigkeit, welche die Menschen antreibt, nach Kenntnissen zu streben, wird trotz der politischen Wuth und der eigennützigen und mächtigen Unwissenheit beständig fortdauren. Diese Bewegung ist von der Natur eingedrückt, und nichts kann sie aufhalten. Immer wird die Geschichte Völker und Fürsten richten; immer wird die beredte und weise Wahrheit den Menschen ihre Pflichten vorhalten, edle Seelen befestigen, und unedle beschämen. Krieg und Revolutionen können den Fortgang der Wissenschaften aufhalten, aber vernichten können sie dieselben nicht. Es sind blos Stöße, die sie in andere Gegenden treiben, so wie der Sturm Saamenkörner wegführt, und sie auf entfernte Felder streut, wo sie wieder aufkeimen. Constantinopel kam unter die Herrschaft der Türken, und Themistius, der vor vierzehn hundert Jahren an den Ufern des schwarzen Meers schrieb, ist jetzt diesem Theil der Welt, der sein Vaterland war, unbekannt; aber er findet Bewunderer in Städten, die zu seiner Zeit noch Flecken waren, und von halben

Barba-

Barbaren bewohnt wurden. So werden die Männer, die in diesem Jahrhundert berühmt sind, es auch in den folgenden seyn. Man wird von ihnen reden, wie wir jetzt von denen reden, die vor uns lebten; und ihr Ruhm wird um so viel reiner seyn, da er nichts mehr vom Neide zu befürchten hat. Denn es kommt eine Zeit, wo Feinde und Nebenbuhler nicht mehr seyn werden. Dann werden alle diese Cabalen, alle diese kleine Sticheleyen, alle diese Begeisterungen eines Tages, alle diese ernsthafte Entscheidungen bedeutender oder eingebildeter Leute, alle die Kämpfe der Gesellschaften, diese Angriffe kleiner Namen auf große, diese Zänkereyen, die bald so gehässig bald so kindisch sind, und die sich zuweilen auf berühmte Männer stützen, die insgeheim mitwirken, immer aber eine hochmüthige Bosheit zum Grunde haben, die jede Gelegenheit ergreift, die Kühnheit, welche Talente erniedriget, aufzumuntern — alles das wird verschwinden. Die Nachwelt sieht weiter nichts als die Werke. Der Staub, den die Menge entgegenstrebender Bewegungen erregte, sinkt zu Boden, und die Pyramide bleibt.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Von den lateinischen Panegyristen des Theodosius. Von dem Ausonius, dem Panegyristen des Gratian.

Themistius war der letzte griechische Redner, der sich einen berühmten Namen erworben hat. Die Geschichte erwähnt zwar noch vieler Reden, die nach ihm sind gehalten worden. Das Gepränge des Byzantinischen Hofes, der etwas von der asiatischen Pracht angenommen hatte, begünstigte diesen Gebrauch noch lange Zeit. Aber diese Reden sind entweder verloren gegangen, oder liegen noch in Bibliotheken verwahrt. Indessen mußten sie auch in der Anzahl abnehmen, da sich die Gemüther unmerklich zu andern Gegenständen neigten. Das Christenthum auf dem Throne hatte beständig mit bürgerlichen Kriegen zu kämpfen. Der thätige und zänkische Geist der Griechen, die Anarchie, die Unabhängigkeit, die unruhige Neugierde, die Sucht dasjenige durch die Vernunft erklären zu wollen, was über die Vernunft ist, die noch größere Sucht, einen Anhang zu haben und zu herrschen, zeugten Meynungen gegen Meynungen, und Irrthümer gegen Irrthümer. Auf allen Seiten entstanden Ketzereyen. Man zankte, schrieb, machte Ränke, verführte Günstlinge, Verschnitte-

ne und Weiber. Unterdessen seufzten die Völker, plünderten die Barbaren, erwürgten sich die Kaiser, und diejenigen, die eine Zeitlang auf dem Throne blieben, und meistentheils wollüstig und schwärmerisch, abergläubisch und wild, eben so eifrige Controversisten, als furchtsame Krieger waren, und zwischen Ketzern und Barbaren im Gedränge steckten, gaben Edicte, anstatt Kriege zu führen, während der Zeit daß die Hunnen, die Gothen, die Araber, die Vandalen, die Bulgaren und die Perser alles von der Tiber bis zum schwarzen Meer, und von der Donau bis zum Nil verwüsteten, die Kaiser von Byzanz aber das Reich vernachläßigten, um sich die Rechte der Bischöfe anzumaßen, und Irrthümer zu verdammen oder zu behaupten, die nur von der Geistlichkeit gerichtet werden sollten. Man sieht leicht, daß dergleichen Zeiten der Erniedrigung und des Unglücks weder den Lobreden noch dem Geschmack günstig seyn konnten. Es giebt Zeitpunkte, wo der kriechendeste Redner sich schämen würde zu loben, und wo diese Art der Lügen selbst an den Höfen lächerlich seyn würde. In solchen Umständen befand sich damals Byzanz, und es war so weit gesunken, daß es weiter nichts als Stillschweigen und Schande erwarten durfte.

Zu den Zeiten des Theodosius findet man noch einige Züge der Beredsamkeit im Occident. Wir haben einen lateinischen Panegyrikus (90) auf diesen Kaiser,

(90) Diesen Panegyrikus des Pacatus Drepanius findet

Kaiser, den ein gewisser Pakatus aus Aquitanien gehalten hat, der zugleich Dichter und Redner war. Sidonius Apollinaris redet davon, und Ausonius erwähnt desselben mit Ruhm. Er hielt seinen Panegyrikus vor dem Senat zu Rom, und der Name und die Erinnerung der alten Größe war ihm noch ehrwürdig. „Der Redner, sagt er, scheuet „sich,

findet man in der Sammlung des Cellarius S. 361. imgleichen in der Sammlung des de la Baune. Auch hat Johann Arezenius, von dem wir auch eine vortrefliche Ausgabe von des Plinius Lobrede haben, denselben besonders mit seinen und anderer gelehrten Männer Anmerkungen zu Amsterdam 1753. in 4. herausgegeben.

Latinus Pacatus Drepanius, war aus Aquitanien gebürtig und zwar nach dem Sidonius Apollinaris aus der Stadt Agen, die ehemals Aginnum hieß. Der Dichter Ausonius schildert ihn uns als einen der größten Dichter seiner Zeit, und erklärt ihn für einen vortreflichen Kunstrichter, dessen Urtheil bey ihm in Sachen des Geschmacks sehr viel bedeute. Er hat ihm sein Gedicht, das die Aufschrift hat: Ludus septem sapientum und seine 12te Idylle zugeeignet. Allein Drepanius war nicht nur Dichter und Kunstrichter: sondern auch ein so berühmter Redner, daß ihn die Gallier im J. 388. nach Rom schickten, dem Theodosius seiner Siege wegen Glück zu wünschen, welches er auch im folgenden Jahre in einer öffentlichen Rede that, die noch von allen Schriften einzig und allein bis auf unsere Zeiten gekommen ist, und in welcher man noch viele Züge einer wahren Beredsamkeit antrift. Im Jahr 390 bekleidete er die Würde eines Protonsuls, vermuthlich in Afrika, und im J. 393. war ihm die Aufsicht über die Kaiserlichen Domänen anvertraut. Die vollständigste Nachricht von ihm findet man in der Histoire litteraire de France Tom. I. Th. II. S. 719-423.

„sich, vor den Erben der römischen Beredsamkeit die „ungebildete und wilde Sprache des jenseitigen Gal„liens hören zu lassen, und sein erschrocknes Auge „glaubt in dem Senat die Ciceronen, die Horten„sier, und die Catonen bey ihren Nachkommen zu „erblicken.“ Es giebt nur zu viele Gelegenheiten, wo man die Bescheidenheit beym Worte fassen und ihr ohne Bedenken zugestehn kann, daß sie recht hat; aber hier würde es unbillig seyn; der Redner ist mehr werth, als er sagt. Fehlt es ihm gleich an den Annehmlichkeiten, welche Geschmack und Reinigkeit des Stils mit sich führen, so hat er doch Einbildungskraft und Stärke, und also die Art von Verdienst, die dem Schein nach nicht so selten hätte zu einer Zeit seyn sollen, da der Stoß der Völker, die Angelegenheiten des Reichs, und die Bewegung der Welt, die darauf abzielte, ihr eine neue Gestalt zu geben, ein großes Schauspiel aufstellten, und für die Beredsamkeit neue Triebfedern hätten seyn müssen. Der seinigen fehlt es überhaupt weder an Bestimmtheit, noch Hitze; übrigens aber gleicht er in seiner Art zu schreiben mehr dem Seneka und Plinius, als dem Cicero. Zuweilen hat er auch Wendungen und Züge nach der Manier des Tacitus, und dann findet man in seinen Ausdrükken eine Art von Kühnheit und Tiefe, die nicht unangenehm ist. Die größte Beredsamkeit hat er da angebracht, wo er die Tyranney des Maximus schildert, den Theodosius überwand. Maximus war ein römischer General in Britannien, der sich wider den Gratian empörte, in der Gegend von Paris

auf

auf ihn stieß, ihm seine Armee ohne Schwerdstreich wegnahm, und ihn darauf zu Lion ermorden ließ. Dieser Usurpator herrschte fünf Jahr in Gallien, daß heißt, er wandte fünf Jahre lang seine Gewalt an, ungestraft Verbrechen zu begehen. Der Redner spricht mit Stärke von allen den Uebeln, die unsre Vorfahren unter diesem Tyrannen erlitten. Er schildert die Räubereyen und Gewaltthätigkeiten; die Verbannungen der reichen Bürger; die Plünderungen ihrer Häuser; den Verkauf ihrer Güter; Greise, die ihr Glück überlebten; Kinder, die mit dem Erbtheil ihrer Väter zugleich zum Verkauf ausgestellt wurden; Mordthaten, die man als rechtskräftige Mittel gebrauchte, um sich zu bereichern; die Flucht; das Elend; die Städte, welche verödeten, da hingegen die Wüsten bevölkert wurden; den kaiserlichen Pallast, wohin man von allen Seiten die Schätze der Verbanneten, und die Früchte der Blutbäder brachte; tausend Hände die sich Tag und Nacht beschäftigten, Geld zu zählen, Metalle aufzuhäufen und kostbare Gefäße zu zerstümmeln; Gold mit Blut gefärbt, welches unter den Augen des Tyrannen abgewogen wurde; den unersättlichen Geiz, der alles verschlang, ohne etwas wieder zu geben; und diese ungeheuern Reichthümer, die selbst für den Räuber verloren waren, weil er sie in seiner finstern und wilden Wirthschaft weder zu gebrauchen noch zu misbrauchen wußte, unter so vielen Uebeln, die schreckliche Nothwendigkeit sich äußerlich vergnügt zu stellen; Auflaurer, die herum irrten, um Blicke und Gesichter zu verläumden; Bür-

ger, die in Armuth gestürzt waren, und doch nicht traurig scheinen durften, weil ihnen doch das Leben übrig blieb; und Brüder, deren Brüder hingerichtet waren, und die doch nicht wagten, in Trauerkleidern auszugehen, weil sie noch Söhne hatten.

In eben dieser Rede findet man eine starke Stelle über die Feigheit des Tyrannen, der sich überwunden und ohne Rettung sah, und doch nicht Muth genug hatte, sagt der Redner, nicht lebendig in die Hände des Siegers zu fallen. Diese Idee, wie man leicht merkt, rührte von dem alten römischen Vorurtheil her, welches in den Selbstmord einen Ruhm setzte, ein Irrthum, den unsre Religion und unsere Gesetze mit Recht verdammen. Man wird finden, daß die Lehre vom Selbstmorde, welche die Stoiker vortrugen, und von der man glauben sollte, daß sie von den Römern schon zu den Zeiten der Freyheit hätte angenommen werden müssen, doch erst in den Zeiten der Sklaverey Beyfall erhielt. Der stolze und muthige Römer wählte, wenn er die Tyrannen sich nähern sah, den Tod zur Schutzwehr. Dann glaubt er ein Hülfsmittel wider das Unglück gefunden zu haben, und aus einem seltsamen, aber wahren Empfindniß, trotzte er dem Tode darum, weil er die Macht hatte sich zu tödten. Das Beyspiel dazu gaben zuerst Brutus, Cassius und Cato; und unter den Kaisern wurde es befolgt. Man sahe mehr als einmal diese Art von Standhaftigkeit bey Gemüthern, die die Wollüste weichlich gemacht hatten. Otho wurde fast

für

für einen großen Mann gehalten, weil er zu sterben wußte, und Petronius, der wollüstigste Mensch seiner Zeiten, tödtete sich mit mehrere Ruhe als Cato (91). In der Folge wählten alle diejenigen, die große Entwürfe machten, ohne sie ausführen zu können, alle die, die nach dem Throne strebten und geschlagen wurden, eben die Zuflucht. Seine Niederlage überleben wäre Freyheit gewesen, und der Selbstmord war fast eine Pflicht der Ehre im Unglück. Die christliche Religion verändert diese Ideen, und brachte den Menschen wieder unter den Gehorsam der Gesetze zurück. Der Mensch wurde aufgeklärter und lernte, daß im Leiden Muth sey, und daß die Ehre nicht darinn bestände, dem Tode zuvor zu kommen, sondern ihn zu erwarten. Dieser Panegyrikus zeigt, daß man am Ende des vierten Jahrhunderts noch nicht bis dahin gekommen war.

Jeder Sieger kann auf Lob Rechnung machen. Nach dem Siege des Theodosius über den Maxi-

(91) Die Art, wie Petronius, den Tigellius beym Nero durch falsche Beschuldigungen äußerst verhaßt gemacht hatte, gestorben ist, erzählt Tacitus Annal. XVI. 19. Forte illis diebus Campaniam petiuerat Caesar (Nero), et Cumas vsque progressus Petronius illic attinebatur. Nec tulit vltra timoris aut spei moras. Neque tamen praeceps vitam expulit, sed incisas venenas, vt libitum, obligatas, aperire rursum, et alloqui amicos, non per seria aut quibus constantiae gloriam peteret. Audiebatque referentes, nihil de immortalitate animae et sapientum placitis, sed leuia carmina et faciles (ludicros) versus. Seruorum alios largitione, alios verberibus affecit. Iniit et vias, somno indulsit, vt quamquam coacta mors, fortuitae similis esset.

mus erschienen viele andere lateinische Lobreden auf diesen Prinzen. Eine von einem gallischen Redner haben wir schon angeführt. Ein anderer Gallier, der aus Bourdeaux gebürtig, und ein Schüler des Ausonius war, im fünf und zwanzigsten Jahr schon Consul wurde, und nachdem er auf dem Capitol die Stelle der Fabier und der Emile bekleidet hatte, sich der Kirche widmete, Priester und nachher Bischof wurde, und nach seinem Tode die Canonisation erhielt, der heilige Paulinus verfertigte auch einen Panegyrikus auf diesen Kaiser. Wir haben ihn nicht mehr, und wissen blos, daß Theodosius darinn weit mehr wegen seines Christenthums als wegen seiner Regierung gelobet wurde *) (92).

Man

*) Vt in Theodosio non tam imperatorem quam Christi seruum, non dominandi superbia, sed humanitate famulandi potentem, nec regno sed fide principem etc. praedicarem. *Paul. Ep. 9. ad Sulp. Sev.*

Librum tuum quam pro Theodosio principe prudenter ornateque compositum transmisisti, lubenter legi. Felix Theodosius, qui a tali Christi oratore defenditur! illustrasti purpuras eius, et vtilitatem legum futuris seculis consecrasti. *S. Hieron. Ep. 13. ad Paul.*

Einige Critiker glauben, daß dieser Panegyrikus erst nach der Niederlage des Tyrannen Eugenius gehalten worden ist.

(92) Meropius Pontius Anicius Paulinus war zu Ebromagus, einer aquitanischen Stadt, die seiner Familie gehörte, ums J. 353 gebohren. Er studirte zu Bourdeaux unter der Anführung des Ausonius, der ihn ungemein lobt, und unter andern sagt, daß sein eigener Ruhm in der Beredsamkeit und Dichtkunst durch denselben verdunkelt sey. Doch ist dies Lob, wenn man es nach denen vom

Pauli-

Man glaubt, daß der heilige Augustin, der damals die Beredsamkeit zu Mailand lehrte, über eben diese Materie einen öffentlichen Vortrag gehalten habe. Der berühmte Symmachus, der Präfect und Senator von Rom und der beredteste Römer seiner Zeit war, hielt auch eine Lobrede auf

den Paulinus noch vorhandenen Gedichten beurtheilen soll, etwas übertrieben, und verräth einen Lehrer, der durch Vergrößerungen der Talente seines Schülers seiner eigenen Eitelkeit Weyhrauch streut. Sein Panegyrikus ist vom J. 395. Er hatte dabey die Absicht, die Ehre des Theodosius gegen die Beschuldigungen der heidnischen Schriftsteller zu retten. Es ist zu bedauren, daß das Werk verloren gegangen ist. Hieronymus in einem Briefe an den Paulinus urtheilt davon sehr vortheilhaft. Zu der von Hrn. Th. aus diesem Urtheil angeführten Stelle gehört noch folgendes: Praecipue in eo mihi subdiuisio placuit; quumque in primis partibus alios vincas, in penultimis te ipsum superas. Sed et ipsum eloquii genus pressum est et nitidum, et quum Tulliana luceat puritate, crebrum est in sententiis. Praeterea magna est rerum consequentia, et alterum pendet ex altero. Quicquid assumseris, vel finis superiorum, vel initium sequentium. Von des Paulinus Schriften haben wir noch 51 Briefe, die mehr von Seiten der Schreibart, als der Ausführung der vorgetragenen Materien Empfehlung verdienen, und 34 Gedichte, die zwar nicht ganz ohne Schönheit sind, aber doch weder in der Wahl und Bearbeitung des poetischen Stoffs, noch in der Versification dem hohen Begriff gleich kommen, den uns Ausonius davon machen will. Die vollständigste Ausgabe dieser Werke ist die vom Muratorius, Verona 1736. Fol.; doch verliert man nicht viel, wenn man statt derselben die Pariser Ausgabe des Joh. Bapt. le Brün vom J. 1685. 2. B. 4., nebst des Muratori ersten Bande der Anecdotorum hat.

den Theodosius, wie ehemals Cicero den Cato, und Xenophon den Agesilaus gelobet hatte (93).

Nach seinem Tode hielt der heilige Ambrosius in Mailand eine Leichen-Rede auf ihn. Dies Werk ist noch vorhanden, und hat großentheils die Fehler seiner Zeiten (94). Aber der Bischof, der es wagte, dem Herrn der Welt den Mord zu Thessalonich vorzuwerfen, und seinem Kaiser befahl, vor Gott und Menschen ein Verbrechen zu büßen, welches wilde Hofleute ihm gerathen, und kriechende Hofleute mit Beyfall begleitet hatten (95), verdient wohl Nachsicht

(93) Quintus Aurelius Symmachus, ein Römer von Geburt, wurde durch seine Stärke in der römischen Litteratur eben so berühmt, als durch seine Ehrenstellen. Wir haben noch zehn Bücher Briefe von ihm. Er hatte sich für den Tyrannen Maximus erklärt, und eine Lobrede auf denselben verfertigt. Wie derselbe nachher vom Theodosius überwunden war, sah sich Symmachus in die äußerste Verlegenheit gesetzt, und suchte in einer Kirche Schutz und Sicherheit. Auf Fürbitte seiner Freunde begnadigte ihn der Kaiser. Darauf schrieb er diese Rede zu seiner Vertheidigung und zum Lobe des Kaisers. S. Socrates Kirchengeschichte. B. V. Cap. 14.

(94) Sie steht im zweyten Bande seiner Werke S. 1197 nach der Ausgabe der beyden Benedictiner von der Congregation des h. Maurus, Jac. du Frisch und Nic. le Nourri, die in 2. B. Fol. zu Paris 1686 und 1690 herausgekommen ist.

(95) Das berühmte Blutbad, in welchem der Kaiser im J. 390. die Einwohner zu Thessalonich niederhauen ließ, weil in einem daselbst entstandenen Aufruhr Boterich, Magister militum in Illyrien, war erschlagen worden, und deswegen ihm Ambrosius nach-

sicht wegen der Fehler des Geschmacks, und wegen einiger vieleicht schwachen oder unreinen Redensarten. Das öffentliche Lob folgte dem Theodosius noch jenseits des Grabes. Es wurde verordnet, daß sein Gedächtnißtag jährlich durch eine feyerliche Rede sollte erneuert werden. Der heilige Johann Chrysostomus, der damals der berühmteste Redner des Christenthums und des Orients war, und zu dessen Bildung in der Beredsamkeit seine Religion, sein Charakter und sein Genie gleich viel beytrugen, hielt im Jahr 339 diese Rede (96), von der noch ein Theil in seinen Werken vorhanden ist. Damit endlich zum Ruhm des Kaisers nichts fehlen möchte, so errichtete ihm die Kunst Statüen, Obelisken und eine Säule, die den Säulen Marc Aurels und Trajans ähnlich waren.

Wenn man überhaupt die Regierung dieses Prinzen, seine Unternehmungen, seine Triumphe, seinen Fleiß in der Staatsverwaltung untersucht, und besonders den Vorzug, den so wenige Fürsten besitzen, bemerkt, daß er besser wurde, wie er den Thron bestieg, so scheint er einen Theil dieser Lobsprüche verdient zu haben. Fast alle Geschicht-

nachher den Eingang in die Kirche versagte, und ihn zur öffentlichen Büßung nöthigte. S. Theodorets Kirchengeschichte. B. V. Cap. 17.

(96) Die im Original angegebne Jahrzahl 339 ist vermuthlich ein Druckfehler. Es ist bekannt, daß die Rede im J. 399 gehalten wurde. S. le Beau Geschichte des morgenländischen Kaiserthums. Th. V. S. 477.

schreiber des Reichs haben ihn als einen großen Mann geschildert, der ein Beyspiel des Muths und der Sitten gab, sich bey den Barbaren Ehrfurcht erwarb, den Glanz der Siege durch Tugenden erhöhete, und auch in seinem häuslichen Leben seinen öffentlichen Ruhm nicht befleckte. Man siehet ihn, wie er die Hand seiner noch jungen Söhne dadurch übt, daß sie die Gnadenbriefe unterzeichnen müssen, die er den Missethätern bewilligte, wie er die Gefängnisse eröfnet und sich beklagt, daß er nicht auch die Gräber öfnen kann. Das berühmte Gesetz ist bekannt, wodurch er den Richtern verbot, diejenigen zu bestrafen, die sich durch Reden an ihm vergangen hätten. „Wenn der Beklagte, sagt er, aus Leichtsinn sprach, so muß man ihn verachten, „that er es aus Thorheit, so muß man ihn beklagen, wollte er uns aber beleidigen, so muß man „ihm verzeihen.“ Dieses Gesetz scheint in der Größe der Seele und Menschenliebe zugleich gegründet zu seyn.

Und wie? eben dieser Mann ließ, um einige Aufrührer zu strafen, eine ganze Stadt niedermetzeln? er ließ unter dem Vorwande eines Schauspiels alle Einwohner in den Circul versammlen, damit sie während der Sicherheit der Spiele, wenn sie sich ohne Vertheidigung befänden, desto leichter umgebracht, und zugleich das Blutbad desto allgemeiner gemacht werden könnte? er setzte sich recht vor, alle Empfindungen des Mitleidens zu unterdrükken, welche Geschrey, Thränen und Schwachheit viel-

vielleicht bey den Mördern selbst erregen möchten, und gab den ausdrücklichen Befehl, nichts zu schonen und alles ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts niederzuhauen? wie lassen sich so große Tugenden mit so großer Wuth vereinigen?

Das ist durch die Geschichte genug bewiesen, daß Theodosius von Natur einen heftigen Charakter hatte. Nachdenken, kaltes Blut und Rathschläge, mäßigten zuweilen die Hitze eines Kriegers, und den Stolz eines Fürsten; aber oft zerbrach der Löwe die Ketten, und diesmal wurde er schrecklich. Man weiß, daß er es bereuete; die Nachwelt mag beurtheilen, ob es Gewissensbisse geben kann, die groß genug sind, ein solches Verbrechen gut zu machen. Bey allem dem hätte doch nicht ein Panegyrikus auf diesen Prinzen gehalten werden müssen, ohne die Erlaubniß dazu von den Kindern, den Vätern, und den Gatten aller der Unglücklichen zu haben, die auf seinen Befehl von den Soldaten ermordet waren. Aber seit langer Zeit ist man gewohnt, den Menschen ihre Verbrechen zu verzeihen wegen der Tugenden die sie etwa besitzen, und es ist ein Glück, wenn sie es der Mühe werth halten, sich darum zu bewerben.

Gratian, der Schwachheit und Eifer hatte, der vielleicht kriegerischen Muth besaß, dem aber Muth des Geistes und Talente fehlten, den die Schriftsteller einer Parthey mit den besten Prinzen, die von der andern aber mit dem Nero verglichen haben,

haben, Gratian, dessen größtes Verdienst vieleicht darinn bestand, daß er den Theodosius zum Reich erhoben hat, und der nach einer Regierung von acht Jahren bey Paris überwunden, und zu Lion ermordet wurde, hatte auch seine Panegyristen. Der berühmteste von ihnen ist Ausonius. Er wurde zu Bourdeaux gebohren, welches damals das gallische Athen war. Sein Vater war Arzt, und er wurde Dichter und Redner. Er zog die Kunst die Menschen zu ergötzen und ihre Imagination zu verführen, der nützlichern aber oft betrügerischen Kunst vor, welche verspricht, sie zu heilen. Wir wissen, daß er die Beredsamkeit mit Beyfall lehrte. In allen Ländern giebt man sich Mühe, zur Erziehung der Prinzen die berühmtesten Männer aufzusuchen. Valentinian wählte ihn zum Lehrer seines Sohns, und wie Gratian auf den Thron kam, ernannte er ihn sogleich zum Statthalter von Gallien und Italien, und nachher zum Consul. Wie er ihm den zweyten Platz des Reichs gab, schrieb er an ihm: Ich bezahle was ich schuldig bin, und ich bleibe noch schuldig was ich bezahle. Darauf hielt Ausonius aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, Schüler und Fürsten den Panegyrikus auf den Gratian (97). Er ist bey weitem nicht so gut als der auf den Theodosius, den wir angeführt haben, und man sollte glauben, daß sie ein Jahrhundert

von

(97) Vom Magnus Ausonius haben wir ausser dieser prosaischen Rede noch verschiedene poetische Werke, wovon die Ausgabe des Joh. Bapt. Souchay, zu Paris 1730. 4. vorzüglich zu empfehlen ist.

von einander wären. In der Anlage hat das Werk gar kein Verdienst, im Stil ist es zwar zuweilen witzig, aber ohne Geschmack, Wohlklang und Anmuth. Fast allenthalben findet man rauhe Töne, die auf einander stoßen, Declamationen, übel angebrachte Figuren, Uebertreibung, und nicht die geringste Würde in den Gesinnungen. Es scheint als wenn das Gewicht der Ehre, die er erhalten hatte, ihn niederdrückte. Er wußte es nicht, daß es einen großmüthigen Stolz giebt, der selbst dem Wohlthäter zur Ehre gereicht, und eine Niederträchtigkeit im Danken, die ihn erniedrigen kann. Z. B. Mitten in seiner Rede macht er einen langen Commentarius über den Brief, den Gratian an ihn geschrieben hat, über jedes Wort, dessen er sich bedient hat, über den Rock, den er ihm geschickt hat, und endlich darüber, daß er ihn bey der Ernennung zum Consul den ersten und nicht den zweyten genannt hat. Ich weiß wohl, daß im Cicero selbst dergleichen kleine Züge von Eitelkeit vorkommen; aber der römische Redner ersetzt diese Schwachheit der Eigenliebe durch die Schönheiten des Stils, durch eine wohlklingende und sanfte Beredsamkeit, durch einen gewissen Stolz republikanischer Denkungsart, und endlich durch die Erinnerung seiner großen Handlungen, und die Vergleichung die er zwischen sich und den Großen von Rom anstellt, die unter den Bildern ihrer Vorfahren schliefen, stolz auf einen Namen waren, den sie entehrten, dem Staat nicht dienten, und ihn doch regieren wollten. allen Arbeiten auswichen, und auf alle Belohnun-

gen

gen Anspruch machten. Da schien ein edler Stolz die Eitelkeit zu erheben, und ihr etwas von seiner Größe mitzutheilen. Aber hier findet man dergleichen nicht. Man sieht einen Sklaven, der wenig Beredsamkeit besitzt, und seinem Herrn auf den Knien dankt; und man hat weiter keine Schadloshaltung, als einige Epigrammen und Wortspiele. Alles übrige ist klein, schwach und barbarisch. Das Zeitalter ist zu beklagen, wo man bey dergleichen Werken es dennoch dahin bringen kann, daß man berühmt wird.

Drey

Drey und zwanzigstes Capitel.

Von den panegyrischen Gedichten des Claudian, und des Sidonius Apollinaris.

Vom Panegyrikus auf den Theodorich, König der Gothen.

Während der Zeit, daß im Occident alles zum Untergange sich neigte, und die Unglücksfälle des Reichs, die Streifereyen der Barbaren, die Vermischung der Völker, der Despotismus oder die Unfähigkeit der Fürsten, das Schrecken der Unterthanen, der Geist der Sklaverey, und selbst der Contrast der alten Größe, wodurch der gegenwärtige Anblick noch kleiner wurde, den Geschmack verderbte und den Verstand und das Herz zugleich verengerte, sahe man einen Mann auftreten, den die Natur mit einer glänzenden und starken Einbildungskraft beschenkt hatte, und dem zu den größten Talenten vielleicht weiter nichts fehlte, als daß er nicht in einem andern Jahrhundert gebohren war. Er hieß Claudian; und ich führe ihn hier an, weil er verschiedene panegyrische Gedichte geschrieben hat. Er wurde zu Alexandrien gebohren, welches damals mehr wegen seines Platonismus und seines Handels, als wegen seiner Dichter berühmt war. Aus Egypten gieng er nach Italien, und erwarb sich bald großes Ansehen. Der Senat von Rom ließ ihm eine Statüe errichten,

und

und er erhielt Beyfall am Hofe des Honorius. Zum Freunde hatte er den berühmten Stilico, der zwölf Jahre lang der Beschützer seines Herrn war, und und da er müde wurde, im Namen eines Schattenbildes zu regieren, welches er verachtete, zuletzt selbst regieren wollte und umkam. Damals war die Freundschaft eines großen Mannes, der in Strafe verfiel, ein Verbrechen, und Claudian verließ den Hof. Man glaubt, daß er den übrigen Theil seines Lebens in der Einsamkeit und im Unglück zubrachte. In den Zeiten seines Wohlstandes verfertigte er die Menge von Lobgedichten, die wir von ihm haben; denn an dem Enthusiasmus für mächtige Männer sind selten andere als glückliche Leute krank.

Daß sieht man leicht, wie er den Stilico loben konnte, der freylich nicht Bürger, aber doch zugleich Minister und General war; aber Honorius, der wie sein Bruder, sein ganzes Leben hindurch ein Kind auf dem Throne blieb, der sich von den Erfolgen leiten ließ, aber sie niemals lenkte, der weder zu befehlen, noch vorher zu sehn, noch zu begreifen wußte, ein Kaiser, der nicht einmal Verstand genug hatte, um ein guter Sklave zu seyn, der bey seinem Bedürfnisse gehorchen zu müssen, doch seine Herrn zu wählen nicht verstand, dem man Günstlinge gab, weg nahm, und wieder gab, der unfähig zum Muth und selbst zum Hochmuth war, der im Kriege und mitten unter den Gefahren nichts weiter konnte als sich rühren, horchen, flüchten,

wieder

wiederkommen, um noch einmal zu flüchten, von weitem seine Schande von seinen Feinden erhandeln, und ihnen Geld oder Ehrenstellen geben, anstatt sie zu bekämpfen, Honorius, der acht und zwanzig Jahre lang auf dem Throne, und eben so lange in Gefahr war, heruntergestürzt zu werden, der bey seinem Leben sechs Nachfolger hatte und immer nur durch Zufall, oder Mitleid, oder Verachtung gerettet wurde — es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann, der Genie hat, sich die Mühe geben kann, auf einen solchen Fürsten zwey tausend Verse zu machen. Einigermaßen kann das den Panegyristen entschuldigen, daß er sein Gedicht noch beym Leben des Stilico schrieb, und daß damals wenigstens das Reich noch Größe hatte, wenn gleich der Kaiser nichts war. Unter den Talenten des Ministers verbarg sich die Kindheit des Prinzen. Honorius und sein Bruder glichen den Indischen Götzen, deren Ruf von ihren Priestern abhängt. Es ist ohnmöglich, Lobsprüche, deren Falschheit die Geschichte in jeder Zeile aufdeckt, mit Beyfall zu lesen; indessen enthalten diejenigen, die Claudian ertheilt, an sich selbst eine Menge einzelner Schönheiten. Eine Imagination, die sich zuweilen zum Glanz des Homer erhebt, Flug des Genies, Stärke in den Schilderungen, Bestimmtheit in eigentlichen Ausdrücken, Gemälde von großem Umfange, und sonderlich Reichthum in den Farben; das sind seine Schönheiten. Wenig Geschmack, oft falsche Größe, Einförmigkeit des Wohlklanges, der das Ohr anfüllen soll, es aber bald ermüdet und betäubt, zu wenig Ideen, und

sonderlich keine von den sanften Schönheiten, bey welchen die Seele sich ausruhet; das sind seine Fehler. Ueberhaupt siehet man an ihm einen Mann von großen Talenten, der in jeder Zeile wider seine Materie, und wider sein Jahrhundert anstrebt; aber oft verdirbt ihn sein Jahrhundert, und seine Materie schläfert ihn ein. Er gehört zu den Schriftstellern, welche Enthusiasten gemacht haben; aber die man lieber hochschätzen als lesen mag (98).

Nach ihm findet man den Sidonius Apollinaris, der weder seine Schönheiten noch seine Fehler hat. Für die erstern war er zu klein; und vielleicht konnte er auch nicht einmal die letztern erreichen. Er war zu Lion im Jahr 430 gebohren, wurde Bischoff zu Clermont im J. 472. und starb im J. 482.

(98) Der sel. Gesner, dessen vortrefliche Ausgabe von den Werken des Claudian mit einem Commentar Leipz. 1759. 8. herauskam, bestimmt in den Prolegomenen zu dieser Ausgabe sehr richtig Claudians poetischen Werth. S. 8. Noster poeta in summa ingenii felicitate non potest forte absolui ab Horatiano crimine (A. P. 34.) *Infelix operis summa*; sed habet tamen omnibus paginis, quae summus poeta illi inuideat, quae Virgilius scripsisse velit; vbique inuenias ingentis membra poetae. Seine satyrische Gedichte auf den Rufinus und Eutropius werden seinen Lobgedichten mit Recht vorgezogen. Von seinen Lobgedichten kann man sagen, daß selbst die Gegenstände seines Lobes zu dürftig waren, um dem Dichter genug würdigen Stoff zur Bearbeitung darzubieten, oder wie Scaliger in seiner Poetik B. VI. Cap. 5. urtheilt: Poeta maximus ignobiliore oppressus argumento de suo addit ingenio, quod materiae deest.

482. Er hatte die Liebe dreyer Kaiser, machte Lobschriften auf sie nach der Gewohnheit aller Zeitalter, und um sich nach dem seinigen zu richten, machte er sie in platten, harten und barbarischen Versen. Demohnerachtet fehlte es ihm nicht an Bewunderern, und er erhielt schon bey seinem Leben Statüen, womit man den Virgil nur erst nach seinem Tode beehrte. Er wurde sogar zum Patricier und Präfect von Rom ernannt. Würden und Ehrenstellen können zuweilen einen mittelmäßigen, listigen oder glücklichen Mann in den Augen seiner Zeitgenossen, erheben, aber die Nachwelt läßt sich dadurch nicht hintergehen. Dieser fremde Pomp verschwindet, und die Gunst der Fürsten kann niemals schlechte Werke verewigen. Obgleich Colletet Gnadengelder von einem Minister erhielt, so war er deswegen doch nicht weniger lächerlich; und der Cid ist um so viel mehr werth, weil er verfolgt wurde. Die Lobschriften des Sidonius Apollinaris, die so gut bezahlt wurden, sind in der Dunkelheit geblieben, und haben blos den Werth Gothischer Monumente, die dazu dienen, ein Jahrhundert kennen zu lernen, und eine Lücke in der Geschichte der Künste auszufüllen (99).

(99) Cajus Sollius Apollinaris Sidonius stammte von einer ansehnlichen gallischen Familie her. Sein Vater war Präfectus von Gallien gewesen. Von müttlicher Seite war er dem Avitus verwandt, der nachher die Kaiserwürde erhielt. Durch diesen Vorfall, der sich im J. 455 ereignete, sahe Sidonius für seine Ehrbegierde eine glänzende Laufbahn eröfnet. Er gieng mit dem neuen Kaiser nach Rom, und

Alles gerieth damals in Verfall, und das Reich im Occident, welches seit drey hundert Jahren erschüttert war, gieng unter. Die Nordischen Eroberer, die so oft Rom beraubt hatten, verbanden endlich Staatsklugheit mit ihrer Wuth, und wollten sich in dieser Stadt, die sie geplündert hatten, festsetzen. Das letzte Denkmaal, welches wir von der römischen Beredsamkeit haben, ist der Panegyrikus auf einen von diesen Barbaren. Es ist wahr, daß dieser

Barbar

und hielt auf ihn eine Lobrede, wodurch er sich eine eherne Bildsäule erwarb. Obgleich Avitus nachher den Thron verlohr, und Majorianus im J. 457 an seine Stelle kam, so litt doch Sidonius durch diesen Wechsel so wenig, daß er vielmehr an dem neuen Kaiser den großmüthigsten Beförderer fand, von ihm in den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, und mit der Würde eines Comes beehrt wurde. Diese Würde erwarb er sich durch eine Lobrede auf den Kaiser. Nach dem Tode desselben im J. 465 entzog er sich allen Staatsgeschäften, und lebte während der Regierung des Severus im Privatstande. Wie aber Anthenius im J. 467 den Thron bestiegen hatte, gieng er von neuem nach Rom, hielt eine Lobrede auf ihn, und erwarb sich die Gunst desselben dergestalt, daß er die Präfectur von Rom, das Patriciat, und die Senatorwürde erhielt, und ihm also zur höchsten Ehre nichts weiter fehlte, als das Consulat. Doch plötzlich entzog er sich der Welt, und widmete sich dem Dienst der Kirche. Im J. 472 wurde er Bischoff zu Clermont, und starb daselbst 488. Seine angeführten drey Lobreden sind poetisch, und befinden sich unter seinen 24 Gedichten. Von seinen sämtlichen Werken ist besonders die zweyte Ausgabe des Jacob Sirmond mit dessen Anmerkungen zu empfehlen, die nach dessen Tode durch Besorgung des Philip Labbe zu Paris 1652. 4. herausgekommen, und auch in dem ersten Bande der Werke des Sirmond befindlich ist.

Barbar ein großer Mann war. Es war der berühmte König der Gothen, Theodorich, ein Zeitgenosse des französischen Clodoväus. Da er in seiner Jugend als Geißel nach Constantinopel gebracht und daselbst erzogen war, so nahm er von den Griechen ihre Kenntnisse an, ließ ihnen aber ihre Laster und ihre Weichlichkeit. Bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland vollendete der Anblick eines stolzen und freyen Volks seine Erziehung. Er wurde Eroberer und Staatsmann, beschützte Byzanz, bezwang Rom, bauete und verschönerte es, nachdem er es erobert hatte, verband allenthalben Einsicht und Muth, stiftete verschiedene Gerichte für die Italiener und die Barbaren, und gab eine Menge weiser Gesetze, diese beyden getrennten Nationen zu vereinigen, so wie ehemals der Ueberwinder des Darius die Verbindung der Griechen und der Persier im Sinne hatte. Es ist schrecklich, daß es fast keinen berühmten Prinzen gegeben hat, der ohne Flekken gewesen wäre. Alexander entehrte sich durch den Mord des Clitus, und den noch grausamern Tod des Calisthenes; August durch die Verbannungen; Vespasian durch seine Auflagen und den Mord des Helvidius Priscus; Trajan durch seine Ausschweifungen im Wein; Hadrian durch seine Sitten, Constantin durch die Hinrichtung des größten Theils seiner Familie; Julian durch seinen Aberglauben; Theodosius durch das Blutbad zu Thessalonich; und Theodorich, von dem wir reden, durch den Mord des Symmachus. So selten ist es unter den Menschen, und sonderlich unter denen, die

das Unglück haben, mächtig zu seyn, Tugenden zu finden, welche rein, und große Charaktere, welche ohne Schwachheit sind. Zum Glück hat der Himmel großen Seelen zur Ergänzung ihrer Tugenden die Gewissensbisse gegeben. Theodorich glaubte in den letzten Augenblicken seines Lebens, wie man sagt, das blutige Haupt des Symmachus zu sehen, welcher ihn verfolgte. Es wäre für das Glück des menschlichen Geschlechts zu wünschen, daß diese Geschichte wahr wäre, und daß nach der Ausübung großer Laster zum wenigsten rächerische Schattenbilder diejenigen verfolgten, die durch ihren Rang und ihre Macht über die Gesetze sind (100).

Das war der Theodorich, auf den wir noch einen lateinischen Panegyrikus haben. Oft sind die Lobreden mehr werth als die Könige; hier trift sich aber das Gegentheil. Der Redner war, wie alle die übrigen, deren wir seit der Regierung des Diokletian erwähnt haben, ein Gallier. Er wurde im J. 473 gebohren und hieß Ennodius. Er verheyrathete sich, begab sich beym Leben seiner Frau unter die Geistlichkeit, machte sich unter den Gelehrten berühmt, wurde Bischof in Pavia im J. 510.,

(100) Symmachus, der die ansehnlichsten Ehrenstellen bekleidet, und sich durch seine Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit allgemeine Achtung erworben hatte, mußte im J. 524. oder 525 ein Schlachtopfer des wüthenden Argwohns des Kaisers werden. Ein gleiches Schicksal traf den Schwiegersohn desselben, den vortreflichen Boethius. Auch Papst Johann I. mußte auf Befehl dieses Königs sein Leben im Gefängniß beschließen. S. Muratori Geschichte von Italien Th. III. S. 383. ff.

510., und unternahm zwey Reisen in den Orient, wobey er die Absicht hatte, die beyden Kirchen zu vereinigen, aber sie nicht erreichte. Man erzählt, daß der Kaiser von Constantinopel, Anastasius, ihn auf einem halb vermoderten und der beständigen Gefahr des Schiffbruchs ausgesetzten Fahrzeuge zurück geschickt, und in allen Häfen von Griechenland das Verbot bekannt gemacht habe, ihn nicht landen zu lassen. Eine solche Handlung, da ein Feiger den Gegenstand seines Hasses, den er nicht öffentlich hinzurichten wagt, heimlich ums Leben bringen will, entsprach dem Hofe von Byzanz, an welchem der herrschende Geist zu allen Zeiten eine Mischung von Grausamkeiten und Schwachheit gewesen ist. Bey allem dem entgieng Eunodius der Gefahr, und starb drey Jahre nachher im J. 521. Er war Geschichtschreiber, Dichter und Redner, und sein Ruf war so groß, daß man ihn erwählte, den Panegyrikus auf den Fürsten zu halten, der Italien erobert und in Ruhe gebracht hatte. Dies Werk, wie ich schon gesagt habe, ist noch vorhanden, aber eine Lectur von der Art gleicht der Reise eines Antiquars unter Ruinen. Man weiß nicht, in welcher Sprache es geschrieben ist. Die sanfte Harmonie von der Sprache der Ciceronen und der Virgile ist verschwunden; man merkt schon allenthalben den Einfluß der wilden Dialekte des Nordens und jeder Redensart ist beynahe ein Räthsel, welches man auflösen muß (101). So war also damals, im Anfange des

sechsten

(101) Wir haben von diesem Magnus Felix Eunodius, außer dieser Lobrede noch Briefe, und einige andere

sechsten Jahrhunderts die Beredsamkeit, so wie Italien selbst, ein Raub der Barbaren. In einem Zeitraume von etwa fünf hundert Jahren waren Gesetze, Sitten, Künste, Staatsverfassung, Religion, selbst die Sprache verändert, und in dem Lande, wo Cäsar und Cato, Cicero und August, zu den Herren der Welt geredet, und so oft die Götter des Reichs bey dem Altar des Sieges zu Zeugen gerufen hatten, erhob jetzt ein Gallier, der Christ und Bischof war, in barbarischer Sprache einen Gothischen König, der mit seiner Nation von den Ufern des schwarzen Meers kam, um im Capitol zu regieren.

andere Schriften. Unter seinen Briefen zeichnen sich einige durch ihren merkwürdigen Inhalt aus; und die Lebensbeschreibung des Epiphanius, eines Bischoffs zu Pavia, verdient wegen der Sachen und des Stils unter seinen Schriften die erste Stelle. Auch hat sein Eucharisticon de vita sua den Nutzen, daß man seine Lebensgeschichte daraus kennen lernt. Von den sämtlichen Werken des Eunodius ist die beste Ausgabe die, welche Sirmond zu Paris 1611. 8. herausgegeben hat. Man findet sie auch in dem ersten Bande der Werke des Sirmond.

Ende des ersten Theils.

Zum
Ersten Theil von Thomas Versuch.

Außer der im Druck häufig vernachläßigten Interpunction und einer Menge anderer kleinerer Fehler, sind folgende, die den Sinn unverständlich machen, zu ändern:

S. 16. Z. 7. wilden l. milden.
S. 37. Z. 14. und l. wird.
S. 69. Z. 21. Vorsatze l. Vorsitze.
S. 122. Z. 31. In l. ich.
S. 126. Z. 26. gegründeten l. geründeten.
Z. 29. ersteren l. ernstern.
S. 133. Z. 14. wichtigsten l. richtigsten.
S. 147. Z. 20. bedeckt l. beherrscht.
S. 149. Z. 4. Mann l. Name.
S. 162. Z. 7. Freyheit l. Feinheit.
S. 189. Z. 19. Nutzen l. Stützen.
S. 222. Z. 4. Smyna l. Smyrna.
S. 225. Z. 15. der l. dem.
S. 228. Z. 1. Giechen l. Griechen.
S. 235. Z. 5 und 17. Smyna l. Smyrna.
S. 299. Z. 18. dem Cäsar l. der Cäsars.
S. 326. Z. 5. Wohl l. Wahl.
S. 330. Z. 9. bezeuget l. bewiesen.

Die letzten Bogen dieses Theils, nebst der Vorrede, hat der Herausgeber wegen der Entfernung des Druckorts nicht durchsehen können.

XXX X.89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thomas, Antoine Léonard, 1732-1785

Versuch über die Lobschriften

Bd.: Th. 1

Frankfurt a. O. (1775)

L.eleg.g. 399-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574776-2
VD18 80136443-001